







34583, VIII, G. f.

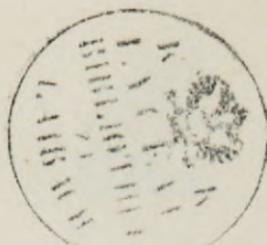




Durch das Britische Reich.

---

Zweiter Band.





# Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien —  
Oceanien — Canada.

Von

Alexander Freiherrn von Hübner.

---

Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brodhaus.

---

1886.



## Inhalt des zweiten Bandes.

Vierter Theil.

### Indien.

(Fortsetzung.)

- |  | Seite |
|--|-------|
| III. <b>Bombay.</b> Vom 7. zum 19. Februar 1884. — Puna. — Parbati. — Die Stadt der Eingeborenen. — Deffan College. — Die Ghat. — Parell. — Bombay. — Die Insel Salsette. — Ein „öffentliches Frühstück“. — Die Saison in Bombay. — Die Thürme des Schweigens. — Der Mann mit den Symbolen. — Goa (Pangim). — Die goanesishe Kirche. — Die Ufer des Mondovi. — Goa-Velha. — Achmedabad. — Baukunst und Sculptur. — Die gesellige Stellung der Affen. — Eine Hochzeit in der großen Welt . . . . .  | 3     |
| IV. <b>Rajputana.</b> Vom 19. zum 29. Februar 1884. — Historische Notizen. — Nach Mount Abu. — Mount Abu. — Das Klima. — Die Tempel. — Die Tiger. — Sunset- und Scandal-Point. — Durch die Wüste. — Der Palast des brittischen Residenten in Jodhpur. — Das Fort. — Besuch beim Maharaja. — Das diplomatische Corps des Vicekönigs. — Der Teich. — Uebermals Affen. — Die Gräber von Mandore. — Kailana. — Reise nach Jeypur. — Die Stadt Jeypur. — Der Palast des Maharaja. — Reformen der letzten Regierung. — Amber. — Socialpolitische Verhältnisse in Rajputana . . . . . | 34    |
| V. <b>Benjab.</b> Vom 1. bis 11. März. — Von Jeypur nach dem Raibarpaß. — Die Ufer des Indus. — Atof. — Physiognomie von Peshawar. — Ein Afghanenfürst. — Das Fort   |       |

	Seite
und die Kirchhöfe. — Der Raibarpaß. — Jamrud. — Lahor. — Ranjet Sing. — Schalimar. — Amritsir. — Der goldene Tempel. — Ein Gasthof in Delhi. — Divan=i-Kas. — Divan=i-Am. — Die Perlmoschee. — Die große Moschee. — Stimmung der Bevölkerung. — Katab Minar. — Der „Ridge“. — Physiognomie von Delhi. . . . .	75
<b>VI. Nordwestprovinzen.</b> Vom 11. zum 21. März. — Von Delhi nach Agra. — Eine Dorftragödie. — Die mongolischen Kaiser. — Die Monumente in Agra. — Die anglo-indischen Staatsbeamten. — Physiognomie von Allahabad. — Eingeborene Notabeln. — Benares. — Der Maharaja von Benares. — Die Ghat . . . . .	104
<b>VII. Sikkim.</b> Vom 21. zum 28. März. — Die indischen Eisenbahnen. — Von Kalkutta nach Darjeeling. — Sikkim. — Nepal. — Butan. — Physiognomie von Darjeeling. — Ausflug nach Ranjit Bazar. — Esoma de Körs . . . . .	130
<b>VIII. Bengalen.</b> Vom 28. März zum 9. April. — Kalkutta. — Die todte Jahreszeit. — Die Bildsäulen der großen Männer. — Pondichery. — Ceylon. — Abreise nach Australien. — Politische Uebersicht . . . . .	151

---

Fünfter Theil.

**O c e a n i e n .**

<b>I. Die Norfolkinsel.</b> Vom 17. zum 28. Mai 1884. — Newcastle. — Die Norfolkinsel. — Die Abkömmlinge der Meuterer an Bord der Bounty. — Eine Nacht bei dem Magistrat. — Die Barre. . . . .	185
<b>II. Fiji.</b> Vom 28. Mai zum 16. Juni. — Suva. — Mbao. — Takumbau. — Die Prinzessin Andiquilla. — Levuka. — Loma Loma. — Die Zustände vor und nach der Besitzergreifung Englands . . . . .	206
<b>III. Samoa.</b> Vom 17. zum 29. Juni. — Die Inseln Nina-Tobutava und Tafari. — Die Trader. — Apia. — Die Triumvirn. — König Mefietoa. — Die deutschen Handelshäuser. — Tutuila. — Pango Pango. — Hübner-Bucht. — Labour trade. — Die Missionare. — Die City of Sydney . . . . .	253

---

Sechster Theil.

**N o r d a m e r i k a.**

	Seite
I. <b>Ueberfahrt.</b> Von Tutuila nach San-Francisco; vom 29. Juni zum 14. Juli. — Die amerikanischen Steamer. — Die Sandwichinseln. — Die Verfassung. — Die Eingeborenen. — Honolulu. — Physiognomie der Stadt. — Die Chinesen. — Die königliche Familie . . . . .	309
II. <b>San-Francisco.</b> Vom 14. zum 28. Juli. — Die californische Nation. — Fortschritte und Aenderungen. — Eisenconstruction. — Clifffhouse. — Das Presidio. — Die Chinesen. — Die Einwanderer. — Die drei transcontinentalen Eisenbahnen . . .	318
III. <b>Durch den Continent.</b> Vom 28. Juli zum 20. August. — Die Ueberfahrt. — Columbia. — Astoria. — Eine Telegraphistin. — Ein Interviewer. — Portland. — Die Rocky Mountains. — Die Quellen des Missouri. — Der Mississippi. — Der Niagara. — Canada. — Die Städte. — Der St.-Laurent. — Die transcontinentale Eisenbahn. — Boston. — Newyork. — Newyork. — Eine unangenehme Viertelstunde . . . . .	326
IV. <b>Die Heimkehr.</b> Vom 20. zum 29. August. — Von Newyork nach Queenstown. — Lord Amythill. — Ende der Reise durch das Britische Reich . . . . .	348
<b>Schluß</b> . . . . .	352
<b>Anhang</b> . . . . .	373



Vierter Theil.

---

**I n d i e n.**

(Fortsetzung.)



### III.

#### Bombay.

Vom 7. zum 19. Februar 1884.

Punah. — Parbati. — Die Stadt der Eingeborenen. — Deffan College. — Die Ghat. — Parell. — Bombay. — Die Insel Salfette. — Ein „öffentliches Frühstück“. — Die Saison in Bombay. — Die Thürme des Schweigens. — Der Mann mit den Symbolen. — Goa (Pangim). — Die goanesishe Kirche. — Die Ufer des Mondovi. — Goa-Velha. — Achmedabad. — Baukunst und Sculptur. — Die gesellige Stellung der Affen. — Eine Hochzeit in der großen Welt.

Bei Tagesanbruch Abreise von Bolaram. Hierauf 24 höchst angenehme Stunden auf der Eisenbahn in Gesellschaft Sir Donald Stewart's und seines Adjutanten Obersten Chapman. Folgen zwei interessante Tage in Punah wo wir die Gäste des Generals Hardinge sind.

Was kann man von Punah sagen, dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Armee von Bombay? Es ist, einfach, wundervoll. Der „Bund“ ist ein Park mit breiten Baumgängen und Gärten in welchen die Wohnsitze der Europäer liegen. Am frühen Morgen sieht man dort junge Damen ihre englischen, ungarischen, australischen Pferde tummeln; Gouvernanten, die Brille auf der Nase, ihre Zöglinge spazieren führen, elegante Char-à-bancs mit Ponies bespannt, zum Lawn-tennis fahren. Um 8 Uhr ist mit der Morgenfrische all dies Leben verschwunden. Schweigen, Einsamkeit, Sonne und Staub werden

hier, bis zum Abend, als unumschränkte Gebieter herrschen. Man hat mir das Rathhaus, das Spital der Saffoon, einige Kirchen, ein Collegium und andere Gebäude gezeigt. Einen bedeutenden Eindruck auf die Einheimischen können sie nicht verfehlen. Leute, welche solche Niederlassungen gründen, müssen die Absicht und auch die Aussicht haben im Lande zu bleiben. Man sagt mir daß, von allen Hindu-, d. h. nichtmohammedanischen Gebieten in Britisch-Indien, die Maharatta-Staaten, besonders Punah, der Staat des 1818 besiegten und entthronten Peshwa, die einzigen sind in welchen entschiedene Abneigung gegen die englische Landesherrschaft vorherrscht.

---

Wer Parbati sah vergißt es nicht wieder. Es ist ein auf einem isolirten Hügel stehender Tempel. Wir erstiegen die Anhöhe auf breiten Stufen als der Elefant, welcher uns trug, plötzlich anhielt, mit dem Rüssel umherschlug, dumpfe Töne von sich gab und auf einem Beine zu pivotiren begann, etwa wie ein Circuspferd auf welchem man die spanische Schule reitet. Mir war zu Muth wie einem Luftschiffer der am Scheitel seines Ballons sitzt. Meine Begleiter, zwei junge Offiziere, lachten und ich lachte mit, aber dies Lachen schien mir ein wenig gezwungen und verwandelte sich erst in echte Heiterkeit als das widerpenstige Thier, durch den Stachel des Kornaß gebändigt, uns wohlbehalten am Eingange des Tempels absetzte.

Von der Ringmauer übersehen wir die heiligen Gebäude und ihre Höfe, und, tiefer unten, einen gelben, schwarzgefleckten Teppich: die versengte Ebene von Punah besäet mit vereinzeltten Baumgruppen. Den Rahmen bilden die Ghat\* und die Anhöhen von

---

\* Die Ghat sind Bergketten welche, auf beiden Küsten der Gangeshalbinsel dem Ocean entlang ziehend, die zur Hochebene des Dekkan führenden Staffeln bilden.

Satara. Der Himmel ist safrangelb, und die untergehende Sonne, leichte Nebelschleier zerreißend, ergießt ihr magisches Licht über die weite Landschaft. Der Brahmine des Tempels zeigt mir mit dem Finger einen größern dunkeln Fleck. „Dies ist Kirki“, sagt er, „dort haben uns die Engländer vernichtet.“ Und so ist es. Hier plante und auf dieser Ebene vollzog Mountstuart Elphinstone, mit Hülfe seiner Generale, die Zerstörung des mächtigen Reiches der Maharatta. General Wellesley, der nachmalige Herzog von Wellington, hatte schon früher den mohammedanischen Eroberern den Weg nach dem Süden verschlossen. Seringapatam und Kirki sind zwei große Etappen auf der glorreichen aber blutgetrnkten Heerstraße welche England, mit wechselndem Geschicke aber endlichem Erfolge, zur Herrschaft Indiens geführt hat. Delhi sah die Vollbringung des Werkes.

---

Ein Morgen- und ein Abendbesuch in der indischen Stadt. Es sind dies die belebtesten Stunden des Tages, besonders der Abend, wenn die Dämmerung die bewegten Massen, die feierlichen Umzüge, die Hochzeitsgeleite, die blumenbeladenen Gläubigen an den Tempelthoren in ihre durchsichtigen Schleier hüllt. Welcher Gegensatz mit dem englischen Cantonnement! Dort Bequemlichkeit, Luxus, Pracht! Hier alles Poesie, ein Traum, ein Feenmärchen.

In dieser Stadt fehlt das mohammedanische Element nicht gänzlich, aber das hinduische herrscht vor. Mein Auge ist zu ungebt um sie zu unterscheiden.

---

Deffan College ist ein stattliches Gebäude. In einem geräumigen Saale finde ich ein Duzend junger Hindu von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren versammelt. Sie studiren Bacon

und Shakspeare! Heute Abend werden öffentliche Vorträge gehalten. Die These: die Engländer in Indien (!) scheint mir in Punah einigermaßen gewagt. Jedermann spricht hier, was ich vollkommen begreife, von dem englischen „Prestige“. Nur mit Hülfe des Prestige können eine Hand voll „Civilians“, Staatsdiener, und 60= oder 70000 englische Soldaten 250 Millionen Indier in der Unterwürfigkeit erhalten. Aber wird der Prestige erhöht durch solche Besprechungen? — „Genießen die Studenten“, fragte ich einen jungen englischen Professor, „der vollen Redefreiheit bei ähnlichen Gelegenheiten?“ — „Ganz gewiß“ war die Antwort. Diese Vertrauensseligkeit und diese Achtung vor der individuellen Freiheit sind, ohne Zweifel, höchst löblich. Ich möchte mir aber doch die Frage erlauben ob es klug ist für die jungen Maharatten, deren Anhänglichkeit an die herrschende Macht, auf das gelindeste gesagt, zweifelhaft, ähnliche Gegenstände der Besprechung zu wählen, wie die „Anwesenheit der Engländer in Indien“? Könnten die jungen Herren nicht eines Tages den Abzug der Engländer auf die Tagesordnung setzen?

---

Sieben Stunden auf der Eisenbahn. Sie steigt jählings die Ghat hinab, windet sich senkrechten Felswänden und Abgründen entlang, zuweilen unter Blöcken welche anscheinend in der Luft hängen, passirt zahlreiche Tunnel und erreicht endlich das Gestade des Arabischen Meeres. Die brennende Atmosphäre und die üppige Tropennatur lassen die Reisenden fühlen daß sie das, verhältnißmäßig, kühle Dekkan hinter sich haben.

---

Parell (Bombay). Vom 9.—12.; vom 14.—16. Februar. — Sir James Fergusson, Gouverneur der Präsidentschaft von Bombay, hatte mir die Gastfreundschaft angeboten.

Ich verließ also die Bahn auf einer von der Hauptstadt sechs Meilen entlegenen Station, in der Nähe von Parell, wo sich die officielle Residenz des Gouverneurs befindet.

Government-House war einst ein Collegium der Jesuiten. Im Jahre 1720 nahm es die ehemalige Ostindische Compagnie in Besitz. Der untere Theil des Hauptschiffes der Kirche ist die Halle, der obere der große Saal des Palastes geworden. Nur die massive Festigkeit des Gebäudes erinnert an die ehemaligen Eigenthümer. Es ist ein Prachtbau aber, leider, ungesund im Sommer. Um diese Zeit flüchteten die Bewohner nach Malabar-Point in Bombay, oder nach dem Government-House unweit Puna. Hier wie in Madras, fallen mir die reiche Einrichtung auf, die Zahl der Diener, der Equipagen, der Pferde, die reichen Livreen, dazu der nüchterne, elegante und keineswegs theatralische Luxus des ganzen Haushaltes. Vom europäischen Gesichtspunkte beurtheilt, erscheint die Pracht übertrieben. Nicht so wenn man bedenkt daß Indien nicht nur von Engländern bewohnt ist, daß die Regierer des Reiches, in ihrer Art zu leben, nicht allzu sehr hinter den Maharaja und Naboben zurückbleiben dürfen, und daß der Orientale die Macht mißt mit dem Maßstabe des Prunkes der sie umgibt.

---

Bombay\* ist unzähligmal beschrieben und abgebildet worden; aber weder Schriftsteller noch Maler vermochten je ein ähnliches Conterfei zu liefern. Es scheint dies eben eine unmögliche Aufgabe. Ich werde nicht versuchen sie zu lösen. Nur meine Eindrücke wiederzugeben sei mir erlaubt.

Die Stadt nimmt den südlichen Theil einer schmalen und langen Insel ihres Namens ein. Ein Damm verbindet sie mit der Insel Salfette und dem Festlande. Im Westen von dem

---

\* Bevölkerung 773000.

Arabischen Meer, im Osten durch die stillen Wasser eines inselbesetzten Golfes bespült, welcher, in Form eines Dreieckes, von Norden tief in das Land eindringt, entsendet die Insel Bombay nach Süden zwei niedrige und schmale Promontorien von ungleicher Länge. Das eine, das westliche, Malabar-Hill, der Wohnsitz der Macht, der Eleganz und des Reichthums, hat sich mit hübschen Häusern, Cottages und Villen bedeckt, alle wie begraben unter der Laubfülle einer üppigen Tropennatur. Die hohen Beamten, Richter, Consuln, die Spitzen des Handelsstandes haben dorthin ihre Penaten getragen. Wer sich selbst achtet wohnt in Malabar-Hill. Bringt nicht der Gouverneur alljährlich einige Monate in Malabar-Point zu? Dies hohe Beispiel genügt. Aber um in dem privilegierten Stadtviertel zu bauen und zu wohnen ist die weiße Hautfarbe eine unerläßliche Bedingung. Selbst die Parsi, die Krösche von Bombay, sind, während ihrer Lebzeiten, ausgeschlossen. Nur ihre Leichen werden zugelassen um in den Thürmen des Schweigens, welche dies irdische Paradies krönen, von Nasgeiern gespeist zu werden.

Das andere Promontorium, Colaba genannt, trägt auf seinem äußersten Vorsprunge, welcher die Südspitze von Bombay bildet, die Sternwarte und den Leuchtturm.

Zwischen diesen beiden Landzungen oder Promontorien erstrecken sich mehrere Stadtviertel welche, mit Malabar-Hill und Colaba, die nur für kleine Fahrzeuge zugängliche „Hintere Bucht“ auf drei Seiten umrahmen.

Die maritime Thätigkeit findet ihren Mittelpunkt auf der Ostküste der Bombayinsel. Dort ist der geräumige, durch ein Fort vertheidigte Hafen welcher sich, gegenüber von der Insel Elephanta und dem Festlande, nach dem Golf öffnet. Die große Belebtheit auf seinen Wassern zeugt von der Bedeutung der Metropole des indischen Handels.

Den Reiz Bombays macht seine Mannichfaltigkeit aus: Mannichfaltigkeit des Terrains, der Gassen, der Bevölkerung. Den Spaziergang beim Leuchtturm von Colaba beginnend,

richten wir unsere Schritte gegen Norden. Rechts erstrecken sich zwei Wasserflächen: der Ocean. Nun haben wir den Appollobund erreicht, und nach einem gut zubereiteten und gut aufgetragenen Frühstück im Nacht-Club dringen wir in die eigentliche Stadt ein. Da sind zuerst die Esplanade und ihre monumentalen Gebäude, das Secretariat mit den Kanzleien des Gouverneurs, die Universität, die Herberge der Seeleute; weiterhin die anglikanische Kathedrale aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, das Stadthaus und viele andere Bauten in modern englischem Geschmack.

In den Stadtvierteln der Parsi und der Hindu möchte man tausend Augen besitzen. Die Vorübergehenden und eine Menge hübscher, häßlicher, sonderbarer, jedenfalls mir neuer Gegenstände fesseln unsere Blicke. Noch einige Schritte, und wir sind wieder in Europa, in den großen Arterien welche nach Bycalla führen, der nördlichen Vorstadt, welche einem der berühmtesten Clubs in Indien ihren Namen gibt. Hier endigt die Stadt. Plötzlich verstummt der Straßenlärm. Um nach Parell zurückzufahren führt mich der Weg über eine große Wiese wo man nachts keinem menschlichen Wesen begegnet. Glücklicherweise reist der Europäer allenthalben mit vollkommener Sicherheit. Zwischen dem Indus und dem Cap Comorin, zwischen den beiden Meeren und bis zum Fuße des Himalaja ist die weiße Hautfarbe, bei Tag wie bei Nacht, ein Talisman der vollkommene Sicherheit verbürgt.

Rehren wir nach der Stadt der Eingeborenen zurück. Mit Ausnahme des Parsiviertels, welches wie seine Bewohner einen besondern Charakter trägt, unterscheidet sie sich wenig von den übrigen Städten Indiens. Aber die belebte Natur ist verschieden. Zunächst sieht man viele Frauen, welche anderwärts sich nur selten zeigen. Hier begegnet man ihnen allenthalben. Betrachten wir diese Gruppe! Es sind Parsiweiber. Wir erkennen sie als solche an den grellen Farben ihrer Gewänder und an dem künstlerischen Faltenwurfe ihrer Schürzen, am schlanken,

hohen Buchse und an den anmuthigen Bewegungen, am klaren schwimmenden Blick, den langen Augenwimpern, den ovalen Wangen. Und welche Gestalten! Sie erinnern an die größten Schöpfungen der griechischen Kunst! Und alles schwächt, flüstert, lacht. Ja, diese Weiber lachen. Nichts ist in Indien seltener als ein Lächeln. Aber Lachen? Niemals. Ich habe wol gesehen wie Diener, als Ehrfurchtsbezeigung gegen den Herrn, die Mundwinkel auseinanderzogen, aber sie brachten doch nur eine Gesichtsverzerrung und kein ehrliches Lächeln zu Stande. Bei uns gähnt man nicht in guter Gesellschaft, hierzulande lächelt man nicht.

Hinter dieser von der Sonne beleuchteten, farbenprächtigen Gruppe in der Mitte der Straße gleiten, im Schatten der Häuser, Hindumädchen vorüber. Diese Kanephoren in weißer Tunica, mit der classischen Amphora am Scheitel, scheinen verkleidete Göttinnen des Olymps. Hier und da wird ein Derwisch sichtbar, die Geißel der eingeborenen Gesellschaft, mit dem gehässigen, falschen, unheimlichen Blicke, dem struppigen Haar, seine Blöße kaum mit einigen Lumpen verhüllend, eine Ekel und Grauen einflößende Erscheinung. Das Gedränge wirkt an manchen Stellen beklemmend. Alle Sekten und Stämme Indiens sind hier vertreten: ein zwischen den Häusern sich langsam verschiebender Knäuel menschlicher Wesen. Die Tempel sind hier nicht hinter hohen Mauern verborgen, sondern öffnen ihr Inneres unmittelbar nach der Straße. Groteske Heiligenbilder zieren die Façaden. Gläubige mit Kränzen und Blumensträußen in der Hand belagern die Eingänge. Ja, die alten Götter herrschen noch. Die christliche Civilisation hat die unvollkommenere aber ältere Gesittung noch nicht überwältigt. Die beiden Ströme begegnen, durchkreuzen, bekämpfen aber vermischen sich nicht.

---

Die Umgegend von Parell ist ein tropischer Park, dessen einzelne Partien eine gewisse Abwechslung gewähren; aber

im Grunde ist die Landschaft doch allenthalben dieselbe: dichte Gruppen von Bananenbäumen, darüber der entfaltete Fächer der Cocospalme, Teiche eingefasst von Cocospalmen, Cocospalmen längs den endlosen Avenuen. Hier und da kleine Tempel. Das Ganze belebt durch das ewige Spiel von Licht und Schatten.

Wir kamen, der Gouverneur und ich, von einer Spazierfahrt nach der Insel Salsette zurück. Am Strande stehen hübsche Landhäuser, meist von Gärten umgeben. Die Besitzer sind Parsi. Es ist ihr Malabar-Hill. Von weitem gesehen versetzen diese Villen nach Europa, aber bei näherer Betrachtung erkennt man den Orient.

Wir kamen an drei oder vier „portugiesischen“ Kirchen vorüber. So werden die von eingeborenen Priestern besorgten katholischen Kirchen genannt. Unter der allgemeinen Bezeichnung „Portugiesisch“ oder „Goanesisch“ versteht man Abkömmlinge eines portugiesischen Vaters und einer eingeborenen Mutter. Diese Rasse wurde, im Laufe des Jahrhunderts, mehr oder minder indisch. Die Goanesen bilden in diesem Theile der Halbinsel bei weitem die Mehrzahl der eingeborenen Christen und hängen, obgleich sie die Sprache ihrer Väter längst vergessen haben und ein verderbtes Hindustani sprechen, mit warmer Liebe an Portugal.

Wir befinden uns in voller „Saison“. Jeden Abend Diners, Bälle, große Empfänge und Concerte in Parell sowol als in der Stadt. Bombay bewahrt seinen Ruf als erstes sociales Centrum in der anglo-indischen Welt. Schon Mountstuart Elphinstone rühmt den Ton der hiesigen Gesellschaft und stellt, in dieser Beziehung, Bombay über Kalkutta.\*

---

\* Parell, 3. December 1819. „Life of the Hon. M.-S. Elphinstone“ (London 1884).

Auch im Government-House nimmt man es mit den anderwärts bei officiellen Empfängen beobachteten Formen nicht allzu streng. Während allenthalben der Gouverneur, als Repräsentant der Königin dem Hofgebrauche gemäß, erst im Salon erscheint wenn die ganze Gesellschaft versammelt ist, fällt hier der Etikette bange Scheidewand, und der Vertreter Ihrer Majestät benimmt sich wie ein gewöhnlicher Sterblicher.

Ich hatte Gelegenheit einem „öffentlichen Frühstück“ beizuwohnen. Diese Gewohnheit stammt aus dem vorigen Jahrhundert. Eine Anzeige in den Zeitungen ladet Personen welche den Gouverneur zu sprechen wünschen für den nächsten Tag zum Frühstück ein. Um zugelassen zu werden bedarf es nur der vorläufigen Angabe des Namens im Secretariat. Gestern war die Zahl der Erschienenen größer als gewöhnlich; fast sämmtlich Engländer, doch auch einige Eingeborene, meist Parsi. Ich möchte nicht verbürgen daß sie alle mitaßen, aber sie saßen mit uns an vier großen runden Tischen. Man begab sich sodann in den Garten wo jedermann Gelegenheit fand sich mit dem Gouverneur allein zu unterhalten. Diese Sitte, scheint mir, wäre auch unserm officiellen Europa zu empfehlen. Alles kommt darauf an daß die Geschäfte nicht vor sondern nach der Mahlzeit besprochen werden.

---

Heute Abend großer Ball der englischen Gesellschaft im Hause eines vornehmen Parsi. Bekanntlich bilden seine Landsleute, in Bombay, ein sehr bedeutendes Element. Der Saal war reich geschmückt, theils im europäischen theils im orientalischen Geschmack. Der Herr vom Hause erinnerte mich an die großen Kaufherren der „Tausendundeinen Nacht“. Mich störte nur der Gedanke daß der Körper dieses Mannes einst Geiern zur Speise dienen wird. Die Damen seiner Familie erschienen natürlich nicht. Man sah nur Engländerinnen, einige schön,

einige hübsch, keine entschieden häßlich, alle in eleganten und frischen Toiletten. Jedermann nahm am Tanze theil, einige mit offenbarem Genuß — mir unbegreiflich bei dieser Temperatur — andere aus Pflichtgefühl. Ich sah wie alte, im Dienst ergraute Krieger ernst und gewissenhaft, ihre Pas ausführten; gleich Männern die gewohnt sind, unter allen Umständen, ihre Schuldigkeit zu thun. Die englische Gesellschaft kennt keine Altersgrenzen, woran sie recht thut. Sie überläßt es der Natur einen jeden, zur richtigen Zeit, in den Pensionsstand zu versetzen. Die Tänzer zerfallen in zwei Kategorien, in begeisterte Adepten Terpsichore's und in Gewissenhafte, in Männer der Pflicht. Diese letztern sind für mich ein Gegenstand der Bewunderung und des Bedauerns. Nichts ist weniger unterhaltend als die Art in der sie sich unterhalten, aber nichts ist unterhaltender als zu sehen wie sie sich unterhalten.

---

Der österreichische Consul Herr Stockinger hatte die Güte mich heute Nachmittag nach Malabar-Hill zu begleiten. Wir erstiegen die Anhöhe im Schweiß unsers Angesichts, kamen vor einer hohen Mauer an und betraten, von den Thorwächter ohne Schwierigkeit eingelassen, einen reizenden mit Blumen, blühenden Hecken und Wohlgerüchen erfüllten Garten. In der Mitte stehen drei, etwa 20 Fuß hohe, dachlose, runde Thürme. Die tiefe Stille welche hier herrscht — das „Schweigen“ welches den Thürmen ihren Namen gibt — wurde plötzlich durch Geträchze und Flügel Schlag unterbrochen. Eine Menge großer Nasgeier kamen aus dem nahen Gehölz eines indischen Stadtviertels herbeigesflogen und ließen sich auf dem Gesims eines der Thürme nieder. Dicht aneinandergedrängt, einen schwarzen Kranz bildend, unbeweglich, das schmutzige Gefieder sträubend, erwarteten die scheußlichen Thiere die Ankunft ihrer Beute. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Ein kleiner Leichenzug, mit den Resten

eines Parsi, von Verwandten und Freunden getragen, betrat den abgeschlossenen Raum. Hinter der Bahre schritten zwei bärtige Männer deren Amtes es ist den Körper den Vögeln vorzuwerfen. Andere Religionsgenossen, sämmtlich in weißer Kleidung, gingen hinterher. Nach einem kurzen Halt vor den zwei heiligen Hunden welche die Identität der Verstorbenen constataren trugen die beiden Bärtigen den Todten in den Thurm. Niemand durfte ihnen dahin folgen. Mit grausenhaftem Aechzen stürzten die Vögel auf den Leichnam. Von dieser Scene waren wir nur Ohrenzeugen. Nach einer halben Stunde schien das Mahl geendigt. Die Geier erschienen wieder am Rande des Thurmes und flogen schwerfällig und krächzend nach ihrem Horste zurück. Mittlerweile hatten die beiden Bärtigen das Skelet des Parsi in eine Oeffnung des Thurmes geworfen. Die Zeit wird es in Staub verwandeln.

Ein Reisender des 17. Jahrhunderts erklärte diese sonderbare Art der Bestattung durch die Verehrung der Anhänger Zoroaster's für die Elemente. Die Berührung einer Leiche besudelt, und vor dieser Verunreinigung will man die Elemente bewahren.

Die Parsi sind ein schöner Menschenschlag, erkenntlich an der hohen Gestalt, der Adlernase, den mandelförmig geschlitzten Augen, einem ernstern, durchdringenden, gedankenvollen Blick, und an den entschieden kaukasischen Gesichtszügen. Kopfbekleidung, die weiten Gewänder sowie die Gesichtsbildung erinnern an Persien, das Land dem sie entstammen und dessen Namen sie noch tragen. Unter allen asiatischen Bewohnern der Gangeshalbinsel stehen sie durch Erziehung, Wissen, Kenntniß fremder Länder, und Geschmack an Reisen, dem Europäer am nächsten. In dieser Beziehung bilden sie mit dem Hindu einen augenfälligen Gegensatz. Viele von ihnen sprechen englisch. Auf meinen Wanderungen in den Stadtvierteln der Eingeborenen geschah es mir mehrmals daß ich nach dem Wege fragen mußte. Ich wandte mich immer an Parsi in englischer Sprache und wurde stets verstanden. Fast alle sind Kaufleute oder Handwerker, und

leben in fortwährendem Geschäftsverkehr mit den Engländern. Und dennoch trennt sie ein Abgrund von Letztern. Europäische Civilisation konnte die Oberfläche glätten. Mehr vermochte sie nicht. In seinem Gemüth, in seiner geistigen Anschauung blieb der Parsi was er war und ist seit Jahrtausenden.

Die Berührung eines Todten besudelt. Selbst die beiden härtigen Männer, nach der Meinung der Parsi die niedrigsten Geschöpfe ihrer Gemeinde, tragen Handschuhe und berühren die Leichen nur mit Zangen. Man würde das Feuer verunreinigen, wenn man sie verbrennte; das Wasser, wenn man sie, wie die Hindu, den heiligen Fluten übergäbe; die Luft, wenn man gestattet daß die Ausdünstung der vermodernden Körper sie verpestete; die Erde, wenn man sie in ihr begräbe. Dies erklärt den Vorgang welchem ich, nicht ohne einige Bewegung, beiwohnte. Der scheußliche Fraß vollzieht sich zwar hinter den Coulißen, so wie die griechische Tragödie die Verübung der Unthat dem Auge des Zuschers entzog. Aber, durch das Prisma der Einbildungskraft, sieht man genug um sich mit Abscheu abzuwenden. Die Wirkung des halb Verhüllten ist um so gewaltiger.

Aber lenken wir die Augen ab von dem Festgelage der Harpyien. Blicken wir um uns. Bombay liegt zu unsern Füßen; die Stadt, die Bucht, das Meer! Im Südosten erräth man den Hafen an dem Walde von Masten deren Spitzen allein sichtbar sind. Ueber dieselben hinaus, am Horizont, Felsen und Eilande von phantastischen Umrissen, nackt oder mit Heidekraut bekleidet, alle von der Sonne vergoldet. Ganz in der Nähe, unter uns ein in Cocosbäumen gehülltes Stadtviertel der Eingeborenen. Ueber die Baumwipfel hinweg, durch die Spalten ihrer geöffneten Fächer, hinter durchsichtigen, von der Entfernung gewebten Schleiern, die stattlichen Gebäude der Esplanade und von Colaba. Weiter gegen Osten eine verworrene Häusermasse mit einigen ragenden Kirchtürmen: dies ist die eigentliche Stadt Bombay. Zur Rechten bespült das Arabische Meer den Fuß der Anhöhe auf welcher wir stehen. Es ist eines der schönsten

und, dank der Vielfältigkeit seiner Elemente, reichsten Panoramen der Welt. Man könnte es einzig in seiner Art nennen. Aber die Nähe der Thürme des Schweigens schmälert den Genuß. Ohne sich von den Ursachen Rechenschaft zu geben, fühlt man sich gewissermaßen beunruhigt. Es ist ein gemischtes Gefühl von Entzücken und Abscheu. Man freut sich und man bedauert von dem Orte zu scheiden.

Ich machte die Bekanntschaft eines jungen Mohammedaners der in Paris und London studirt hat. Er war in frühester Jugend nach Europa gekommen und spricht sehr gut englisch. Wir hatten ein langes Gespräch welches, allmählich, eine ernste Wendung nahm. Ich frug ihn: „Glauben Sie was der Koran Ihnen zu glauben vorschreibt?“ — „Die europäische Civilisation enthält nichts was meinem Bekenntnisse entgegenstände.“ — „Dies ist keine Antwort. Glauben Sie daß Mohammed der Prophet Gottes war?“ — „Ja, warum nicht? Was er lehrte war das Symbol der philosophischen Wahrheit.“ Dabei blieb er. „Was denken Sie von den Brahminen? Glauben sie an ihre unzähligen Götter?“ — „Nein, sie sind zu aufgeklärt. Jene von ihnen welche englischen Schulunterricht genossen müssen einsehen daß die Götzenbilder nur die Symbole der philosophischen Wahrheit sind.“ — Immer Symbole! Ich bat ihn mir zu sagen was er unter diesem Worte verstehe. Er suchte vergebens nach einer Antwort. Verdruß, Verlegenheit und, ich glaube mich nicht zu irren, Zweifel malten sich auf seinem Antlitz mit den feinen Zügen und dem sanften und geistreichen Ausdruck. Ich sage mit Bedacht: Zweifel an seinem Symbole. Natürlich, lenkte ich sofort das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Man sagt mir, er gehöre zu den begabtesten und geistig hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Klasse. Aber eine allgemeine, nichts sagende Formel, ein leeres Wort, genügt ihm um alles zu erklären.

Dies erinnert mich an ein kleines Abenteuer welches mir in Paris am 2. December 1851, am Tage des Staatsstreichs, begegnete. Ich wandelte die Boulevards hinauf. In der Nähe der Porte St.-Denis angelangt, gewahrte ich im Mittelpunkte eines kleinen Volkshaufens ein Individuum welches, unter lebhaftem Beifall der Zuhörer, unablässig dieselben Worte wiederholte: „Brüder, setzen wir uns nieder zum Banket der Natur.“ Ich bahnte mir den Weg durch die Menge und frug ihn: „Bruder, was verstehen Sie unter Banket der Natur?“ Er suchte nach einer Antwort, fand sie nicht, begann zu stammeln, gerieth in Verwirrung und sagte am Ende: „Ein Banket ist ein Banket, ein Banket wie deren in Amerika stattfinden.“ Seine Zuhörer, welche ihn eben erst beklatscht hatten, wurden mit einemmale mißtrauisch, wiederholten meine Frage in immer drohenderm Tone, und würden ihm wahrscheinlich übel mitgespielt haben wenn nicht in diesem Augenblick ein plötzlicher Angriff der Truppe die Versammlung zersprengt und der Verlegenheit des bedrängten Volksredners ein Ende gemacht hätte. Für mich war es ein Lichtstrahl. Der Mensch, welcher das Neue sucht, gleichviel ob auf den Wegen der philosophischen Speculation, oder auf einer Barrikade mit dem Revolver in der Hand, klammert sich an die erste beste Formel, aber er wirft sie von sich mit derselben Leichtigkeit unter dem Einflusse des ersten Sceptikers dem er begegnet. Vielleicht war dies der Fall des Mannes mit den Symbolen. Gewiß, die Wissenschaft zerreißt die Nebel des Aberglaubens, sie stürzt die falschen Götter, aber sie bewerkstelligt dies nicht ohne im Herzen des Adepten eine gewisse Leere zurückzulassen. Wird diese nicht ausgefüllt durch neue Ueberzeugungen, so handelt er wie der Ertrinkende der sich an einen Strohhalm klammert. Er bemächtigt sich irgendeiner hohlen Formel, aber, beim ersten Zweifel der in ihm aufsteigt, wirft er sie von sich: der Strohhalm bricht in seiner Hand, und er verfällt dem Nichts.

Goa. Vom 12. zum 17. Februar. — Der Güte Sir James Fergusson's, welcher seine Nacht zu meiner Verfügung stellte, verdanke ich die genußreiche Reise nach Goa.

Am 12., bei Tagesanbruch, verließ die Mary-Frere den Hafen von Bombay, glitt rasch der hügeligen Küste entlang und ankerte, am nächsten Morgen um dieselbe Stunde, vor Pangim oder Goa-Nova, der Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien. Ein reizendes Gemälde entrollte sich vor unsern Blicken. Dichte Cocoswälder bedecken die Ufer des Mondovi bis an seine Mündung in die Bucht, höher hinauf zwei grünen Bändern gleichend welche seine Wasser umsäumen. Im Hintergrunde, die lichtumflossenen Firnen der Ghat. Die Thäler hüllte noch die Nacht in ihre Schleier.

Pangim, eine kleine hübsche Stadt, liegt hart am Flusse. In den Straßen alte indo-portugiesische Häuser, prachtvolle Bäume, wenig Frauen aber viele Männer, alle von mehr oder weniger dunkler Hautfarbe je nach dem größern oder kleinern Zusatz indischen Blutes in ihren Adern. Den wenigen Weißen, durchweg Offiziere oder Beamte, spricht das Fieber aus den blassen Zügen, den hohlen Wangen und matten Augen. Das Volk ausgenommen, trägt alles europäische Tracht. Jedermann ist mit einem kolossalen Sonnenschirm bewaffnet. Die Leute gehen langsam einher, ihre Beine mühselig nach sich schleppend. Man könnte sie für Kranke halten die eben das Spital verließen. Es sind aber keine Kranke sondern nur Müßiggänger die nicht wissen wie sie ihre Zeit tödten sollen, und welche die Langeweile zu Hause fliehen um sie auf der Gasse wiederzufinden.

Der Palast des Gouverneurs, eine Gruppe von Gemächern, auf portugiesisch casas, Häuser, genannt weil ein jedes von ihnen sein eigenes Dach besitzt, fällt durch seine Unregelmäßigkeit und durch die Anzeichen eines langen und langsamem Wachsthum

auf. Nahebei vier Jahrhunderte haben an dem ehrwürdigen Baue gearbeitet. In mehrern Sälen sind die Wände mit den Porträts der Vizekönige bedeckt. Das älteste trägt die Jahreszahl 1505. Das zweite, in chronologischer Reihenfolge, stellt Albuquerque vor. Die große Anzahl dieser Gemälde, deren einige durch die Feuchtigkeit sehr gelitten haben während andere vollkommen gut erhalten sind, erklärt sich theils durch das mörderische Klima, theils durch die Ränke der Lissaboner Höflinge welche diesen hohen Staatsdienern höchstens zwei oder drei Jahre der Amtswaltung gönnten. Die Sammlung bietet ein großes historisches Interesse. Für das Studium der Trachten kenne ich nichts Aehnliches.

Außer diesem Palast und einigen Kirchen verdient nur die alte Residenz des Erzbischofs erwähnt zu werden, weniger wegen ihres Baustils als wegen der Bedeutung ihrer Bewohner.

Goa war und ist, bis zu einem gewissen Grade, noch heute die Hauptstadt des katholischen Indiens. Daher beansprucht die portugiesische Regierung noch immer für den Erzbischof von Goa den Titel eines Primas von Indien, und für Seine allergetreueste Majestät das Patronatsrecht über sämtliche katholische Kirchen der Gangeshalbinsel. Erinnerungen anrufend welche nur mehr einen geschichtlichen Werth besitzen, auf päpstliche Bullen gestützt die in das 15. und 16. Jahrhundert zurückreichen, sowie auf ein neueres die erhobenen Ansprüche nicht rechtfertigendes Concordat, verschließt sich der portugiesische Hof absichtlich der Erkenntniß seiner Lage. Er vergißt daß seine sämtlichen Besitzungen in Indien, mit Ausnahme von Goa und Diu und einer andern winzigen Niederlassung, an die Krone Englands abgetreten wurden. Er übersieht auch seine augenfällige Unfähigkeit für die Bedürfnisse so vieler außerhalb seines Gebiets liegender Kirchen und religiöser Anstalten zu sorgen, Kirchen und Anstalten welche den Geldmitteln der Propaganden in Rom und Lyon ihr Dasein verdanken. Taub gegen alle Gegenvorstellungen des päpstlichen Staatssecretärs, beharrt das Cabinet von Lissabon bei

feinen Ansprüchen obgleich sie vom Heiligen Stuhle verworfen und selbst von der englischen Regierung, welche übrigens auf eine Prüfung des Meritum der Frage nicht einging, für unzulässig erklärt worden sind. Die Römische Curie gründet ihren Einspruch auf die absolute Unmöglichkeit für Portugal, sowol in geistlicher als finanzieller Beziehung, die den beanspruchten Privilegien anhaftenden Lasten zu tragen. Außerdem herrscht nur Eine Stimme über die sehr große Ueberlegenheit des von der römischen Propaganda verwendeten Klerus im Vergleich mit dem goanesischen. Die englische Regierung erhebt keine Einwendung dagegen daß das Haupt der katholischen Kirche, gleich den protestantischen Missionsgesellschaften, seine Organe ernenne und für die Bedürfnisse des Cultus und Klerus seiner Religion Fürsorge treffe, aber sie verweigert einem fremden Souverän die Ausübung ähnlicher Rechte auf einem der englischen Krone gehörigen Gebiete.

Ich werde hier nicht auf eine geschichtliche Darstellung der endlosen Verhandlungen zwischen Rom und Lissabon eingehen. Im Jahre 1838 stand man dem Schisma nahe; 1857 wurde endlich ein Concordat abgeschlossen. Allein auch hierdurch gelang es nicht den Streit beizulegen und die Schäden zu heilen an welchen die indische Kirche litt und leidet. Das Concordat ließ in einem Theile der Präsidentschaft von Bombay das portugiesische Patronatsrecht, sowie die andern Privilegien des Erzbischofs von Goa fortbestehen. Die Folge war eine Reihe von Streitfällen über die geistliche Gerichtsbarkeit zwischen Priestern der Propaganda und Mitgliedern des goanesischen Klerus, oft auch von portugiesischer Seite neue Ansprüche, und von seiten des römischen Klerus, erneuerte Klagen und Anfragen in Rom. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel dieser bald im Verborgenen, bald offen geführte Kampf welcher, in Indien, alle christliche Gemeinden in Verwirrung stürzt und, in Europa, den religiösen Frieden zwischen einem katholischen Fürsten und dem Haupte der Kirche zu bedrohen scheint. In dem einen Heereslager sehen

wir das moderne Portugal welches, obgleich in seiner innern Verwaltung den Doctrinen und Anschauungen der Neuzeit huldigend, veraltete Bullen anruft um verblichenen Zuständen den Schein des Lebens zu bewahren; dort den Heiligen Stuhl, diese vor allen conservative Macht, welche diesmal für die Reform eintritt, für die Reform der ihrer bedürftigen Kirche Indiens — Portugal kämpfend unter den Fahnen des Mittelalters, Rom, dank der Macht der Logik, einen Verbündeten findend in dem protestantischen England!

Der landschaftliche Reiz der Gegend zwischen Pangim und Goa-Velha spottet jeder Beschreibung. Die alte Hauptstadt liegt sechs bis sieben Meilen stromaufwärts. Auf halbem Wege trifft man eine Aldea, einen Marktflecken der aus elenden Hütten und einer ebenso elenden Bevölkerung besteht. Die Männer, den Gürtel ausgenommen, sind nackt, die Frauen in Lumpen gehüllt. Eine Masse Kinder spielen in den Pfützen. Welcher Gegensatz mit dem üppigen Reichthum der Natur! In dem höhern Theile des Dorfes stehen stattliche, alte steinerne Häuser, ein jedes mit seinem Wappenschilde über dem Thore. Ich glaubte mich nach Lamego, oder Biseu oder irgendeiner andern althehrwürdigen portugiesischen Provinzialstadt versetzt. Es sind dies die Wohnsitze der Fidalgos deren Vorfältern mit den Conquistadoren in das Land gekommen sind. Unweit Pangim fuhren wir über einen langen Damm, einen soliden Steinbau der Jesuiten. Die goanesischen Freidenker behaupten, die Patres hätten ihn in einer Nacht mit Hülfe des bösen Feindes errichtet.

Als wir uns Goa nähern gewahren wir die Façade von St.-Augustin. Im Hintergrunde ein Vorhang von Cocosbäumen

gebildet. Diese Ruinen erheben sich auf der Stelle wo einst die stolze Metropole von Portugiesisch-Indien stand. Wir erreichten den verlassenen, von Palmen beschatteten Strand und gelangten, einige Schritte weiter, zu einem verfallenen Portal mit einem groß gemeißelten Hautrelief welches die Züge Vasco de Gama's verewigt. Durch dieses Thor schreiten noch heute die von Lissabon neu angekommenen Statthalter, wenn sie ihren Einzug in Goa halten. Sie könnten die Stadt ebensowol auf jedem andern beliebigen Wege betreten, denn die Ringmauern sind verschwunden, sowie auch die Häuser und der Palast des Gouverneurs verschwunden sind. Von letzterm steht nur mehr das Portal welches, einst, in einen Sainempel führte. Nur die Kirchen haben die allgemeine Zerstörung überlebt. Die Geistlichen, welche den Dienst versehen, sind sämmtlich Eingeborene. Diese, mit wenigen Ausnahmen, gut erhaltenen Gebäude werden an gewissen Festtagen von Tausenden von Pilgern aus Pangim und andern Gegenden der Colonie besucht. St.=Franciscus von Assisi, ein schöner massenhafter Bau, errichtet unmittelbar nach Einnahme der Stadt durch den Conquistador Albuquerque, trägt den Stempel der goldenen Kunstpoche Italiens.

Der Bom-Jesus gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Dort ruht, in einem vom Großherzoge Ferdinand II. von Toscana errichteten Grabmal, der Apostel von Indien Franz Xavier. Der aus massivem Silber getriebene Sarg des Heiligen ist offenbar älter als das Monument und die Kirche. Alle diese Tempel haben eine gewisse Aehnlichkeit, aber ich halte St.=Franciscus von Assisi für den vorzüglichsten. Dem portugiesischen Geschmack gemäß sind sie weiß getüncht. Im Innern bedecken reich geschnitzte Holzaltäre, meist viel neuer als der Bau, die Nischen und die Abside wo deren eine besteht, aber der Baustil ist der italienische aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Das Außere hingegen erinnert an Portugal. Goa wurde am St.=Katharinentage eingenommen. Daher sieht man fast allenthalben das Bildniß der Heiligen welche den Fuß auf den Rücken des

am Boden liegenden letzten einheimischen Königs setzt. In einem weitläufigen Frauenkloster wohnt die einzige, alle ihre Ordensschwwestern überlebende, Nonne. Sie zählt 95 Jahre. Nach ihrem Tode wird das Gebäude, der modern portugiesischen Gesetzgebung gemäß, „laiscirt“ werden.

Der Dechant des Kapitels der Sé (Kathedrale), diente uns als Führer. Er ist ein Landeskind, und doch trägt sein sanftes, echt geistliches Antlitz die Spuren des ungesunden Klimas. Der uns begleitende Adjutant des Gouverneurs behauptete daß drei oder vier Tage in Goa=Velha dem Europäer das Fieber wenn nicht den Tod bringen.

Der Dechant führte uns in seine Wohnung, einige große Gemächer im Palast des Kapitels, des einzigen, wenn ich nicht irre, welcher nicht verfallen und mit Büschen bewachsen ist. Von den Fenstern übersieht man den Hauptplatz. Ein eigenthümlicher Anblick! Wald und Gestrüpp dringen von allen Seiten ein. Undurchdringliches Dickicht bedeckt die Ruinen der Häuser. Gras und Gesträuche vertreten das Pflaster. Man sieht nur Kirchen. Nebenan, an der Ecke steht eine, eine andere zu unserer Linken, halb verborgen hinter einer Gruppe von Fächerpalmen. Sie wurde an der Stelle erbaut, an welcher Albuquerque in die Stadt drang. Weiter rechts St.=Franciscus von Assisi und, daneben, die Sé. Weiterhin zeigt sich, hinter einer prachtvollen Gruppe von Palmen, die St.=Peter in Rom nachgebildete Kirche des heiligen Gaetanus.

Tiefe Stille herrscht über Goa. Glockengeläute ladet zwar, morgens und abends, die Gläubigen zum Gebet. Aber diese Töne verhallen ungehört. Kein Sterblicher folgt dem Rufe. Das Leben ist erlöschet. Nichts blieb als einige Priester, eine Nonne, viele Panther und zahllose Schlangen.

Es ist ein heroisches Denkmal der entschwundenen Größe Portugals. Worte sind unvermögend es zu schildern. Am Eingange die durch die Zeit halb verlöschten Züge des ersten seiner Eroberer. Die Kirchen noch aufrecht stehend; in ihnen betende

Priester. Das Kreuz, welches das Schwert überlebt hat. Allenthalben Wildniß und hundertjährige Bäume, die Blumen ersetzend welche man auf Gräbern pflanzt. Camdès allein vermöchte die Trauer dieser Orte zu besingen.

---

Achmedabad, 17., 18., 19. Februar. — Es fiel mir schwer mich dem freundlichen Parell und dem verführerischen Capua Indiens zu entreißen. Am 16. abends, Abreise von Bombay. Während der Nacht wird die Nerbudda passirt. Die aufgehende Sonne findet uns, unweit Baroda der Residenz des Gaitwar, in einer parkähnlichen Gegend. Um 10 Uhr morgens Ankunft in Achmedabad. Der Commandant des 23. Regiments, eingeborene Infanterie, Major Ebden hat die Güte mich am Bahnhofe zu empfangen und nach dem, zwei Meilen gegen Nordwest, entlegenen Lager zu geleiten.\*

---

Achmedabad trägt seine Geschichte auf der Stirne geschrieben. Von einem Mohammedaner gegründet, später von einem Vicekönige der mongolischen Kaiser regiert, ist es eine wesentlich

---

\* Der District Achmedabad, obgleich, durch den Lehnsstaat Baroda, von der Provinz Bombay getrennt, gehört zur Präsidentschaft dieses Namens. Die Stadt Achmedabad (118000 Einwohner) im Jahre 1413 durch Achmed Schach gegründet, später von Akbar erobert, entwickelte sich rasch während des ersten Jahrhunderts seines Bestandes, sank dann allmählich, bis sie, unter dem Scepter der mongolischen Kaiser, in eine neue Periode der Blüte trat (1572—1709). Um diese Zeit zählte sie eine Million Einwohner. Hierauf folgte ein neuer Niedergang und ein abermaliger Aufschwung. Ihre Seiden- und Baumwollmanufacturen, sowie ihre Goldarbeiten bilden die Hauptquellen ihres Wohlstandes. Die hier verfertigten Holzschnitzereien und Sculpturen in Stein stehen noch gegenwärtig in großem Rufe.

mohammedanische Stadt. Aber das hinduische Element hat sich erhalten, obgleich die Volksmassen den Islam annahmen, denn in den höhern Klassen herrscht der Jainismus vor.\*

Ahmedabad steht inmitten einer Ebene. Die Stadthore sprechen zur Einbildungskraft durch ihren feudalen Anstrich und erinnern an unser Mittelalter. Mit Ausnahme des Collectors, dessen Haus sich innerhalb der Ringmauer nahe bei einem der Thore befindet, wohnt kein Europäer in der Stadt.

Die Belebtheit der breiten oder engen, geraden oder gewundenen Gassen, in welchen sich die bunte und doch denselben Ursprung zeigende Menge drängt, steht in sonderbarem Gegensatz mit dem anscheinenden Verfall der Häuser, der meisten Moscheen und Tempel und so vieler anderer Gebäude welche in der Baugeschichte Indiens Epoche machen. Und als ob dieser Widerspruch nicht hinreichte, drängt sich dem Beschauer ein anderer auf, wenn er die Erfindungsgabe, den Reichthum an Phantasie, den künstlerischen Geschmack der Schöpfer dieser Meisterstücke mit der Sorglosigkeit und Trägheit der Epigonen vergleicht. Vor allem fällt die Entwicklung der Sculptur auf. Selbst die Hütte des Armen schmückt sich mit irgendeinem feingeschnitzten Zierath. Diese Künstler verstanden es Stein und Holz mit gleicher Fertigkeit zu behandeln.

Die Sonne neigt sich zum Untergange und es ist Zeit nach dem Lager zurückzukehren. An jeder Ecke wird der Wagen des Majors durch einen Strom menschlicher Wesen aufgehalten. Wir

---

\* Die Jainiten bilden eine Sekte buddhistischen Ursprungs. Sie lassen die Veda nicht zu, theilen die Zeit in drei Epochen und verehren in jeder derselben, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, 24 Jina, d. h. gerechte und vollkommene Menschen. Die in ihren Tempeln befindlichen, vierundzwanzigmal wiederholten, zuweilen kolossalen Statuen stellen diese Auserwählten dar. In gewisser Beziehung ist der Jainismus nichts anderes als der mit einer Mythologie, nicht von Göttern sondern von Heiligen, bereicherte Buddhismus. Vgl. Hunter's „Indian Empire“, und zahllose Essays.

gerathen in eine Procession „der ersten Schwangerschaft“. Die junge Frau, die Hauptperson des Festes, in ein karminrothes Seidenkleid gehüllt und mit Schmuck behangen, sitzt unter einem Baldachin der auf einem von Ochsen gezogenen Karren ruht. Eine Anzahl Frauen umgeben ihn. Die meisten tragen Amphoren auf dem Kopfe. Die um Hals und Lenden gewundenen Schärpen bilden einen prächtigen Faltenwurf. Flötenspieler folgen. Der Lärm, die Menge, die glänzenden Trachten, die herrlichen Moscheen und geschnitzten Façaden der Häuser, die mit Frauen und Kindern besetzten Dächer und Balkone, vereinigen sich zu einem wundervollen Bilde in welchem zwei geschiedene Civilisationen, die maurische und die hinduische, ihren Ausdruck finden.

Zwischen Ahmedabad und dem Lager gleicht die Gegend einer ungeheuern Nekropole. Nach allen Richtungen nichts als mohammedanische Gräber. Obgleich sandig, ist der Boden doch fruchtbar und wohl bebaut. Stein fehlt fast vollkommen. Wenige Palmen, aber kleine Gruppen niederer, stämmiger indischer Feigenbäume, Tamarinden und Pipol breiten ihre Nester aus als wollten sie die Vorüberziehenden unter ihre Schatten einladen. Eine schöne macadamisirte, von Baumreihen eingefasste Straße führt nach dem Lager. Als wir sie heute Nacht befuhren, grüßten uns Tausende von grünen Papagaien, die in den Zweigen nisteten, mit ihrem ohrenzerreißenden Geschrei.

---

Gutes und heiteres Diner an der Offizierstafel. Die eingeborenen Kameraden haben eine „Messe“ für sich, weil sie ihre Kaste verlören wenn sie mit den Weißen speisten. Ich bewundere die Bande des 23. Regiments. Der Kapellmeister ist ein Rheinländer und hat sein Orchester selbst geschaffen. Theils Hindu theils Halbblut, aber alle Landesfinder, lernen sie die Musik nach Art der Papagaien, und diese Methode, die einzig

mögliche, gibt vortreffliche Resultate. Die jungen Leute besitzen das Talent der Nachahmung im höchsten Grade aber nicht die geringste Erfindungsgabe.

---

Ich bin vor Anbruch des Tages aufgestanden und wandere vor dem Bungalow welches mir Lieutenant Scollen abzutreten die Güte hatte, der Morgenkühle genießend, auf und nieder. Beim ersten fahlen Lichte der beginnenden Dämmerung, erhebt sich in den großen noch in leichte Nebel gehüllten Bäumen des Cantonnements ein höllischer Lärm: der ohrenzerreißende Schrei der Papagaien, das Gefrächze der Raben und andere mir gänzlich unbekannte Mistöne verschmelzen sich zu einem scheußlichen Concert. Der Sonnenaufgang macht dem Hexensabbat ein Ende.

---

Ein wahrer Glücksfall ist die Begegnung mit Dr. Burgeß, einem in der gelehrten Welt rühmlich bekannten Archäologen, welcher jetzt mit Herausgabe einer Beschreibung der Denkmale von Achmedabad beschäftigt ist. Wir besuchen ihn in seinem Lager, Archeological survey camp, welches er im Garten des Collectors aufgeschlagen hat.

Es ist kaum Tag und die Stadt verödet. Zwar hat jedermann bereits das Lager verlassen, aber man ist bei oder in den „Teichen“, die Weiber um Wasser zu schöpfen, die Männer, Hindu und Mohammedaner, um zu baden.

Geleitet von Dr. Burgeß, welcher mir manches architektonische Räthsel löste, verbrachte ich den ganzen langen und doch so kurzen Tag in den heiligen Orten dieser wundervollen Stadt.

Die wesentliche Bedeutung der Denkmale besteht wol darin daß sie die Geschichte Achmedabads versinnlichen. Die neuen Gebieter brachten mit sich ihre mohammedanischen Gewohnheiten,

Anschauungen und Traditionen; aber die Künstler, deren sie sich zu ihren Bauten bedienten, gehörten dem eroberten Lande an. Sie waren Hindu. Daher kommt es daß, während die Hauptanlage der Moschee arabisch ist, die Ausführung, das hinduische Gepräge trägt. Diese Erscheinung findet man in ganz Indien, wo immer das mohammedanische Element das Uebergewicht gewann, aber nirgends tritt sie so sichtbar hervor wie in Achmedabad.

Allmählich, aber nur bis zu einem gewissen Grade, eigneten sich die Architekten des Landes den maurischen Geschmack an. Dies liegt in der Natur der Dinge, und die Gebäude liefern den Beweis. Die kurz nach 1413 entstandenen, sind, ihrem Wesen nach, Hindubauten, die spätern, fast aber nicht vollständig, mohammedanische.

Es würde zu weit führen meine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und Schlußfolgerungen hier ausführlich wiederzugeben. Nur einige wenige Worte über die Architektur.

Die ältesten Monumente, jene welche in das zweite Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zurückreichen, wie die berühmte unter dem Namen Jami-Mejid bekannte Moschee Achmed Schach's und die der Rani Sipri\* stehen, meiner Ansicht nach, hoch über den reichern, durch ihren Umfang imposanter, aber sowol was Hauptentwurf als Verzierung anbelangt, weniger einfachen und vornehmen Bauten aus dem zweiten goldenen Zeitalter der Stadt, nämlich aus dem 17. Jahrhundert.

Im allgemeinen, scheinen mir die Moscheen von Achmedabad über ihren wahren Werth geschätzt zu werden, insofern nämlich als man sie betrachtet von dem Gesichtspunkte der classischen Kunst und der allgemeinen gültigen Gesetze welche die großen Meister der Architektur aller Zeiten als maßgebend anerkannt haben. Gewiß, der Gesamteindruck ist überwältigend. Wir ver-

\* Jami-Mejid wurde vollendet 1424, die Moschee der Sultaniin 1431.

lassen die menschen erfüllte Gasse und betreten, durch ein von außen kaum sichtbares Portal schreitend, den Hof der Moschee. Schweigen und Einsamkeit umfassen uns alsbald. Unter dem Peristyl, der längs den Ringmauern hinläuft, erquickt uns köstlicher Schatten. Mit Wonne haftet der Blick an den marmornen Spitzenschleiern welche die Fenster verhüllen, an den wie Geschmeide gemeißelten Verzierungen der Nischen und Pilaster, an den von hundertjährigen Bäumen überwölbten Grabmälern. Gern geben wir uns dem Reize hin der uns entzückt, besticht, entziffnet. Aber eine kühle Kritik stimmt diese Begeisterung herab.

Für meinen Theil möchte ich die Kunst der Ornamentirung höher schätzen als die Architektur. Man betrachte nur diese aus Marmor gewobenen Spitzenschleier der Fenster, an welchen sie die Salousien oder Gitter vertreten. Man weiß in der That nicht was bewunderungswürdiger ist, die Erfindungsgabe des Zeichners oder die Fertigkeit des Künstlers welcher Stein wie Holz zu bewältigen weiß.

Das reichste und zugleich das modernste Monument ist der berühmte Jaintempel welchen Hathi Sing, einer der reichsten Kaufleute der Stadt, mit einem Aufwande von einer Million Rupien, restaurirt oder eigentlich von den Grundfesten neu erbaut hat (1848). Mr. Fergusson spricht sich, in seiner „Geschichte der Architektur“, äußerst lobend aus. Ich finde den Bau reich und groß aber nicht großartig. Die Verhältnisse sind kleinlich, die Gewölbe niedrig, die Sculpturen roh. Armuth an Erfindung, Abwesenheit des Sinnes für Verhältnisse, zwei Mängel welche den Reichthum der Incrustationen und der kostbaren Steine nicht verdecken können, kennzeichnen dies Wunderwerk des modernen Ahmedabad. Wenn irgendetwas geeignet ist den Verfall der Künste in Indien darzuthun, so ist es dieser Tempel; besonders wenn man bedenkt daß er in einer durch ihre Monumente berühmten Stadt entstand, wo großartige Vorbilder im Ueberflus vorhanden sind, wo eine mit Recht berühmte Schule von Architekten und Bildhauern gewirkt hat und wo der Kunstgeschmack

und die Uebung der Kunst, allerdings allmählich abnehmend, sich jahrhundertlang, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben.

Der Holzschnitzer hat, in höherm Grade als der Bildhauer, die alten guten Traditionen bewahrt. Wir besuchten die vorzüglichsten Ateliers. Diese Künstler copiren die geschmückten Fenster der Moscheen und Gräber mit großer Genauigkeit, klatschen ihre Zeichnung auf dem Brete ab und bearbeiten es sodann mit einem einzigen Instrument. Die Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Aber man copirt nur, man erfindet nicht mehr. Ein amerikanischer Speculant machte hier große Bestellungen für Newyork. Reiche Jankees schmücken ihre Speisefäße mit Büffeten deren Ornamente den Grabmälern der Sultane von Guzerat entlehnt sind!

In einiger Entfernung von der Stadt befindet sich Schachi-Bagh, der „Garten des Königs“, ein kleiner zierlicher, 1622 für die damaligen Vicekönige erbauter Palast. Jetzt bewohnt ihn der englische Richter mit seiner Familie. Dies Haus, wie so viele andere welche ich hier sah, zeichnet sich durch eine Sonderbarkeit aus welche der Erwähnung werth scheint. Bekanntlich übt das Material einen sehr großen, ja bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung des Baustils. Man baut anders mit Stein, anders mit Ziegeln, anders mit Holz. Hier haben viele steinere Gebäude die Holzconstruction beibehalten. Vielleicht — so erkläre ich mir die Sache — verschmähten reiche Leute das Holz, gerade weil es keinen Stein im Lande gibt. Sie ließen also steinere Häuser bauen. Die Architekten, welche Hindu waren, gehorchten, aber ohne den traditionellen Stil, den der Holzconstruction nämlich, zu verlassen. Die Wirkung ist bizarr. Es ist als ob man auf der Gasse einem alten Bekannten in Verkleidung begegnete. Man erkennt ihn sogleich, und fragt sich: wozu die Verhüllung? Ich glaube die Antwort gegeben zu haben.

---

Die Affen spielen in Ahmedabad eine große Rolle. Ich sah deren allenthalben: in den Bäumen der Moscheen, außerhalb der Stadt, längs dem Flusse wo diese unbequemen Wesen sich tranken, in den belebtesten Straßen der Stadt. Da sitzen sie auf den Dächern und betrachten die Vorübergehenden mit einem höhnischen Ausdruck. In der verflossenen Nacht weckte mich ein höllischer Lärm. Checco stürzte in mein Schlafzimmer, ein Bild des Entsetzens, mit seiner sonoren römischen Stimme „Assassini!“ schreiend. Räuber, mitten im Lager, schien mir äußerst unwahrscheinlich. Es waren auch keine Räuber, sondern nur Affen welche, zur Kurzweil, das Dach des Bungalow abzudecken versuchten. Es ist dies eine ihrer Gewohnheiten. Es ist nicht Gewohnheit der Einwohner diese gemeinschädlichen Thiere auszurotten. Alles was seine religiösen Ueberzeugungen dem Hindu gestatten, ist sie mit Stockstreichen zu verschrecken.

---

Wir befinden uns in der Jahreszeit der Hochzeiten. Nach dem Trommelschlag und Flötengepfeife zu urtheilen welches wir jeden Abend beim Nachhausefahren vernehmen, sollte man meinen die ganze Stadt vermähle sich. Unter vielen andern, verheirathet auch einer der ersten Notabeln seine Tochter. Es ist Rao Bahadur Premathai Hamathai, das hervorragendste Mitglied der Jainitengemeinde. Heute und morgen wird während der ganzen Nacht sein prachtvolles Haus für die glückwünschenden Freunde offen stehen.

Wir finden den Hof und die Façade glänzend erleuchtet. Da der Vater der Braut unwohl ist, werden wir von den Söhnen empfangen. Sie führen uns in einen langen, engen, durch Ampeln sanft erleuchteten Saal. Die Versammlung ist zahlreich, besteht aber nur aus Männern. Die Gäste treten ein, neigen das Haupt, lassen sich längs der Wände, auf einer doppelten Reihe von Stühlen nieder, sprechen untereinander mit leiser Stimme,

tauschen der Musik, bewundern den Tanz der Bajaderen. Nach einiger Zeit ziehen sie sich zurück nachdem sie die Herren vom Hause abermals begrüßt und diese sie mit Blumenkränzen behangen haben. Neue Ankömmlinge nehmen ihren Platz ein. In dieser Weise erneuert sich die Gesellschaft unablässig.

Die beiden Brüder, schöne große, schmächtige vornehm aussehende junge Leute mit regelmäßigen Gesichtszügen und hellbrauner Hautfarbe, empfangen die Gäste mit Anmuth und Würde.

Die Braut, ein sehr schönes Kind, zählt kaum zwölf Jahre. Eine ponceaufarbige Seidenschärpe schlingt sich um Haupt und Schultern. Ein Unterrock von derselben Farbe umfaßt die Hüften. Geschmeide, von sehr hohem Werth, schmückt Arme und Knöchel. Ringe an den Fingern, den Zehen und in den Nasenflügeln vervollständigen den Putz. Die gravitatische Sicherheit und Ruhe mit welcher die Kleine auftritt ist von unaussprechlich komischer Wirkung. Uebrigens beschäftigt sich niemand mit ihr; aber das beirrt sie nicht. Sie weiß sehr wohl daß die Gesellschaft ihretwegen gekommen ist. Diese Art von Ehen werden immer erst einige Jahre später vollzogen. Hat die junge Frau, welche bei ihrer Vermählung vielleicht nur fünf oder sechs Jahre alt war, mittlerweile ihren Gemahl durch den Tod verloren, so wird sie als Witwe betrachtet: sie wird zur Aschenbrödel in der Familie des Verstorbenen, man schneidet ihr die Haare ab und behandelt sie wie eine Sklavin. Sehr häufig, finden diese armen Geschöpfe ihre Lage unerträglich, entfliehen und verwechseln die elende Gefangenschaft mit der elendern Freiheit der Bajadere! Die „frühen Ehen“ sind eine der Pestbeulen der indischen Gesellschaft. Hoffen wir daß die kleine Braut hier glücklicher sein wird! Sie steht neben meinem Stuhle, hält meine Hände in den ihrigen, und betrachtet mich aufmerksam mit ihren schönen, großen, runden, schwarzen Augen welche noch nichts sagen als die Freude an dem physischen Dasein. Hätte ich sie ermutigt, was ich nicht that aus Rücksicht für den Bräutigam welchem

die Etikette verbietet seiner eigenen Hochzeit beizuwohnen, ich glaube der kleine Schelm hätte sich mir auf den Schoß gesetzt.

In dem langen aber schmalen Raume zwischen der doppelten Reihe von Sizen tanzten und sangen drei Bajaderen. Hinter ihnen, so nahe daß sie ihnen beinahe auf die Fersen traten, standen und gingen die Flötenspieler und Cymbelschläger. Die Kautschie oder Bajaderen, weder hübsch noch häßlich, aber sehr grazios, trugen den Anzug ihrer Klasse: ein Gold- und Seidengespinnst verhüllte den Busen, dazu ein weiter Pantalon und Bortuch von demselben Stoffe. Arme und Hüften sind unbedeckt, die Haare glatt und am Scheitel getheilt. Schmuck an den Händen, Füßen, am Halse und an der Nase. Diese Ekfler und Taglioni — in diesem Hause ist alles von erster Kategorie — tanzen eigentlich nicht; sie gehen, schreiten vorwärts und zurück, oder, besser, sie tanzen nicht mit den Beinen sondern mit den Händen, den Armen, den Schultern, mit dem ganzen Oberleibe, vorzüglich mit den Augen, immer mit äußerstem Anstande. Die jüngste, die kaum zwölf Jahre alt sein mochte, wandte das Auge von mir nicht ab. Streng und zugleich herausfordernd, warf sie mir bald zärtliche, bald vorwurfsvolle, bald flehende, bald drohende Blicke zu. Aber sie lächelte niemals. Man lächelt nicht in Indien. Kein Sonnenstrahl erleuchtet diese dunklen Gesichter. Auf dem Antlize dieses Kindes malte sich bereits eine frühzeitige Wehmuth, eine zu vollständige Kenntniß des Lebens mit seinen Enttäuschungen und Leiden. Der Gesang, wenn man die unablässige Wiederholung derselben Note Gesang nennen kann, erleichtert es den Sinn der Schritte zu errathen. Aber auch ohne diesen Commentar würde man die Liebesqualen, die Entzweigung, die Versöhnung und den neuen Zwist verstehen können. Es ist das alte Einerlei. Man fragt sich nur wie es diesen Mädchen gelingt die ganze Stimmleiter der Liebesgefühle in unendlicher Abwechslung zu durchlaufen um auszudrücken was, immer und ewig, dasselbe bleibt.

## IV.

### Rajputana.

Vom 19. zum 29. Februar 1884.

Historische Notizen. — Nach Mount Abu. — Mount Abu. — Das Klima. — Die Tempel. — Die Tiger. — Sunset- und Scandal-Point. — Durch die Wüste. — Der Palast des britischen Residenten in Jodhpur. — Das Fort. — Besuch beim Maharaja. — Das diplomatische Corps des Vicekönigs. — Der Teich. — Uebermals Affen. — Die Gräber von Mandore. — Kailana. — Reise nach Jeypur. — Die Stadt Jeypur. — Der Palast des Maharaja. — Reformen der letzten Regierung. — Amber. — Socialpolitische Verhältnisse in Rajputana.

Rajasthan, das „Land der Häuptlinge“ oder, nach officiellm englischem Sprachgebrauche, Rajputana, gehört, in socialer, politischer, physischer Beziehung, zu den interessantesten Ländern Indiens.\*

In socialer Beziehung: jeder der 19 Staaten, aus welchen Rajputana besteht, bildet eine große Familie, einen Clan. Die Bande des Blutes verknüpfen den Fürsten und seine Unterthanen,

---

\* Bei Abfassung der folgenden kurzen Notizen dienten mir als Quellen ein Aufsatz des Sir Alfred Dhall, dormalen Gouverneur der Nordwestlichen Provinzen, in seinem Buche „Asiatic studies“ (1884); mündliche Mittheilungen dieses hohen Staatsbeamten während meines Aufenthaltes in Allahabad, und des Majors Loch, assistirenden Agenten in mehreren Rajputstaaten. Vgl. auch das werthvolle Buch „Rajistan“ von James Tod (1829) und den „Imperial Gazetteer of India“.

oder vielmehr den Familienvater und feine Kinder, den ältern und die jüngern Brüder, denn er ift in Beziehung auf den Adel, nur princeps inter pares.

Mit Rückficht auf Politik: weil unerachtet der mohammedanifchen Eindringlinge, welche fie befiegen, zurückdrängen, ihrer eigenen Eroberungen berauben aber auf dem ihnen gebliebenen Gebiet niemals dauernd unterwerfen konnten, die Rajputen ihre uralte Verfaſſung bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Endlich, in phyfiſcher Beziehung. Rajputana erſtreckt ſich von Weſt nach Oſt, von den Grenzen von Sind bis an die Thore von Agra; von Nord nach Süd und Oſt, von den Ufern des Sutledge bis zu den Maharattaſtaaten des Gaikwar, des Holkar und des Sindia. Das Geſammtgebiet zerfällt, wie bereits ſagt, in 19 Staaten, unter welchen Udupur oder Mevar, Jodhpur oder Marvar und Jeypur die bedeutendſten ſind.\* Die Aravali, eine von Thälern hier und da durchbrochene Gebirgskette, theilt, von Nord nach Südweſt laufend, das Land in zwei ungleiche Hälften. Die größere, nämlich die weſtliche, iſt eine Wüſte, in parallelen Linien durchfurcht von niedern, langgeſtreckten immer vereinzelt Sandſteinhügeln. Die fortwährend vom Wind gepeitschten und zum Theil zerbröckelten Felſkämme der letztern machen den Eindruck von Meereswellen und verleihen der Ebene das Anſehen der ſturmbelegten See. Sand und Heidekraut bedecken ſie. In den Daſen entſpricht die Cultur der vorhandenen Waſſermenge. Und dennoch welcher Pinſel vermöchte die ernſte, edle Schönheit dieſer Wildniß wiederzugeben!

Die öſtlich von den Aravalibergen gelegenen Diſtrichte ſind von der Natur minder ſtiefmütterlich bedacht. Dort wechſeln bewaldete Anhöhen und Thäler mit den üppigen Triſten und fruchtbaren Ackergründen der Hochebene. Man kann ſich von

---

\* Marvar (Jodhpur): Ausdehnung 37000 (englische) Quadratmeilen. Bevölkerung 2,000000. Mevar (Udupur): 12670 Quadratmeilen. Jeypur: 14882 Quadratmeilen mit 135000 Einwohnern.

dem Lande, selbst von seiner äußerlichen Gestalt, keine Vorstellung machen ohne sich seine Geschichte und Verfassung gegenwärtig zu halten. Man hat letztere, ich meine irrthümlich, mit dem alten Lehnswesen der germanischen Länder verglichen; denn, in Wirklichkeit ist diese Aehnlichkeit nur eine scheinbare. Zum Beispiel: bei uns waren die Obliegenheiten, Rechte, Privilegien und Ehren an die Scholle gebunden, d. h. an den Besitz eines Stück Landes welches dem Eigenthümer seinen Namen gab. Hier bezieht sich alles auf die Blutsverwandtschaft. Der Staat ist nicht nothwendig an den Grund und Boden gekettet. Er kann, zugleich mit dem Clan, den Platz wechseln. Dies ist in die Sitten übergegangen und besteht in gewisser Beziehung noch heute fort. So sieht man nicht selten ganze Dorfschaften ihre Penaten weiter tragen, wenn der Sand der Wüste ihre Teiche verschüttet und der Regen, welcher sie wieder füllen sollte, gefehlt hat. Im feudalen Europa nimmt der Adelige den Namen des von ihm erworbenen Bodens. Hier gibt der Adelige dem Grunde den er besitzt seinen Namen. Der Staat nimmt den Namen der Hauptstadt und diese den Namen des Häuptlings der sie gegründet hat. Aber einen Zug hatte und hat der Rajpute doch gemein mit unsern fahrenden Rittern: die Lust an Abenteuern. Wenn in frühern Zeiten ein Raja viele Kinder und wenig Land besaß, gab er einem seiner Söhne ein Pferd, Waffen und einige Begleiter. Der Jüngling verließ das väterliche Haus und zog auf Abenteuer aus. Hierdurch erklärt sich die Verbreitung dieses Stammes über einen so großen Theil der Halbinsel. Hält man sich die Verfassung der Rajputen gegenwärtig, sowie die Unfruchtbarkeit ihres Bodens, ihre kriegerischen Anlagen und den Geschmack an Abenteuern, so begreift man warum sie, ihrem Wesen nach, Nomaden und fahrende Ritter sind.

Im Anfange des Jahrhunderts, zu einer Zeit wo Rajastan durch die militärisch organisirten Räuberbanden der Pindarri und durch die verbündeten Maharatten von zwei Seiten bedroht war, stritten zwei der mächtigsten Fürsten des Landes, die Herr-

scher von Jodhpur und Jeypur um die Hand der Fürstin von Udipur. Es war in ihren Augen nicht nur ein Liebeshandel, sondern auch eine Ehrensache, und sie bekriegten sich in Gegenwart des gemeinsamen Feindes. Ihr Untergang schien besiegelt, als sie, im letzten Augenblicke, ein wie sie meinten ehrenvolles Uebereinkommen trafen. Die Ursache des Streites, welche zugleich der Gegenstand ihrer romantischen Liebe war wurde beseitigt, d. h. sie starb an Gift. Ich erwähne dies tragische und zugleich bizarre Ereigniß, welches geschichtlich erwiesen ist, weil es über die eigenthümliche geistige Beschaffenheit dieses Stammes und seine Begriffe von Ehre Licht verbreitet.

Während jener kritischen Epoche verlangten die Häuptlinge zweiten Ranges von England Schutz und Bürgschaft ihres Besitzes. Nach der später erfolgten Auflösung des Maharattenreiches und der Vernichtung der Bindarri wurde, durch die Verträge von 1818, den innern Zwistigkeiten der Rajputen und, zugleich, den Einfällen von außen ein Ziel gesetzt. Die Fürsten opferten ihre Unabhängigkeit und erreichten hierfür die Vortheile des „britischen Friedens“. Die Generalgouverneure von Indien machten seit jener Zeit, d. h. seit Lord Hastings, von ihren neuen Vollmachten einen äußerst mäßigen Gebrauch. Sie enthielten sich sorgfältigst jeden Eingriffes in die bestehenden Verfassungen welche, ohne die englische Dazwischenkunft, zugleich mit den Staaten selbst, im allgemeinen Brande verschwunden wären. Daher geschah es daß der Clan, welcher die Grundlage dieser Verfassungen bildet, und mit ihm die aus ihm hervorgehende Wehrpflicht bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten wurden.

Die Streitmacht eines jeden Fürsten besteht, außer seinen eigenen Mannen, aus den von seinen Adelligen, im Kriegsfall, zu stellenden Contingenten. Die Adelligen sitzen auf ihren Burgen, umgeben von ihren Bewaffneten welche beim ersten Aufrufe sich den Kriegern des Fürsten anzuschließen haben. Es ist eine permanente Kriegsbereitschaft. Dies System fand, in frühern Zeiten

seine Rechtfertigung in den häufigen Einfällen mohammedanischer Eroberer und, in der neuen Zeit, in den Angriffen der Pindarri und der Maharatten. Heute ist der Friede gesichert, und dennoch besteht die militärische Organisation in derselben Weise wie vormals. Traditionen, Gewohnheiten, der Charakter der Nation und materielle Interessen hielten bis jetzt jede Abänderung fern. Man kann die Wehrverfassung nicht umgestalten ohne die Clane zu zerstören, und man kann die Clane nicht zerstören ohne sie in eine Masse von Atomen umzuwandeln, regiert von einem Herrscher, dessen despotische Gewalt die unablässige Aufsicht der obersten Schutzmacht erheischen würde. Hierdurch würden die Rajputenstaaten den übrigen Lehnstaaten gleichgestellt. „Aber“, sagt einer der hervorragenden anglo-indischen Staatsmänner\* „unsere autokratischen Schützlinge, welche über indische Staaten herrschen, haben bisher keine hinreichenden Erfolge aufzuweisen, sodaß die englische Nation stolz darauf sein könnte sie auf die politische Schaubühne gestellt zu haben.“ Ueberdies würde eine allgemeine Entwaffnung die große Masse der vom Waffenhandwerke lebenden Männer brotlos machen. Die Folge wäre eine Verstärkung der zwar Europäer schonenden aber in der Wüste noch zuweilen vorkommenden Räuberbanden.

Die Rajputen von reinem Blut bilden nicht die Mehrzahl der Bevölkerung. Es gibt Brahminen, Charan, und die handeltreibenden Kasten welche, der Mehrzahl nach, Jainiten sind und sich rajputischer Abstammung rühmen; endlich die Bauern, eine Mischrasse von Rajputen und Bhil. Letztere und andere eingeborene Völkerschaften wohnen, unbelästigt und nur die Autorität ihrer kleinen Häuptlinge anerkennend, in den einsamen Schluchten des Aravaligebirges. Der Fürst des Staates begnügt sich mit einem, von ihnen meist unregelmäßig entrichteten, Tribut.

Die große Mehrzahl der Einwohner bekennen sich zu den

---

\* Sir Alfred Lyall, „Asiatic studies“.

brahminischen Lehren, aber mit einem bedeutenden Beisatze des jainitischen Elements. Die Fürsten und Häuptlinge gelten für abergläubischer als fromm.

Diesen Morgen Abreise von Ahmedabad. Während einiger Stunden führt uns der Weg durch eine sehr gut bebaute Ebene. Gegen Abend wird hohes Felsgebirge sichtbar. Noch einige Stunden, und der Zug ist an seinem Fuße angelangt. Es ist Mount Abu, die südlichste Gruppe der Aravali. Von Abu-Road-Station, wo ich die Nacht in meinem Waggon zubringe, bis Ahmedabad zählt man 115 Meilen. Ich finde dort Pferde, Kampane und Kuli welche der assistirende Agent in Mount Abu Kapitän Frazer zu schicken die Güte hatte.

Die Stationen dieser, ganz kürzlich, eröffneten Bahn sind im landesüblichen Stile erbaut. Jedes Gemach ist durch eine steinerne oder von Backsteinen gemauerte und weißgetünchte Kuppel bedeckt. Bei allen ihren Bauten verwenden die anglo-indischen Ingenieure nur Stein, Ziegel und Eisen weil die rothen Ameisen das Holz in kürzester Zeit zerstören.

Die ersten Morgenstunden des nächsten Tages verstrichen ehe es gelang die zerstreuten Glieder meiner Karavane zu sammeln. Die Sonne brannte bereits unbarmherzig als ich endlich zu Pferde steigen konnte. Der kleine Fluß wurde durchwaten, d. h. wir watenen im Sande, welcher das Wasser ersetzte, und durchschritten dann einen schmalen Streifen ebenen Landes. Zwei Meilen von der Station beginnt die Erstigung des Gebirges zwischen schwarzen senkrecht abfallenden, hier und da mit Bäumen und Büschen bewachsenen Felsen, wo Tiger, Leoparden und Bären in großer Anzahl haufen. Wir wurden indeß nur eines riesigen Affen ansichtig. Er saß auf einem Granitblock und folgte uns in geringer Entfernung, von Fels zu Fels springend, ohne uns je aus den Augen zu verlieren.

Je mehr wir uns erheben je wilder wird die Gegend. Im Norden zeigt sich das Mount Abu von der Hauptkette der Aravali trennende Thal; im Westen rollt sich ein Theil der großen Rajputawüste auf. Von hier gesehen, gleichen die Kuppeln der Station weißen Punkten. Der Regen hat, im Laufe der Zeit, den Felskuppen phantastische Umrisse verliehen. Der Reitpfad ist enge, zuweilen sehr steil, aber in vortrefflichem Zustande. Zu wiederholten malen wird meine Karavane durch lange Reihen schwerbeladener Kamele aufgehalten. Natürlich ereignet sich dies immer an schwierigen Stellen, längs gährender Abgründe, wo ein Fehltritt unserm irdischen Pilgerwallen ein Ziel setzen würde. Eine Erfahrung die ich bei allen großen Bergübergängen gemacht habe. Der Zufall gefällt sich in solchen Scherzen. Aber er wiederholt sie zu oft. Es fehlt ihnen der Reiz der Neuheit. Uebrigens, dank der Dazwischenkunft der Jampane deren rothe Livreen den Kameltreibern Respect einflößen, kommen wir ohne Unfall davon.

Mittlerweile ist die Luft leicht, frisch, elastisch geworden. Aber die Sonne! ach, die Sonne, die sich jetzt dem Zenith nähert! Endlich, nach vierstündiger Reise, während welcher ich den Sattel nicht verlassen hatte, erreichten wir die ersten Häuser von Mount Abu. Entfernung von der Station 15 Meilen. Der General-Resident bei den Rajputenfürsten ist leider auf einer Rundreise in einem entlegenen Theile des Landes begriffen, und da es nur eine Telegraphenlinie gibt war es unmöglich seinen Aufenthalt zu entdecken. Aber die beiden assistirenden Agenten Kapitän Frazer und Kapitän Newell und der Militärcommandant überhäufen mich mit Aufmerksamkeit. Reisen in Indien ohne gute Empfehlungsschreiben ist nicht leicht, besonders in diesen wenig besuchten und wilden Gegenden. Wer aber dieses Vortheils genießt kann auf die freundlichste Aufnahme und wirksamen Beistand rechnen.

---

Die wenigen Häuser, welche man Mount Abu nennt, liegen 4000 Fuß über der Meeresfläche. Die sie umgebenden Bergfirnen erreichen eine Höhe von 5000 Fuß. Es ist eine kleine Hochebene oder, besser, eine in den schwarzen Stein grobgemeißelte Schale deren Rand durch die Gipfel der Berge gebildet wird. Die „Residenz“ des Generalagenten, die englischen Wohnhäuser, eine Kaserne und ein Militärspital stehen auf isolirten, durch kleine Schluchten getrennten, Felsblöcken. Die Erdspalten sind mit Buschwerk oder Wasser gefüllt, und die durch sie führenden Pfade vertreten die Stelle der Gassen. Eins dieser Wasserbecken, der eine Viertelmeile lange Teich Raki Talao, bildet eine schöne Decoration.

---

Die Eingeborenen sind Bhil. Ich habe ihrer bereits erwähnt. Mit den Hindu haben sie keinerlei Verwandtschaft, sind viel schwärzer und auch, im Gegensatz mit den reinlichen Gewohnheiten letzterer, viel schmutziger. Der äußere Gebrauch des Wassers soll ihnen, buchstäblich, unbekannt sein. Ich sah sie in großer Anzahl und fand daß sie, obgleich wenig anziehend, doch gewinnen durch den Vergleich mit den australischen Aborigines.

Das vielbesungene Klima schien mir seinem Rufe wenig zu entsprechen. Die Luft ist kalt und die Sonne sengend. Die von den heißen Niederungen Kommenden leiden meist an Fieberanfällen. Während meines dreitägigen Aufenthalts fror ich im Hause unerachtet des Kaminfeuers, aber die Sonne trieb mich alsbald aus dem Freien in meine Wohnung zurück.

---

Die hochberühmten Jainatempel von Dilwarra stehen, andert-halb Meilen von Mount Abu, in der Mitte einer engen Schlucht auf einem von der Natur in den Fels gehauenen Unterbau.

Aus der Ferne betrachtet, bilden sie eine einzige verworrene Masse von weißem Marmor. Der blendende Lichtglanz, welcher sie umschließt, verwischt die bizarren Einzelheiten des Baues.

Wir waren zu Fuß gekommen, und unterwegs machte mich Kapitän Frazer auf die frischen Spuren eines Tigers aufmerksam. Das Ungethüm konnte nicht fern sein. „Es ist“, sagte mein Begleiter, „kein man-eater, er greift Menschen nicht an.“ Wir wandelten also getrost weiter. Aber die Anwesenheit des Tigers, wenngleich ungesehen, erhöhte den eigenthümlichen Eindruck welchen der erste Anblick Dilwarras auf mich hervorbrachte: ein Olymp in dem nur Götter und Raubthiere hausen.

Die zwei größern der vier Tempel wurden von drei reichen Kaufherren erbaut, der älteste (1032) von Vimala Sa, der andere, zwei Jahrhunderte später (zwischen 1197 und 1247), von zwei Brüdern, beide Monumente vollständig aus weißem Marmor. Nun gibt es aber in diesen Bergen keinen Marmor. Wie wurde er herbeigeschafft? Um dieses Räthsel zu lösen hat man die Gegend in allen Richtungen durchforscht ohne in diesen, fast senkrecht abfallenden Felsen auch nur eine Spur von Straßen oder Pfaden zu finden.

In Nachstehendem fasse ich meine Eindrücke zusammen.

Architektur. — Auch hier wird mit Stein gebaut und die Holzconstruction beibehalten. Schöne Einzelheiten aber nicht der geringste Sinn für Verhältnisse und wenig Einklang zwischen den Elementen aus welchen das Gebäude besteht.

Sculptur. — Uebergroßer Reichthum an Statuen und Basreliefs. Die Composition häufig bizarr, selten widerlich, zuweilen sehr schön, fast immer complicirt. Die Zeichnung äußerst zart, die Ausführung vollendet. Ich sah Gestalten deren Umrisse an die Antike erinnern. Daher die Hypothese eines Zusammenhangs mit der griechischen Kunst welche, dreihundert Jahre vor Christi Geburt, mit Alexander in das Land gezogen sein soll! Aber wie hätte sich diese Schule bis zum 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fortpflanzen können, nachdem keine Spur ähnlicher

Denkmale aufgefunden ward, welche man den dazwischenliegenden Jahrhunderten zuschreiben könnte?

Sie sind vielleicht Meisterstücke, aber Kunstwerke sind sie nicht. Sie den classischen Monumenten Griechenlands gleich zu stellen oder auch nur mit ihnen zu vergleichen, scheint mir Uebertreibung. Aber der Gesamteindruck, ich gebe es zu, ist überwältigend. Er ist es so sehr daß die Kritik verstummt. Man fühlt sich nicht in ein anderes Zeitalter versetzt aber in eine andere Welt die, ganz und gar, verschieden ist von der unserigen. In gewisser Beziehung könnte man dasselbe von dem römischen und griechischen Alterthum sagen; aber mit dem wesentlichen Unterschiede daß in Indien das Leben in voller Kraft pulst während es aus Griechenland und Rom gewichen ist. In den Tempeln der Akropolis von Athen bewundern wir die höchste Verwirklichung der Ideale des Schönen, des Großen, des Einfachen. Aber was sind diese Tempel anders als mehr oder minder gut erhaltene Ruinen? Touristen ersetzen die Gläubigen von ehemals, und die Götter welchen sie zu opfern kamen findet man, zerstreut, in den Museen Europas. Das Leben ist entschwunden aus diesen einst heiligen Stätten, und was bewundert wird ist die Schönheit einer Leiche.

Hier athmen wir frische Lebensluft, aber dies Leben zeigt sich in einer Form die unsere Neugierde reizt ohne sie zu befriedigen. Gewiß, wir befinden uns in Gegenwart eines lebendigen Wesens. Wir fühlen seinen Pulsschlag unter dem Schleier der es bedeckt, aber wir sind unvermögend ihn zu lüften. Dies war mein erster Eindruck: der heiße Wunsch und zugleich das Bewußtsein des Unvermögens das Räthsel zu lösen.

Wir wandeln unter den Bogengängen. Sonnenstrahlen und Schatten suchen, begegnen, fliehen sich. Das Licht stuft sich ab in das Unendliche. Reflexe kreuzen sich an den Kanten der octogonen Pfeiler, belecken den Mauer Schmuck, gleiten unter der flachen Decke der Hallen dahin, erlöschen im Dunkel des Heiligtums. Außen, rieselt ein Goldregen über die gemeißelten

Marmorplatten, tropft, in leuchtende Perlen verwandelt, von den Friesen und Dachrinnen, dringt in die Kapellen wo immer, ein Bild der Langenweile mehr als der ewigen Ruhe, derselbe Gott oder Heilige, mit verschränkten Armen, auf seinen Fersen sitzt.

Die die Tempel umgebenden Berge, wie überhaupt der ganze Gebirgsstock von Mount Abu, behausen viele wilde Thiere. Darum ist auch der Tiger in dem Leben der Offiziere ein wesentliches Element und der Hauptgegenstand ihres Zeitvertreibs.

Er greift, in diesen Alpengegenden, den Menschen nur selten an. Dagegen macht er große Verheerungen unter dem Vieh. Wenn ein Tiger eine Kuh zerrissen und zum Theil verzehrt hat, gestattet ihm das Verdauungsgeschäft nicht sogleich den Schauplatz seiner Unthat zu verlassen. Er zieht sich daher vorläufig in den nächsten Busch zurück. Die Eingeborenen, welche aus der Entfernung dem Misgeschick ihres Viehs beigewohnt haben, benachrichtigen den nächstwohnenden Offizier. Eine gehörige Anzahl Bhil werden als Treiber versammelt und die Jagd beginnt sofort. Die Schützen erwarten ihr Wild auf Bäumen oder Felsblöcken sitzend und tödten es ohne große Gefahr zu laufen. Aber es wäre Wahnsinn dem verwundeten Tiger in den Busch zu folgen.

Nur zu häufige Unfälle trüben die Freude an dem edlen Weidwerke. Ganz kürzlich starb hier ein von einem Tiger zerfleischter junger Offizier an seinen Wunden. Der Generalagent, Oberst Bradford, verlor einen Arm im Kampfe mit einem dieser Thiere. Die Begegnung fand im Jungle statt, 80 Meilen vom Lager. Sein einziger Begleiter, ein Feldwebel, spannte eines der Wagenpferde aus und jagte nach dem Cantonnement zurück. Unterwegs bestellte er allenthalben, wo er Pferde fand, die nöthigen Relais wodurch es dem Arzte möglich wurde dem

verwundeten Oberst, der mit dem Verlust eines Armes davonkam, das Leben zu retten.

Auf einem langen Spaziergange mit den drei jungen Offizieren, in deren Händen die Geschicke von Mount Abu ruhen, bemerkte ich daß sie ihre Hunde fortwährend an der Leine führten. „Eine nothwendige Vorsicht“, sagten sie mir, „in einer Stadt wo die Leoparden, bei hellem Tage, in den Gassen spazieren gehen.“ Unlängst packte ein solches Thier die Dogge eines meines Begleiters an seiner Seite.

Ein gut gehaltener Pfad führt um eine der Zinken, welche die Stadt umrahmen nach dem Rande der kleinen Hochebene auf welcher sie steht, und die hier fast senkrecht abstürzt. Die Aussicht ist wundervoll. Vor uns, im Westen, jenseit einer etwa zwanzig Meilen breiten Steppe, eine Reihe vereinzelter Felskegel. Bierzig Meilen weiter, in derselben Richtung, anderes Felsgebirge. Mehr zur Linken, im Südwest, ein Ocean von Sand und Stein: die große Wüste von Rajputana. Die Sonne verschwindet langsam unter dem Horizont welcher dem des Meeres gleicht. Die Täuschung ist vollständig, eine Beschreibung unmöglich. Viertausend Fuß unter uns, hüllen bereits die fernen Felsberge die Wüste in ihre langen Schatten. Nur einzelne grüne Schimmer lassen die bebauten Däsen auf dem dunklen Grunde errathen. In den kleinen Wasserbehältern, Miniaturteichen, eingelegten Silberplatten ähnlich, spiegelt sich das Abendroth. Wer den Blick langsam von unten nach oben erhebt durchläuft, in unzähligen Abstufungen, die ganze Stufenleiter des Regenbogens. Die fernen über die Wüste gesäeten Felsgruppen sind nicht mehr blau sondern sanft geröthet, und violette Tinten ergießen sich über die Steppe. In nächster Nähe das üppige Grün des steilen Abhanges und ein Chaos von Steingerölle. Welches Bild! Mich fesseln und bezaubern die hundert kleinen leuchtenden Teiche im dunkeln Thale:

die klaren feuchten Augen des Himmels der, diesmal aus der Tiefe, zu uns Erdenkindern emporblickt.

Auf einer Bank von Granit sitzend genießen wir des erhabenen Schauspiels. Für die elegante Colonie von Mount Abu ist diese Stelle ein Salon in freier Luft. Jeden Abend versammelt sie sich hier. Unter Colonie verstehe ich die drei Offiziere, den Doctor, ebenso viele Damen und, während der heißen Jahreszeit, die Offiziere und Beamten der Residenzen bei den verschiedenen Maharaja mit ihren Familien. Hier wird der Sonnenuntergang bewundert und der Nebenmensch besprochen. Daher der doppelte Name: Sunset- und Scandal-Point.

---

Als ich diesen Morgen eben im Begriff war abzureisen stürzte einer der drei Offiziere im Jagdanzuge, freudestrahlend, in mein Zimmer. Ein Tiger hat eine Kuh zerrissen. Wie glücklich! Und darauf läuft er fort um die Bestie nicht zu versäumen. Arme junge Leute! Man begreift daß in diesem Exil Scandal-Point allein nicht hinreicht die langen Tage zu verkürzen. Glücklicherweise haben sie die Tiger.

---

Jodhpur. Vom 24. zum 27. Februar. — Jodhpur ist schwer zugänglich. Mitten in der Wüste gelegen, ist es nur zu Pferde, zu Kamel oder zu Elefant zu erreichen. Die Entfernung von der nächsten Eisenbahnstation beträgt über 50 Meilen. Der Sonne durch zwei Tage trocken ist ein verwegenes Unternehmen. Glücklicherweise fand ich, nach einer auf der Bahn durchreisten Nacht, in Pali einen Wagen und Pferde des Maharaja. Ueberdies wird mir gemeldet daß an drei Orten Relais zu sechs Pferden aufgestellt wurden, und, um das Maß des Glückes vollzumachen, bietet sich mir Mr. Home, ein englischer Ingenieur

des Maharaja, als Gefährte an. Endlich wurde mir auf der Station Pali wo wir die Reise durch die Wüste antreten, ein treffliches Frühstück servirt: eine Artigkeit und zugleich Wohlthat welche ich dem Generalagenten Oberst Poulllet verdanke. Leider mußte er gestern Jodhpur verlassen, was ihn nicht abhielt mich nach seiner „Residenz“ einzuladen.

Gegen 10 Uhr morgens brachen wir auf, Mr. Home und ich in einer schweren, in Kalkutta gebauten Chaise, der treue Checco am Bock, mein portugiesischer Diener zu Kamel. Drei Männer laufen abwechselnd neben dem Wagen her. Ihr Beruf ist die Pferde anzutreiben und vor den Stechfliegen zu schützen. Eine Straße gibt es nicht. Unser Kutscher richtet sich nach den Spuren der Kamelkaravanen. Warum sollte der Maharaja eine Straße bauen lassen? Hat er je in seinem Leben Jodhpur verlassen? Aber er hörte von Wegen sprechen auf welchen das Feuer die Pferde ersetzt. Einen solchen möchte er auch in seinen Staaten besitzen. So kam das Project einer Eisenbahn zwischen Jodhpur und Pali zu Stande, welchem Mr. Home seine jetzige Thätigkeit und ich einen angenehmen und landeskundigen Begleiter verdanken.

Das Land welches wir durchreisen ist, anfangs, noch nicht ganz Libysche Wüste. Sehr bald wird dies der Fall sein. Bis jetzt sehen wir noch stachelige Büsche, hier und da verbranntes Gras, mit einem Worte die Spuren einer, immer ärmlichen jetzt dürren und bestäubten, Vegetation. Die Luft ist trocken und frisch. Kurz vor Ankunft bei dem ersten Relais, unterliegt eins unserer Pferde einem Sonnenstich. Wir fahren durch zwei kleine Däsen wo Dörfer stehen. Tempel und Ringmauern verleihen ihnen die indische Localfärbung. Die wenigen Reisenden welchen wir begegnen beleben einigermaßen die ernste und großartige Landschaft. Welche unermesslichen Horizonte! Wir überholen

einige Kamelreiter, hier einen Thakur (Herr vom hohen Adel); sein Diener kauert hinter ihm, mit dem Chibuk des Gebieters in der Hand; dort einen Kaufmann der einem Duzend schwerbeladener, an dasselbe Seil gebundener Kamele voranreitet. Alle beschleunigen den Schritt, denn die Sonne sinkt und um 8 Uhr werden die Thore geschlossen.

Auf 15 Meilen Entfernung, erscheint unser Reiseziel am Horizont. Zunächst nur das auf dem höchsten Punkte eines Felsengrates stehende Schloß. Unser Gespann hat Mühe das schwere Fuhrwerk durch das Sandmeer zu schleppen. Die Sonne neigt sich zum Untergange. Violette Mabaftertinten überfluten die Wüste und den Himmel auf welchen das Schloß seine schwarze Silhouette zeichnet. Zu unserer Rechten bleiben die Residenz des Maharaja und der von ihm selbst gezeichnete Sommerpalast. Endlich um 7 Uhr abends, fahren wir durch das stattliche „Soldatenthor“ in Jodhpur ein.

Indien ist ein Buch der Märchen. Aber hier tritt noch der Reiz des Neuen, des bisher nie Gesehenen hinzu. Jodhpur, mit seinen 400 Tempeln, den zahlreichen, meist kleinen, in rothem Sandstein erbauten, reizenden Palästen seiner Großen, mit den minder reichen aber malerischen, weißgetünchten Wohnhäusern des Volks welche, terrassenförmig übereinandergestellt, bis zum Fuße des Schloßfelsens hinanklimmen, — Jodhpur bietet einen seltenen, phantastischen Anblick, und scheint und ist einzig in seiner Art. Bei jedem Schritte wechselt die Scene, und die Schwierigkeit vorzudringen gewährt mir die Zeit dieses prachtvollen Schauspiels bei dem elektrischen Lichte der untergehenden Sonne mit Muße zu genießen. In den vollerküllten, gekrümmten engen Gassen, selbst in den etwas breitem Hauptstraßen der Bazare brechen sich unsere Pferde nur mit Mühe Bahn. Alles schreit, gestikulirt, grüßt auch zuweilen und macht am Ende Platz. Wir verdienen diese Artigkeit kaum, denn hier bringt unser Fuhrwerk einen Hochzeitszug singender Weiber in Stockung, dort Processionen welche nach irgendeinem Tempel ziehen. Brahminen

schreiten an der Spitze, die ihnen folgenden Männer tragen Jackeln, die Weiber und Kinder Laternen. Aber außer diesen frommen Frauen und den Freundinnen der Braut sah ich weibliche Wesen nur hinter den Jalousien der Fenster. Die muslimische Sitte das schöne Geschlecht unter Schloß und Riegel zu halten war, in den vormohammedanischen Zeiten, in Indien unbekannt. Seither allgemein geworden, drang sie selbst in das entlegene Rajputana. In der obern Stadt nimmt der Tumult zu. Das Geschrei, die Gefänge, der schrille Ton der Pfeifen, der dumpfe des Tamtam vereinigen sich zu einem heillosen Concert. Es war dunkle Nacht als es uns gelang die Stadt durch das nördliche Thor zu verlassen.

Wir hatten noch anderthalb Meilen zurückzulegen, aber am Ende ward das Ziel erreicht. Der indische Haushofmeister des Obersten, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, öffnete das Thor des Palastes, ließ ein Abendmahl auftragen und legte mich in das Bett seines abwesenden Gebieters.

---

Obgleich mehrmals durch das Getöse der Affen gestört, schlief ich doch den Schlaf des Gerechten. Die Affen, ich glaube es bereits gesagt zu haben, besitzen das Privilegium den Menschen das Leben sauer zu machen. Man ist berechtigt sie zu prügeln; es wäre Sünde sie zu tödten. Ueberhaupt, vergießt der orthodoxe Hindu das Blut keines lebenden Wesens. Zugleich reiche und fromme Personen haben in ihren Diensten fette Bursche deren Beruf es ist tags in den Betten ihrer Herren zu liegen um daselbst gewissen Insekten mit ihrem Blute zur Nahrung zu dienen. Auf diese sinnreiche Art wird erreicht daß jene Thierchen während der Nacht weniger bei Appetit und daher weniger lästig sind. Man nennt diese Diener boy feeders, Wanzenernährer. Was die Affen anbelangt, wäre ihre sociale Stellung wol eines Studiums werth.

Der Palaſt trägt den Namen des Erbauers, Maharaja Sur Sing. Vormalſ war er die Zenana (der Harem) der Fürſten von Marwar, waſ die hohen Ringmauern erklärt. Er ſtammt aus der langen Epoche deſ Uebergangſ von den Hinduſtilen zum arabiſchen. Die Wände der beiden vom Oberſten bewohnten Säle ſind mit ſchönen Baſreliefs geſchmückt, und die warmen Töne deſ roſigen Sandſteins verleihen dieſen Gemächern einen heitern und feſtlichen Anſtrich.

Der Maharaja ſandte mir einen reich aufgezügten Elefanten, einen großen engliſchen Wagen, einen Palaſtin und, daſ Wichtigſte, ſeinen Richter alſ Cicerone. Hardyal Sing, biſher in ſeinem Vaterlande, dem Penjab, bei der Juſtizbehörde thätig, wurde vom Vicekönige dem hieſigen Fürſten zur Verfügung geſtellt, ihm geliehen, wie Hardyal mir ſagte. Dieſer Mann iſt ein guter Typuſ deſ einheimiſchen, in einem indo-britiſchen Collegium geſchulten Gentleman. Er ſpricht ganz gut engliſch und wird hier mein Führer ſein. Sein Anzug beſteht auſ einem braunen Leibrock und braunen Pantalons; ſein Gefährte trägt einen langen himmelblauen Talar, beide, um den Kopf, ein künſtleriſch gefaltetes Seidentuch.

Ich beſteige den Elefanten; die Begleiter folgen zu Pferde. Eine bedeutende Anzahl von Kuli ſchließen ſich an. Ein Elefant im Galagewande erſcheint niemals in der Deffentlichkeit ohne zahlreiche Dienereſchaft. Die Etikette verlangt dieſ.

Wir brauchten zwanzig Minuten um den Fels zu erſteigen welcher die Citadelle trägt. Dieſ Gebäude, daſ Werk einer Reihe von Fürſten, iſt ein verworrener Knäuel von Befefigungen und dunkeln Gängen, hohen, ſteilen, abſagloſen Treppen, von Höfen und Palaſten welche, mit der Prachtliebe ihrer Erbauer, zugleich die Entwicklung und den Verfall der indo-arabiſchen Architektur in ſich verſinnlichen. Ein altindiſcheſ Element hat

aber der maurischen Kunst bisher widerstanden. Es ist ein steinernes Vordach im Rundbogenstil mit der Bestimmung ein oder mehrere Fenster eines oder mehrere Stockwerke gegen die Sonne zu schützen. Es geht von dem Obergeschoß aus, entsendet seine beiden Arme der Mauer entlang, niemals bis an den Boden, häufig nur bis auf halbe Höhe des Gebäudes, und endigt in zwei von der Wand sich löslösenden Spitzen. Das Motiv erinnert mich an ein Weib welches ein Tuch am Kopfe trägt. Wenn sie sich daraus einen Turban machte, setzte sie ihr Gesicht der Sonne aus. Die Hitze verhindert sie die beiden Enden unter dem Kinn zu verknüpfen. Sie läßt sie also an beiden Seiten des Gesichtes lose herabhängen. Das Profil eines Palastes mit solchen Fensterschirmen macht einen seltsamen Eindruck. Das Gebäude, von der Seite gesehen, verliert seinen arabischen Charakter, aber es nimmt ihn wieder wenn man es von vorn betrachtet. Die Zeichnungen und Sculpturen der Marmor- oder Sandsteinplatten welche den Fenstern als Vorhänge dienen wechseln an künstlerischem Werthe mit der Epoche welcher sie angehören. Die ältesten sind immer die schönsten.

Das Baumaterial ist ein rosenfarbiger Sandstein mit bräunlichen Tönen oder ein sehr harter grauer Marmor. Beide Steinarten werden in der Umgegend gefunden. Das Ziegelwerk und die Stuckornamente sind immer weiß getüncht. Der harmonische Gegensatz zwischen diesen Farben, die Schatten welche die ganze Stufenleiter vom dunklen Schwarz zum blassen Grau durchlaufen, die sanften Wirkungen des zurückgeworfenen neben dem blendenden Glanze des directen Lichts, bringen eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Es ist ein Traum, und wer beschreibt Träume?

Die Gemächer sind in der herkömmlichen Weise geziert, die Wände in bogenförmige viereckige Blenden getheilt, oder sie sind mit glatten oder gezahnten Mauerbändern geschmückt. Diese Räume legen den Verfall noch klarer dar als das Außere. Man vergleiche nur den Ueberfluß an kleinen Spiegeln und die

Ueberladung der Ornamente in dem Palaste welchen der Vater des gegenwärtigen Fürsten errichten ließ mit den, in jeder Beziehung, vorzüglichern Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Wir betreten einen über dem Abgrunde schwebenden Balkon. Entsetzt klammert sich der Blick an die Mauern, gleitet hinab von Geschoß zu Geschoß, wird hier durch ein kleines Tempeldach, dort durch einen Fensterapuchon aufgehalten, dringt, immer von oben nach unten, in die Höfe ein, verirrt sich in einem Labyrinth von Balustraden, Rampen, Bogengängen und gezinnten Mauern. Bewaffnete in der Landestracht, Weiber mit dem Wasserkrüge am Kopfe, verkleinern sich in dem Maße als sie hinabsteigen, d. h. sich entfernen. Auf der Plattform, vor dem Thore der Citadelle, stehen mein Elefant mit seiner Gaudah, die Pferde und Kuli meiner kleinen Karavane, alle, mit Inbegriff des Ungeheuers, zu Zwergen zusammengeschrumpft. Die senkrechten Abfälle der Felsenterrasse, welche das Schloß trägt, entziehen sich natürlich unsern Blicken, aber tief unter uns gewahren wir die Pyramiden der Tempel und die Hausdächer von Jodhpur. Ein grünes Band umspannt die Stadt. Jenseits desselben, niederes Felsgerölle und Sand und der unermessliche Horizont der Wüste. Die hier in perpendikulärer Richtung wirkenden Gesetze der Optik erzeugen die wunderbarsten, zum Theil groteske, und, weil dem Auge ungewohnt, unnatürlich scheinende Effecte.

Der Commandant, eine schöne militärische Gestalt, führte uns in der Citadelle umher. Auf einer der Bastionen stehen mehrere grobe Geschütze von großem Kaliber. „Wir haben sie“, sagte er mit Stolz, „vor hundert Jahren den Mohammedanern abgenommen.“ Ein hübscher Knabe, in einem Talar der ihm bis an die Fersen herabreicht, begleitete uns mit seinem Hofmeister. Er ist ein Sohn des Maharaja und einer Favoritin, und, als solcher, Glied der regierenden Familie aber kein königlicher Prinz.

---

Der Maharaja läßt uns in einer, in England gebauten Staatscarrosse abholen. Wie die vier „Waler“\* mit dem schweren Fuhrwerke die engen und gewundenen, steil abfallenden Gassen und Gäßchen passieren und das Soldatenthor ohne Unfall erreichen konnten, ist mir ein Räthsel. Von dort führt eine gut unterhaltene Fahrstraße nach dem zwei Meilen entfernten südwestlich von Jodhpur gelegenen Palast Rai-Kabag.

Die Ringmauer läßt keine fürstliche Residenz erwarten und gleicht eher der eines Wirthschaftsgebäudes. Im Hofe, einem großen Viereck, vor dem Eingang und im Schatten des Hauses lagen einige riesige Büffel im Sande. Beim Aussteigen aus dem Wagen begrüßten uns Maharaj Purbat Sing, Bruder und erster Minister des Fürsten, der Pundit und geheime Secretär Sheo Narain Prevali und mein Freund, der Richter Hardyal Sing. Der Maharaja erwartete uns an der Schwelle, führte uns in einen Saal und ließ uns neben sich Platz nehmen. Der Pundit diente, stehend, als Dolmetsch. Die Unterredung bewegte sich in Gemeinplätzen; nur Ein Wort des Fürsten verdient erwähnt zu werden. Als ich ihm von den Palästen der Citadelle und den Wohnsitzen des Adels in der Stadt sprach, sagte er: „Wir verdanken unserm schönen rothen Sandstein den Geschmac an der Architektur.“ Eine wahre und tiefe Bemerkung.

Jesvant Sing, Maharaja von Marvar, nach dem von Mevar (Udipur) der mächtigste unter den Rajputfürsten, hat noch nicht fünfzig Jahre vollendet und sieht jünger aus als er ist. Er hat eine offene Physiognomie, regelmäßige Züge und kastanienbraune Augen. Haupt- und Barthaar sind glänzenschwarz. Obgleich er nie lächelt, zeichnet er sich doch durch fein artiges Benehmen und eine ruhige und würdige Haltung aus. Sein Anzug bestand aus einem weißen bis an die Fersen reichenden Hemde. Die Füße waren nackt; nur wenn er die Gemächer verläßt steckt

\* Name der in New-South-Wales gezüchteten Pferde.

er sie in Pantoffeln. Man rühmt seine Herzengüte, Ehrlichkeit und Gerechtigkeitsliebe. Seine Erziehung war, wie ich höre, unvollständig, aber es fehlt ihm nicht an natürlichen Gaben. Er liebt die Künste, insbesondere Architektur.

Während meines Besuchs hielt er beständig die Hand eines kleinen Knaben in der seinigen. Es ist dies sein einziger rechtmäßiger Sohn dessen Unterricht ein Engländer leitet. Auch ein englischer master of hounds befindet sich in den Diensten des Fürsten.

Seine beiden legitimen Brüder, von derselben Mutter, tragen den Titel Maharaj (der des Maharaja gebührt nur dem regierenden Fürsten). Beide genießen eines guten Rufes. Der ältere von ihnen ist, wie bereits gesagt, der Divan, der jüngere, Reschur Sing, befehligt die Streitmacht von Marvar. Letzterer ist ein fröhlicher hübscher junger Herr, nur ein wenig unbehülflich in seiner nach englischem Muster geschnittenen, eng anliegenden Uniform von braunem Tuch, in diesem Klima offenbar ein Marterwerkzeug. Auch gestand er daß er sie unbequem finde. „Aber warum tragen Sie nicht lieber Ihre Landestracht, welche auch viel fleidsamer ist?“ Seine Antwort war ein gewisses Lachen welches ich von meinen Reisen in Japan und Afrika kenne. Wenn der Wilde oder der Halbwilde oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, der falsch Civilisirte mit Menschen von europäischer Gesittung zusammenkommt, läßt ihn sein Instinct, noch mehr als seine Vernunft, ihre Ueberlegenheit fühlen. Da entsteht in ihm der löbliche Wunsch sich zur Höhe des Weißen zu erheben. Sofort geht er an das Werk. Aber er beginnt es bei dem unrechten Ende. Er ahnt nach, aber in unverständiger Weise, begnügt sich mit Nebendingen, verschmäht oder ist unfähig an den richtigen Quellen zu schöpfen. Er ist gekränkt wenn man auf seinen Irrthum hinweist, und sein Verdruß äußert sich, dem Weißen gegenüber, in einem gezwungenen Lachen.

Dieser junge Prinz fühlt sich also höchst unbehaglich in der pseudo-englischen Uniform, aber sein Herz hängt an ihr. Sein

Bruder, der erste Minister, obgleich heute in Landestracht, versagt sich nicht immer die Qualen eines europäischen Anzuges. Der Maharaja misbilligt diese Nachhäreien. Er pflegt zu sagen: „Marvari bin ich geboren, Marvari will ich sterben.“ Seine dreißig natürlichen Brüder genießen die Auszeichnungen der königlichen Familie, sind aber keine Prinzen und haben keinen Anspruch auf die Nachfolge.

Ueber den Wirkungskreis der Residenten oder Agenten, d. h. der diplomatischen Organe des Vicekönigs von Indien bei den Lehnsfürsten, schöpfte ich, auf meiner Reise durch die Halbinsel, aus den besten und unmittelbarsten Quellen nachstehende Auskünfte.

„Wir erhalten“, wurde mir gesagt, „in der Regel, keine geschriebenen Instructionen. Wir haben die Fürsten zur Erfüllung ihrer Vertragspflichten zu verhalten, ihre Oberbeamten mit möglichst geringer Einmischung in die Verwaltung zu überwachen und groben Mißbräuchen zu steuern, alles unter unserer persönlichen Verantwortung. Der Agent steht unter dem Generalagenten und dieser unter dem Vicekönige mit dessen indischem Staatssecretär, d. h. Minister des Aeußern er zu correspondiren hat. Hier (in Jodhpur) überwacht der Generalagent die Amtshandlungen des Divan, welcher zugleich der Schatzmeister des Fürsten ist, und übt die Gerichtsbarkeit über die wenigen Europäer welche sich zuweilen hierher verirren. Gegen Weiße gefällte Todesurtheile bedürfen, um vollzogen zu werden, der vorläufigen Bestätigung des Vicekönigs. Der Maharaja von Jodhpur übt, durch den Richter Hardyal Sing, die Civil- und Criminaljustiz aus. Wenn es sich aber um Vollziehung der Todesstrafe handelt, und der Agent Grund hat die Regelmäßigkeit der Gerichtsverhandlungen zu bezweifeln, veranlaßt er die Aufschubung der Hinrichtung und schickt die Proceßacten dem Vicekönig. Die

endgültige Entscheidung des letztern wird von dem Maharaja immer, ohne alles Widerstreben, angenommen.

„Eigentlich ist unser Wirkungskreis nur begrenzt durch die Eingebungen unserer Vernunft und unsers Gewissens, sowie durch das Gefühl der auf uns lastenden großen Verantwortlichkeit.

„Geschenke nehmen wir niemals an. Dies Verbot rührt von der Zeit des Generalgouverneurs Lord Cornwallis her. Jeder Candidat für den Staatsdienst in Indien muß sich anheischig machen Geschenke zurückzuweisen. Die Uebernahme dieser Verpflichtung nennt man covenant. Die geringste Ueberschreitung würde die augenblickliche Entlassung aus dem Dienste zur Folge haben.

„Das Ansehen dessen wir genießen und unser Einfluß sind sehr groß. Hier nur ein Beispiel aus der neuesten Zeit. Im verflossenen December geschah es in dem kleinen Staate Bikanir, daß die Thakur (Adeligen) plötzlich die Entrichtung der Steuern verweigerten. Umsonst bestand der Maharaja auf seiner Forderung. Man griff zu den Waffen. Es war der Bürgerkrieg in einem Glase Wasser; aber Ruhestörungen in Rajputana verbreiten sich wie ansteckende Krankheiten. Deshalb begab sich der Generalagent, ganz allein, an Ort und Stelle und forderte die Thakur auf die Waffen niederzulegen und vor ihm zu erscheinen. Alle gehorchten und bezahlten sofort die Steuern, mit Ausnahme eines einzigen welcher sich in seine Burg zurückzog und für die Befehle seines Fürsten sowie des Agenten nach wie vor taub blieb. Da ließ letzterer eine Hand voll Truppen kommen. Ihr Weg führte sie durch die große wasserlose Wüste; aber sie begegneten keinem Widerstande auf ihrem Marsche, und als sie herannahen unterwarf sich der widerpenstige Thakur. Er wurde sofort verhaftet und als Staatsgefangener nach Mount Abu gebracht wo er noch verweilt. Zur Strafe wurde seine Burg dem Boden gleichgemacht.

„In der Regel, unterwerfen sich die Fürsten, mit großer Bereitwilligkeit den von dem Agenten, der bei ihnen residirt,

gefaßten Entschlüssen, und kommen hier und da Zögerungen vor, so ist es ihm ein leichtes etwaige Gelüste des Widerstandes zu beseitigen. So geschah es unlängst auf dem Gebiete eines der kleinern Raja daß ein Brahmine wegen Mord zum Tode verurtheilt wurde. Der Raja widersetzte sich, der Agent bestand auf der Hinrichtung des Schuldigen. Um den Unterthanen sein Entsetzen über das beabsichtigte Sakrileg zu bekunden verließ ersterer seine Hauptstadt und begab sich zu einem Freunde außerhalb seines Gebiets. Aber kaum dort angekommen, telegraphirte dieser indische Macchiavel dem Agenten: «Keine Regierung möglich ohne Galgen.»

„Der Agent oder Resident flößt dem Fürsten immer Achtung, häufig Vertrauen ein und wird zuweilen sein persönlicher Freund. Besonders die kleinern Fürsten sehen in dem Vertreter der britischen Macht einen Beschützer und Rathgeber. In heftigen und verwickelten Fragen von gewisser Tragweite gehört das letzte Wort dem Vicekönige. Ich führe hier ein Beispiel an. Im Nordosten von Jodhpur, in einiger Entfernung von der Stadt, liegt ein großer Salzsee von welchem ein Theil zu Marwar, der andere zu Jeypur gehört. Es handelt sich um die Entscheidung eines Processes zwischen den beiden Fürsten über die Ausbeutung des Sees. Da sich die indische Regierung das Salzmonopol ausbedungen hat, so erwächst ihr hieraus die Befugniß in diesem Streithandel einzugreifen. Die bei den beiden Fürsten beglaubigten Residenten wurden beauftragt die gegenseitigen Ansprüche zu prüfen, und nun geschieht es daß ein jeder von ihnen sich für seinen Maharaja ausspricht. Noch schwebt die Verhandlung. Die wahrscheinlich sich entgegengesetzten Gutachten der zwei Residenten werden nach Kalkutta geschickt und vom Vicekönige geprüft werden. Sein Ausspruch *«in council»* wird sodann erfolgen und, ganz gewiß, von den beiden Maharaja ohne alle Einwendung angenommen werden.“

„Ich liebe die Eingeborenen“, sagte mir ein anderer dieser Herren, „und ich liebe auch meinen Beruf. Sehr oft gelingt es

mir Streitigkeiten beizulegen und dadurch Proceſſe zu vermeiden, und zwar zur Befriedigung beider Theile. Die Eingeborenen ziehen englische Richter den ihrigen vor und unterwerfen ſich immer ihrem Ausſpruche. Dieſe Bethheiligung an der einheimiſchen Juſtizpflege geſchieht mit ſchweigender Zuſtimmung der Fürſten.

„Unſer Leben (in Rajputana) hat manchen Reiz. Wir finden es ſogar ſehr angenehm. Das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der zwei heißesten Sommermonate die wir in Mount Abu zubringen, leben wir unter dem Zelt. Dieſ wird dermaßen zur Gewohnheit daß uns die eingekloſſene Zimmerluft nachts unerträglich ſcheint. Wir ſtehen vor Tagesanbruch auf und gehen vor 10 Uhr abends zu Bett. Der Tag vergeht raſch im Drange der Geſchäfte, und Geſchäfte fehlen niemals. Unſere Erholung iſt die Jagd, die kleine in jeder freien Stunde. Wir brauchen nur aus dem Zelte zu treten um uns dieſ Vergnügen zu verſchaffen. Die Jagd auf Wildſchweine, pigspearing, und auf Tiger erheiſcht gewiſſe Vorkehrungen. Das ſind Späße die man ſich nicht alle Tage gewähren kann. Unſere Frauen theilen unſer nomadiſches Daſein, gewöhnen ſich raſch an das Zelt und verlaſſen es nur aus Geſundheitsrückſichten. Dann ſchicken wir ſie nach Agra wo, mehr als in irgendeiner andern Stadt des Nordweſtens, Hülfsmittel aller Art vorhanden ſind.“

Ich geſtehe daß ich dieſe und ähnliche Neußerungen nicht ohne einige Rührung vernahm. Dieſe Männer, die den Stoff eines Helden beſitzen, die halb Miſſionare (der Civilisation), ein Stück Diplomat, Richter, Soldaten und Adminiſtratoren ſein müſſen, verbringen ihr Leben in einem aufreibenden, um nicht zu ſagen, mörderiſchen Klima. Ich habe faſt keinem begegnet der nicht auf ſeinem Geſichte die Spuren der Dysenterie und des Fiebers trug, und doch ſind ſie zufrieden. Uebrigens gilt das Klima von Rajputana während der größern Hälfte des Jahres für geſund. Die ſchlimmſten Monate ſind September und Anfang October, wenn nach der Regenzeit das Steppengras zu faulen beginnt, die heißesten April, Mai und Juni.

---

Auf einer Spazierfahrt bei sinkender Sonne, wurde das auf Kosten des Maharaja im Bau begriffene Wasserbehältniß besucht. In Zeiten großer Dürre verschmachtet das Volk. Unerschrockt seiner Indolenz, ist Jeswant Sing nicht ohne Ehrgeiz. Der Gedanke durch ein großes öffentliches Werk seinen Namen, als Wohlthäter dieser Stadt, der Nachwelt zu überliefern hat für ihn einen gewissen Reiz. Aber er vereinigt in seinem Charakter die guten und übeln Eigenschaften seiner Nation. Dem Eifer, der fieberhaften Thätigkeit der ersten Tage folgen lange Perioden der Apathie. Die Arbeiten werden eingestellt. Wird man sie je wieder aufnehmen? Glücklicherweise ist diesmal der Baumeister ein Engländer, Mr. Home, mein Begleiter. Er wird den Bau zu Ende führen. Die weite Wasserfläche, von Geländern aus rothem Sandstein umgeben, die kleinen Tempel und Paläste als Einfassung, und, im Hintergrunde, der Felsen und die Citadelle welche sich in ihr spiegeln, vereinigen sich zu einem reizenden Bilde. Dies ist Indien, das wahre alte Indien, das Indien Alexander's des Großen.

---

Kaum nach Hause zurückgekehrt erhalte ich, im Auftrage des Maharaja, den Besuch seines Bruders, des Obercommandanten. Er war bei sehr guter Laune und unterhielt sich lebhaft mit meinen Begleitern, natürlich in der Landessprache die ich nicht verstehe. Ich zog daher einen Spaziergang im Garten vor. Es währte nicht lange als mich ein Hölllärm in meinen Betrachtungen störte. Die Urheber waren ein Trupp zum Theil riesiger Affen. Anfangs liefen sie auf der hohen Ringmauer einher, dann schwangen sie sich auf einen nahen Baum, in dessen Schatten ich saß, und landeten am Boden nicht ohne sich an meiner Person zu reiben. Obgleich mit einem Stock bewaffnet enthielt ich mich ihn zu gebrauchen. Die Unholde konnten es übel nehmen. Noch jetzt, wenn ich daran denke, steigt mir die Schamröthe

auf die Stirne: ich lief davon. Es war nicht das Benehmen eines Tapfern, aber es war das Klügste in der gegebenen Lage. Ueberdies sah mich niemand außer den Affen.

---

Um 7 Uhr morgens, in Begleitung des Richters Hardyal Sing, Ausbruch nach Mandore, der alten Hauptstadt von Marwar. Heute ist sie nur mehr ein Dorf, oder vielmehr eine Gruppe von Hütten, im übrigen ein Trümmerhaufen. Aber in unmittelbarer Nähe stehen die Königsgräber.

Die Entfernung von der Residenz beträgt vier Meilen in nördlicher Richtung. Der Weg ist entseßlich, der Boden abwechselnd grundloser Sand oder flache Felsplatten. Bald verschwindet das Fort von Jodhpur, welches doch so weite Horizonte beherrscht, hinter gewaltigen Sandsteinblöcken. Prachtvolle Baumgruppen bringen einige Abwechslung in die einförmige Landschaft. Die sie bildenden, sowie die fehlenden Elemente verleihen ihr das Gepräge der tiefsten Einsamkeit. Die Thiere wissen daß sie von den Menschen nichts zu fürchten haben. Ein Fuchs mit einem schönen großen Schwanz ließ uns auf zwanzig Schritte nahen ehe er sich in Bewegung setzte. Im übrigen sahen wir kein lebendes Wesen.

Um 8 Uhr Ankunft bei den Gräbern.

Das bedeutendste und schönste ist das des Ajit Sing\* welcher, bereits König im Mutterleibe, auf Veranlassung des Hofes von Delhi, von den eigenen Brüdern Abhye Sing und Bakht Sing ermordet wurde. Einer der Mörder, Abhye, ließ dies prächtige Monument gegenüber seinem eigenen Mausoleum errichten. Die beiden Chattry, im Zwischenraume eines Vierteljahrhunderts, aus grauem Marmor und rothem Sandstein

---

\* Regierte von 1680 bis 1725; Abhye von 1725 bis 1750.

erbaut, gehören zu den größten Meisterwerken der indo-arabischen Kunst. Aber das Grabmal des Mörders scheint mir bereits den Beginn des Verfalls zu verrathen. Erkenntlich ist dies besonders an der Behandlung des Steines. Kein Photograph ist noch, soviel ich weiß, bis hierher gedrungen, und ich habe keine Abbildungen dieser Monumente gesehen. Ungeachtet der ersticken- den Hitze, verwannte ich einige Stunden um sie zu skizziren. Die übrigen Gräber, sämmtlich aus späterer Zeit und besonders die neuesten, zeugen in augenfälliger Weise von den Fortschritten des Niederganges der Kunst. Wir haben mehrere in allen einzelnen Theilen besichtigt. Einige stehen mitten in einem jener Gärten wie man deren so viele in Marokko und Algerien findet. Dieselben Wegdämme, dieselben in rechtem Winkel sich kreuzenden Wasserrinnen. In den Vierecken Büsche und Blumen. Hier geben prachtvolle Bäume Kühlung und Schatten. Ueber die Blätterkronen ragen, rosenfarbig, grau, weiß, die obern Geschosse der königlichen Gräber in die blaue Luft empor.

Wir besteigen das oberste Stockwerk des Mausoleums des Maharaja Ajit. Uns gegenüber erhebt sich das seines Bruders. Zur Linken öffnet sich ein kleiner Platz zwischen mehreren Monumenten mit einem grünen Laubvorhange als Hintergrund. Eines dieser Gebäude von besonderer Schönheit vereinigt in sich alle Elemente der hindu-arabischen Architektur. Aber von einer Entfernung gesehen welche die octogonen Pfeiler als Säulen erscheinen läßt, erinnert es an den Tempietto des Bramante am Janiculus, oder an den Hintergrund in Rafael's Sposalizio. Vier Elemente machen sich bemerkbar: 1) ein großer würfelförmiger Sockel von Granit als Unterlage des Monuments; 2) acht octogone Säulchen, eigentlich Pfeiler wie man sie in den Jainatempeln findet; sie tragen mit Vermittelung von Consolen (ein echt hinduisches Motiv) die 3) gezahnten Rundbogen auf welchen, der achtseitige Architrav ruht; und auf diesem erhebt sich, 4) die Kuppel in Form einer halben Sphäre.

Auf dem Platze herrschen die rothen und weißen Töne vor,

aber die Sonne vergoldet alles. Die tiefe Stille der Wildniß, die Verlassenheit und Unzugänglichkeit des Ortes, die Erinnerungen an die Helden- und Missethaten eines ritterlichen aber barbarischen Geschlechts, verleihen diesen Grabstätten einen unaussprechlich poetischen Reiz.

Der Maharaja, wie seine Brüder, ist ein leidenschaftlicher Jagd- und Pferdeliebhaber. Er sagt, es sei besser sein Geld für Pferde als für Schmuck auszugeben. Heute Nachmittag hat er seine schönsten Pferde, ungefähr zwanzig, nach der Residenz geschickt um sie von mir bewundern zu lassen. Diese edlen Thiere, darunter einige prächtige Waler, waren vortrefflich gehalten.

Gegen Abend Ausflug nach Kailana, halb zu Wagen halb zu Elefant. Letztere Art der Ortsveränderung finde ich ermüdend und unbequem.

Kailana, der Sommerpalast des letzten Maharaja, liegt acht Meilen westlich von Jodhpur und ist ein reizender, koketter hindu-moresker Bau. Von einer Terrasse sahen wir in einem tiefen Hofe eine große Anzahl Wildschweine zur Fütterung versammelt. Die Scene erinnerte mich lebhaft an das liebe Friedland in Böhmen. Aber neu war mir die Zumuthung, die wir natürlich mit Entrüstung zurückwiesen, auf die verworrene schwarze Masse zu schießen.

Ich muß leider die Zenana verlassen ohne den Herrn vom Hause gesehen zu haben. Verschiedene Umstände hatten das rechtzeitige Eintreffen der officiellen Empfehlungen vereitelt. Ein Brief von Mount Abu hatte Oberst Pouillet, als er eben abreiste, von meiner bevorstehenden Ankunft verständigt. Er konnte mich also nicht selbst empfangen, aber er befahl seinem Haus-

hofmeister den erwarteten Fremdling aufzunehmen und zu beherbergen. Der Oberst kennt den Werth der Gastfreundschaft in diesem Lande und er gewährt sie jemanden den er nicht selbst sehen konnte, den er nie sah und, wahrscheinlich, niemals sehen wird.

Einem glücklichen Zufall verdanke ich das Vergnügen der Bekanntschaft und des Verkehrs mit dem assistirenden Agenten in Jodhpur, Kapitän W. Loch.

27. Februar. — Abreise von der Residenz um 7 Uhr morgens, abermals in Gesellschaft des Mr. Home und in demselben Wagen des Fürsten der uns gebracht hatte.

Als wir durch das Soldatenthor in das Freie gelangten sahen wir eine kleine Reiterchar querselbein sprengen, als ob sie die Absicht hätte uns den Weg zu verlegen. Der Mann an der Spitze ritt einen prachtvollen Waler. Das edle Thier bäumte sich und machte gewaltige Sätze aber der Reiter schien an den Sattel geschraubt. Als er uns erreicht hatte grüßte er und äußerte er sei gekommen um uns Lebewohl zu sagen. Es war Maharaj Purbat Sing, heute nicht in seiner schönen Marvaritracht sondern im Knickerbocker und in Hemdärmeln; die Sacke hatte er zu Hause gelassen. Der Anzug war nichts weniger als schön, aber, selbst als Proletarier verkleidet, sah der Prinz vornehm aus. Er sagte mir einige liebenswürdige Phrasen und suchte offenbar artig zu sein, aber der Ausdruck seines Gesichtes blieb kalt und trocken. Keine Spur eines Lächelns. Man sagt mir die Rajputen sind von Natur wenig liebenswürdig und nur artig wenn sie etwas wünschen, erwarten oder befürchten.

Wir setzten die Reise fort, und der Prinz, sein Pferd herumwerfend, entfernte sich ebenso rasch als er gekommen war. Ich warf einen letzten Blick zurück. Die phantastischen Umrisse des Schlosses reißen sich von dem lichten Goldgewebe des Himmels

ab. Safranfarbige Tinten überfluteten den senkrecht abfallenden Fels und die Paläste der Citadelle welche er auf seinem Scheitel trägt. Bald darauf geriethen wir in eins jener Felsenlabyrinth welche eine Eigenthümlichkeit der Gegend bilden. Noch einmal, aber vergeblich, blickte ich nach der Hauptstadt der Wüste zurück. Die Vision war zerflossen, Jodhpur für mich verschwunden für immer.

Die Wüste, die wahre, die große Wüste umfängt uns mit ihren geheimnißvollen Schauern. Zwei Schritte vom Wege entfernt, sitzt ein schönes Dromedar auf seinen Hinterbeinen, das Bild der Verlassenheit und der stummen Verzweiflung. Man behauptet, ich glaube mit Unrecht, die Thiere besäßen keine Physiognomie. Die Züge des armen Kamels sprachen deutlich genug. Es hatte sich ein Bein gebrochen, und da die Hindu verabscheuen das Blut eines lebenden Wesens zu vergießen, überließ es der Eigenthümer seinem Schicksale. Wir hatten leider keine Waffen und konnten daher das Ende seiner Leiden nicht beschleunigen. Vorüberziehende Samaritaner fütterten das arme Thier und verlängerten daher seine Qual. Einige Nasgeier, die wir über uns gewahrten, werden es lebendigen Leibes verzehren.

In einer der beiden Nasen durch welche wir fuhren nahmen wir, von Fliegenschwärmen belästigt, auf den Stufen eines Tempels das Frühstück ein. Zwei riesige Büffel schnarchten zu unsern Füßen. Es war um Mittag, und Menschen und Thiere schienen der Sonnenglut zu erliegen.

Aber am Ende erreichten wir doch glücklich den Saum der Wüste und bei sinkender Nacht die Station Jodhpurjunction.

---

Jeypur, 28. und 29. Februar. — Die Nacht durch gereist. Ankunft in der Station Jeypur um 9 Uhr morgens. Entfernung von Jodhpurjunction 171 Meilen. Der politische Agent Dr. Stratten geleitete mich nach seiner Residenz, einem

alten, drei Meilen von der Stadt entlegenen Palaste der Maharaja, und bewohnte mich in einem der prachtvollen Zelte welche er für den hier erwarteten Herzog von Connaught aufschlagen ließ.

Die Stadt Jeypur\* ist für Handels- und Bankiergeschäfte ein bedeutender Mittelpunkt und gilt, unter allen rein hinduischen Städten der Halbinsel, für die meist entwickelte. Die ehemalige, vier Meilen von hier im Gebirge liegende, Hauptstadt Ambra wurde von dem großen Maharaja Jey Sing verlassen weil eine alte Ueberlieferung den Fürsten seines Namens untersagt durch mehr als sechs Jahrhunderte an demselben Orte zu leben. Sowol wegen seiner Prachtliebe als wegen der Unterstützung welche er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, mit seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. verglichen, ließ Jey im Jahre 1728 diese Stadt erbauen. Der rajputischen Sitte gemäß wurde sie nach ihrem Gründer Jeypur benannt.

Der Agent hatte die Güte mich dahin zu begleiten. Die hohen Stadtmauern sind rosenfarbig angestrichen, und das zwischen den Zinnen angesammelte und herabfließende Regenwasser hat senkrechte schwarze Linien gezogen welche diesen Wällen ein ganz eigenthümliches Aussehen verleihen. Im Innern der Stadt fuhren wir durch eine lange gerade Straße deren Häuser sämmtlich violettroth getüncht und mit Wandgemälden, Arabesken und Blumentöpfe vorstellend, geschmückt sind. Die Zeichnung dieser Ornamente ist entschieden hinduisch. Wo die Gebäude nicht unmittelbar aneinanderstoßen, sind sie durch hohe Gartenmauern verbunden. Der obere Theil der letztern zeigt kleine Rundbogen und wenige Fenster, immer durch eine gemeißelte Steinplatte oder ein geschnitztes Bret verhüllt. Andere Gassen durchkreuzen die Hauptstraße, welche zu einem großen Square führt, im rechten Winkel.

Das Ganze trägt einen entschiedenen orientalischen, speciell hinduischen und überdies ausgesprochen rajputischen Charakter,

\* Bevölkerung 140000.

aber der Plan der Stadt: die mit der Richtschnur gezogenen Gassen, die rechtwinkelige Kreuzung derselben, die alle nach derselben Zeichnung gebauten Häuser scheinen dem Genius Indiens zu widersprechen. Wäre es ein Widerschein des Geschmacks an Einförmigkeit und Regelmäßigkeit welcher, am Ende der Regierung Ludwig's XIV., in Europa zur Aufnahme kam? Unwillkürlich dachte ich an die Place Vendôme in Paris und an Karlsruhe, beide, wenn ich nicht irre, im Jahre 1699 erbaut.

In diesen weiten Gassen herrscht großes Leben. Das rosenfarbige Violett der Häuser und das Weiß und Roth der Gewänder des Volkes verleihen dem Bilde einen zugleich heitern und festlichen Anstrich. Sehr wenige Weiber, und diese meist aus den untersten Klassen. Viele Wagen, eigentlich Ochsenkarren, sorgfältig verhängen, wenn sie Frauen enthalten. Hier, im Palankin getragen, ein Adeltiger dessen goldener Kopfsputz an den venetianischen Dogenhut erinnert; dort einer seiner Standesgenossen zu Pferde. Die Menge macht ihm ehrerbietig Platz. Mehrere Köpfnecchte laufen hinterher. Viele Kamele und einige Elefanten erhöhen die Abwechslung des Bildes und die Bedrängniß der Fußgeher.

Der Palast des Fürsten nimmt, im Mittelpunkte der Stadt, einen beträchtlichen Flächenraum ein. Die Wachen, einige in Landestracht, andere europäisch uniformirt, traten bei Ankunft des Residenten in das Gewehr, und eine aus vier Flötenspielern bestehende Bande stimmte das *God save the Queen* an. Im zweiten Hofe drängten sich Höflinge und höhere Bediente. Fünf oder sechs kolossale Elefanten standen, reich geschirrt, in Reih und Glied. Kopf und Zähne waren zierlich bemalt. Im ganzen ein imposanter, prachtvoller Anblick. Endlich langten wir vor dem Eingange des eigentlichen Palastes an.

Der Maharaja zählt erst 20 Jahre. Der letzte Fürst adoptirte ihn auf seinem Todtenbett. In den indischen Staaten kommt es häufig vor daß der natürliche Erbe ein Schwächling ist. Daher das, übrigens zuweilen bestrittene, Recht der Fürsten

den Nachfolger in der Familie zu wählen, was sie gewöhnlich nur in articulo mortis thun, und zwar aus guten Gründen. Der Adoptivsohn könnte, in einer Anwendung von Ungeduld, seine Thronbesteigung beschleunigen. Daher die Angst der Höflinge wenn ein Regierungswechsel bevorsteht und die Ueberraschungen welche ihn zu begleiten pflegen.

Der junge Maharaja von Jeypur ist ein schöner Mann mit einem offenen Ausdrucke und einnehmenden Zügen. Er war eben im Begriff auszufahren um mehrern adeligen Familien Beileidsbesuche abzustatten. Daher der silberne Säbel und die weiße Kleidung welche er trug, denn weiß ist die Farbe der Trauer. Nach indischer Sitte war er barfüßig. Er wies uns Sitze an und ließ mir sein Bedauern darüber ausdrücken daß ihn seine Unkenntniß des Englischen verhindere sich mit mir zu unterhalten. Er habe zwar angefangen diese Sprache zu erlernen, aber seine Thronbesteigung nöthigte ihn auf alle Studien zu verzichten. Ein Maharaja habe keine Zeit zum Studiren. Ich fragte ihn was er empfunden habe als man ihn benachrichtigte daß dieser große Staat ihm gehöre. Er antwortete: „Anfangs erschrak ich, wegen der großen Verantwortung; jetzt habe ich mich aber daran gewöhnt.“

Der Saal, in welchem er uns empfing ist ein langes, nach dem Garten ganz offenes Gemach. Allenthalben stehen Divane, und an den Wänden hängen schlechte englische Bilder in Farbendruck, darunter ein Porträt des Prinzen von Wales.

Innerhalb der Ringmauern der fürstlichen Residenz befinden sich mehrere einzelne Gebäude. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen die beiden für öffentliche Ceremonien bestimmten Hallen. In einem dieser Säle empfahl man meiner Bewunderung einen Thron von vergoldetem massivem Silber, im Stil des ersten Empire mit falschen persischen Ornamenten. Das etwas geschmacklose Prachtstück hat 50000 Pfd. St. gekostet. Unerachtet der sichtbaren europäischen Einflüsse tragen diese Hallen ein orientalisches barbarisches aber großartiges Gepräge.

Die Sternwarte, eine Gruppe von Bauten und eine der Hauptmerkwürdigkeiten von Jeypur, ist das Werk Jey's welcher in Indien für den größten Astronomen seiner Zeit galt. Man zeigte uns auch den Artilleriepark. Die Geschosse sind mit Ochsen bespannt deren Hörner in grünes Tuch gehüllt sind. Ueberdies tragen sie Schabracken von rothem Tuch. Die Wirkung ist grotesk.

Hinter dem Wohnpalaste des Fürsten dehnen sich die Gärten aus. An beiden Seiten umrahmen prachtvolle Riesenbäume die phantastische und complicirte Façade. Wir wandeln auf Dammwegen, längs kleinen Teichen, versehen mit den nöthigen Vorkehrungen um die Spaziergänger zu benezen. Ein alter Scherz, ursprünglich für die Khalifen erfunden, aber seiner Zeit sehr beliebt bei den Königen von Castilien und Leon, und später auf den Landsitzen der Großen in Italien und Frankreich. Zum Glück für uns, gibt es in den Teichen kein Wasser. In einem entlegenen Theile des Gartens ladet uns ein hübscher kleiner Tempel zum Besuche ein. Hundertjährige Mangroven beschatten ihn, und er verschwindet fast im Laube des Gehölzes. Aber wehe dem Vermessenen welcher es wagte dem Gott oder der Göttin des Ortes zu nahen! Eine kreischende Stimme erschallt. Zugleich erscheint der Brahmine des Heiligthums. Mit dem Ausdruck des Zornes auf seinem scheußlichen Gesicht, ruft er uns ein gebieterisches Halt zu. In diesem Augenblicke verkündigt Kanonendonner der Stadt das Ereigniß des Tages, die Condolenzbesuche des Maharaja. Schwärme verschuchter Tauben fliegen von den Dächern und Giebeln des Palastes auf. Sonderbarer Gegensatz! In der Luft die gefiederten Flüchtlinge; im Garten Einsamkeit und Stille. Einige Schritte von uns der Brahmine, sprachlos und unbeweglich seine gehässigen Blicke auf die Eindringlinge heftend. Draußen das Dröhnen der schweren Geschütze und die verworrenen Stimmen einer tausendköpfigen Menge.

Der letzte Maharaja war ein leidenschaftlicher Volksbeglückter. Ein nach europäischem Muster erbautes Theater, ein Wiesengrund für Lawn-tennis und ein großer öffentlicher Garten sind sein Werk. Das Theater ist, wegen Mangels an Besuch, längst geschlossen, aber im Garten sieht man Eingeborene spazieren gehen, auf Bänken und nicht auf ihren Fersen sitzen und an gewissen Tagen der Woche den Weisen einer Regimentsbande lauschen. Junge Leute spielen Lawn-tennis. Derselbe Fürst hat auch eine Schule der schönen Künste gegründet, über deren Eingang in englischer Sprache die Inschrift *School of arts* zu lesen ist. Sie enthält kleine Bilder, Bleistiftzeichnungen, Schmuckgegenstände und sehr schöne Metallgegenstände in eingeleger Arbeit. Die Cloisonnés von Jeypur genießen von jeher eines großen Rufes. Das dabei angewandte Verfahren wird geheimgehalten.

Aus den Fenstern dieser Anstalt sahen wir die Heimkehr des Fürsten. Sein mit feurigen Pferden bespannter Wagen fuhr in raschem Trabe vorüber. Lakaien in bunten Livreen liefen daneben. Reich gekleidete und gut berittene Edelleute umgaben die Staatscarrosse. Eine Abtheilung Reiterei schloß den Zug. Die rothe und weiße Volksmenge öffnete und schloß sich alsbald auf dem Wege des Herrschers. Es war Sache eines Augenblickes, eine Bifton, eine Sternschnuppe am nächtlichen Himmel; denn es war mittlerweile dunkel geworden, und, zu meiner großen Ueberraschung, wurden allenthalben Gaslaternen angezündet. Gas in Rajistan! Es ist das Neueste was der Fortschritt leisten kann.

Als wir aus der Stadt in das Freie fuhren begegneten wir einem Trupp Galerensträflingen. Sie blieben stehen, traten in Reih und Glied, streckten einen Arm horizontal aus und klafchten sodann mit den Händen indem sie einen Schrei ausstießen. Es ist dies ihre Art zu grüßen. Galgengeichter fehlten nicht unter ihnen, aber sie schienen alle lustig und gut

genährt, ein Beweis daß der verstorbene Maharaja seine Re-  
formen auch auf das Gefängnißwesen erstreckt hat.

Ausflug nach der alten Hauptstadt Amber, zu Wagen, im  
Palanquin und zu Elefant. Diese verschiedenen Verkehrsmittel  
verdankte ich der Güte des Fürsten.

Die Gegend ist eine mit Tempeln, verfallenen Häusern,  
leer stehenden Palazetti und Grabdenkmälern bedeckte Ebene. Der  
große Palast zu unserer Rechten, im Zustande der äußersten  
Verwahrlosung und dem Einsturze nahe, gehört dem Maharaja.  
In dem anliegenden großen Teiche hausen Krokodile in bedeutender  
Anzahl. Wir näherten uns einem niedern Gebirgszuge welcher  
die Ebene im Norden der Stadt begrenzt und betraten hierauf  
eine sich zwischen befestigten Anhöhen hinschlängelnde Schlucht.  
Zu unserer Linken, am jenseitigen Ufer eines schmalen Sees,  
stehen auf ganz nackten Hügeln mehrere aus rothem Sandstein  
erbaute Burgen. Einige haben die Farbe dieses Materials be-  
wahrt, andere hat die Zeit mit mattem Gold belegt, wieder  
andere wurden von Menschenhänden weiß getüncht. Vor uns  
erschließt sich eine kleine Dase mit der alten Stadt, einem Agglo-  
merat von zum Theil noch bewohnten, obgleich verfallenden  
Palästen und Häusern. Die Ringmauer klettert den Grat der  
Berge hinauf: die Chinesische Mauer im kleinen. Die Lehnlich-  
keit ist auffallend. Hinter diesem dunkelbraunen Gemäuer, zwi-  
schen den Höhen, erweitert sich das Thal und gestattet den Blick  
nach der gelben, schwarzgeleckten Wüste: gelb ist der Sand und  
schwarz der Busch. Im Hintergrunde, gegen Norden, in großer  
Entfernung, vermischen sich die grauen Töne einer Gebirgskette  
mit dem ambragefärbten Himmel. Die Composition des Bil-  
des ist phantastisch, das Colorit ernst, das Ganze überwältigend.  
Aber ich zweifle daß ein Maler wagen wollte diese Tinten

wiederzugeben, selbst wenn er es vermöchte. Man würde sagen, sein Bild sei manierirt und unwahr.

Ein äußerst steiler Reitpfad führt zu den Palästen und Tempeln von Amber hinan.

Erstere gehören verschiedenen Epochen an. Selbst das ungeübteste Auge, selbst wer gänzlich unfähig ist die verschiedenen Epochen zu unterscheiden welche die rajputische Architektur während Jahrhunderten durchlaufen hat, muß überrascht sein durch die Individualität eines jeden dieser sich auf der Felssterrasse, ich möchte sagen, drängenden Gebäude. Doch findet man in allen dieselben Elemente: hohe gezinnte Mauern, Kioske deren Kuppeldächer von schlanken Säulen getragen werden; übereinander angebrachte Balkone, alle versehen mit einem auf schwächtigen Colonneten ruhenden Schutzdache; geräumige Säle mit einem Walde von Säulen welche, Baumgruppen ähnlich, ihre Schäfte zur Decke erheben; Steingeländer als Einfassung der offenen Terrassen und Freitreppen. Einen eigenthümlichen Zauber übt der Gegensatz zwischen den massiven Mauern, deren oberer Theil allein durchbrochen ist, und den gänzlich freistehenden Arcaden und Kiosken: ein Gemisch mittelalteriger Burgen und antiker Säulengänge. Für den Kritiker ist dies ein Räthsel oder ein Widersinn, denn die erste Pflicht des Architekten ist durch das Außere die Bestimmung des Baues anzudeuten. Aber, als Bild, gibt es nichts Reizenderes. Die rajputischen Künstler scheinen zuerst Maler gewesen zu sein und dann erst Architekten.

Divan-i-Am, der Saal für Audienzen, wurde den Sälen welche man in Delhi und Agra sieht nachgebildet. Der Kaiser nahm es übel daß sich der Maharaja erlaubte seine Paläste als Muster zu wählen. Daher beeilte sich letzterer die schönen Sculpturen der Säulenschäfte und der Kapitäle mit Stuck überziehen, und die schönen rosafarbigten Platten von Sandstein mit weißem Kalk bestreichen zu lassen. Man sieht hier in Vogelperspective aufgenommen die Abbildungen dreier großer indischer Städte, darunter Benares, daher der Name „Gemäldeaal“.

Jey Mandir wurde von dem großen Jey Sing ganz in Marmor erbaut. Die vielen kleinen Spiegel, mit welchen im Innern die Wände und die Decke verziert sind, verrathen den Geschmack des 18. Jahrhunderts.

Suf Nevas, der Saal des Vergnügens, ist berühmt wegen seiner gemalten Glasfenster und eines die Gemächer durchfließenden Baches. Gleichfalls ein den Kaiserpalästen in Delhi entlehntes Motiv.

Die Zenana halte ich für den ältesten dieser Bauten. Er zeichnet sich durch seine edle Einfachheit aus. In der Mitte des Hofes steht die Halle in welcher die regierende Königin ihre Durbar hielt. Die 26 andern Königinnen begnügten sich, und, ich höre, die Gemahlinnen des gegenwärtigen Maharaja, welcher alljährlich zwei Monate in Amber zubringt, begnügen sich mit winzigen, durch einen engen Gang verbundenen Zellen.

Alle diese Gebäude sind vollkommen erhalten. Sie schossen nebeneinander auf wie Pflanzen, und bilden eine unregelmäßige, gedrängte Gruppe. Daher kommt es daß die Aussicht, bei jedem Schritte des Beschauenden, wechselt. Aber zu seinen Füßen hat er fortwährend den kleinen, die Schlösser von Amber spiegelnden See und die nahen Höhen mit ihrer Chinesischen Mauer, und die verfallenen Paläste der Stadt und die üppige Vegetation der Dase und, jenseit, weit entfernt gegen Norden, die am Horizonte verdunstenden Berge.

Der Zufall führte uns zur Opferzeit in den Tempel der „steinernen Göttin“, Silva Devi. Ehemals wurden Menschen geopfert. Dieses entsetzliche Schauspiel blieb uns jedoch erspart. Jey Sing hat die Menschenopfer abgeschafft. Die Göttin nahm dies übel, und um ihren Zorn zu beschwichtigen verordnete Jey daß, ihr zu Ehren, täglich eine Ziege zu schlachten sei.

Der Tempel ist klein und besitzt nichts was zur Andacht stimmen könnte. Er sieht aus wie ein gewöhnliches Vorzimmer mit einem Altoven. In diesem sitzt die Göttin auf ihren gekreuzten Beinen. Vor dem Heiligthum gewahrte ich, auf ihren Ferfen

kauernd, zwei Männer in traulichem Zwiegespräch. Ein kleiner Junge lag vor der Göttin auf dem Bauche, anscheinend in inbrünstigem Gebet versunken. Eine magere elende Ziege erwartete gleichgültig die ihr bevorstehende Katastrophe. Ihr Instinct schien ihr nichts zu sagen. Der Priester trat an sie heran, bestreute sie mit Mehl, besprengte sie mit Wasser und vollzog dieselbe Förmlichkeit an dem Messer des Mannes welchem es oblag das arme Thier zu tödten. Einen Augenblick später, rollte der Kopf des Opfers auf den Fußboden, während der Körper sich noch durch vier Minuten in heftigen Zuckungen bewegte. Mittlerweile hatte der Priester das Blut in einem Gefäße gesammelt und der Göttin vorgelegt, jedoch nicht ohne vorher die Vorhänge zu schließen. Im Orient speisen hohe Persönlichkeiten immer ohne Zeugen.

---

Niemand wird Rajputana besuchen ohne überrascht zu sein durch den Gegensatz zwischen dem was dies Land war und was es ist. Ich spreche hier nicht von dem äußern Anblicke den es gewährt, denn er blieb unverändert, noch von den Fortschritten der Civilisation deren einzige Spuren in Jeypur zu finden sind, sondern von dem Gegensatze zwischen den alten, aber noch bestehenden, Institutionen und der neuen, durch die Annahme der britischen Oberherrlichkeit geschaffenen Lage. Die Institutionen setzen den beständigen Kriegszustand voraus. Die britische Oberherrlichkeit schuf den beständigen Frieden. Die alten Institutionen sind also gegenstandslos geworden, und werden und müssen daher verschwinden. Die Macht der Dinge und der Logik verlangt dies gleichmäßig. An ihrer Macht scheidet der Wille der Menschen. Aber dann entsteht die Frage, wie soll die Leere ausgefüllt werden? Diese Frage drang sich mir auf als ich den Fuß in dies Land setzte, und noch ehe ich Sir Alfred Lyall's „Asiatic studies“ gelesen hatte. Der geistreiche Verfasser dieses

Buchez, der seine Materialien an Ort und Stelle gesammelt hat, stellt sich dieselbe Frage und behandelt sie mit wenigen Worten, welche indeß seine genaue Kenntniß der indischen Dinge und, ich möchte hinzufügen, des menschlichen Herzens, das sich überall gleich bleibt, auf eine glänzende Weise bethätigen. Aber er sagt nur was zu vermeiden, nicht was zu thun ist. Er läßt sich nicht aus über die einzuschlagenden Wege welche zur Lösung der Aufgabe führen können. Gewiß die Zeit wird bei dieser Lösung mitwirken, aber alles kann man der Zeit nicht überlassen. Früher oder später wird England eingreifen müssen. Enthaltung scheint mir unmöglich. Man übt die Macht nicht ohne auch ihre Verantwortung zu tragen.

---

## V.

### Penjab.

Vom 1. bis 11. März.

Von Jeypur nach dem Kaibarpaß. — Die Ufer des Indus. — Atok. — Physiognomie von Peshawar. — Ein Afghanenfürst. — Das Fort und die Kirchhöfe. — Der Kaibarpaß. — Jamrud. — Lahor. — Ranjet Sing. — Shalimar. — Amritsir. — Der goldene Tempel. — Ein Gasthof in Delhi. — Divan-i-Kas. — Divan-i-Am. — Die Perlmoschee. — Die große Moschee. — Stimmung der Bevölkerung. — Katab Minar. — Der „Kidge“. — Physiognomie von Delhi.

Durch das Penjab. — Der Oberbefehlshaber der indischen Armee hatte die Güte mir den Besuch des allen Europäern verschlossenen Kaibarpasses zu gestatten. Da dies militärische Vorsichtsmaßregeln erheischte, wurde ein gewisser Tag festgesetzt, und ich habe dermalen keine Zeit zu verlieren. Die großen Ebenen des Nordwesten werden daher auf der Bahn ohne Aufenthalt durchweilt. Hier, in Amballa, zweigt sich die Straße nach Simla ab. Weiterhin, bei Sonnenaufgang, zeigen sich die weißen Riesen des Himalaja. Noch einige Stunden, und der Zug erreicht, die Brücke des Sutledge überschreitend, das Königreich der Sikhs. Im Norden die höchste Bergkette der Welt, zu unserer Linken eine unabsehbare Ebene. Die sie bedeckenden Getreidfelder erfreuen das Auge durch ihr zartes Grün. Die Luft frisch, fast kalt. Außer in der nächsten Umgebung der Dörfer, kein Baum in Sicht. Am Himmel schwarze Wolken, die ersten welche ich gewahre seit ich Madras verließ. Wie alte Bekannte, nach langer

Trennung, begrüße ich die Strichregen welche sich mit kurzer Unterbrechung folgen.

Um 5 Uhr abends hält der Zug in der Station Lahor.

Am nächsten Tage früh morgens wird Kavalpindi passirt. Hier befindet sich das Hauptquartier einer der wichtigsten Divisionen deren Aufgabe die Bewachung der Grenzen von Afghanistan ist. Der Himmel hat sich aufgeklärt und der Charakter der Gegend verändert. Allenthalben Basaltblöcke ohne jede Vegetation. Nur in den Schluchten einige Getreidfelder. Vollkommene Abwesenheit von Bäumen. Im Norden die leuchtenden Eishörner der Gletscher Kaschmirs welchen wir uns in der Nacht genähert haben. Die Stationen mit Menschen überfüllt. Durch ihre Gesichtszüge und den kriegerischen Ausdruck derselben, unterscheiden sich die Benjabi, in auffälliger Weise, von den übrigen Völkern der Halbinsel.

Zwischen 9 und 10 Uhr, nach Uebersteigung einer niedern Felskette, hält der Zug an den Ufern des geschichtlichen Stromes.

Der Indus, auf den nördlichen Abfällen des Himalaja entsprungen, hat die geheimnißvollen Thäler Thibets durchflossen, und ehe er hier ankam, bereits fast die Hälfte der ungeheuern Entfernung zurückgelegt welche seinen Ursprung von seinem Ende trennt.\* Während dieser langen Wanderung hat er die unzähligen Bäche und Flüsse aufgenommen, mit welchen ihn der Himalaja und der Hindukusch bereichern. Und dennoch, in diesen Engpaß gezwängt, möchte man den „Vater der Ströme“ für einen tollen Jungen, für einen übermüthigen Gießbach halten. Die kleinen Wellen stoßen, überstürzen sich, prallen zurück, dringen vor, brechen sich endlich Bahn. Umsonst versuchen die ungeheuern, übereinandergethürmten Basaltblöcke der schäumenden Flut Einhalt zu thun. Die Wasser besiegen den Stein. Ein

\* Der Lauf des Indus wird auf 1802 Meilen berechnet. Man zählt 860 Meilen von seinen Quellen bis Atof und 942 von Atof bis zu seiner Mündung in das Arabische Meer.

paar Schritte von der Station kann man des Schauspiels genießen. Ein wildes phantastisches Bild in zwei Farben, weiß und schwarz, gemalt.

Der Zug rollt sodann über die erst vor einigen Monaten vollendete Brücke. Hier blicke man gegen Nord. Welcher Contrast! Der Indus, unbewußt der ihm bevorstehenden Kämpfe, rollt seine friedlichen Wasser majestätisch zwischen flachen grünenden Ufern, durch eine weite Ebene welche die Berge von Kaschmir im Norden begrenzen. Diese Kolosse scheinen so nahe, und die Luft ist so durchsichtig daß man die Schluchten der Abfälle und den Widerstrahl der Sonne auf den Zinken der Gletscher mit unbewaffnetem Auge wahrnimmt. Dies ist der Hintergrund des Bildes. Aber in unmittelbarer Nähe springt das niedere Berggelände in den Strom vor. Auf dem Promontorium stehen, braun wie Sepia, einige Häuser mit flachen Dächern. Es ist die Stadt und das Gemäuer, über ihr, das Fort von Atok, der alte Wächter dessen Aufgabe, der er niemals gerecht wurde, die Hut Indiens gegen fremde Eroberer war.

Bald darauf gelangen wir in das Thal des Kabul. Dieser Fluß, welcher der Hauptstadt Afghaniostans seinen Namen gibt oder entlehnt und ihre Mauern badet, ergießt hier seine klaren Wasser in die schlammigen Fluten des Indus.

Dem Zufall, so verschwenderisch und so beständig in seiner Gunst seit ich diese Weltfahrt antrat und nirgends mehr als in Indien, verdanke ich die Bekanntschaft mit dem Commandanten der Division von Kavalpindi. Sir Michael Biddulph befand sich in demselben Zuge und hatte die Güte sich, während einiger Stunden, zu mir zu setzen. Welche Quelle von Belehrung. Sein Sohn trug einen prachtvollen Falken auf der Faust. In diesem Lande, welches sich hierzu vorzüglich eignet, bildet die Falkenjagd einen beliebten Zeitvertreib der Raja.

Wir nähern uns dem Ziele der langen Reise, und schon zeigt sich der Hindukusch mit seiner höchsten Kuppe, dem Khawak

der sich 18200 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Im Thale des Kabulflusses, längs welchem sich die Eisenbahn hinzieht, sehen wir viel bebautes Land aber, außer ein paar verkommenen Mimosen auf den Stationen, nicht einen Baum. Die Gegend erinnert an die spanischen Pyrenäen, wie sie dem Reisenden erscheinen der sich ihnen, von Süden kommend, nähert.

Um 3 Uhr nachmittags, Ankunft auf dem Bahnhofe der Stadt Peshawar, und eine halbe Stunde später im englischen Cantonnement.

Außer den Afridi und einigen andern Bergstämmen werden das neutrale Land, die Ufer des Indus und die Grenzdistrikte gegen Afghanistan von Pathanen bewohnt. Abstammung und Sprache haben sie mit den Afghanen gemein und unterscheiden sich von ihnen nur durch den Namen. Dies erklärt warum das Land so wenig Aehnlichkeit mit Indien hat. In der That, wer das rechte Indusufer betritt glaubt sich nach Centralasien versetzt.

---

Peshawar und der Kaibarpaß. Vom 5. zum 8. März. — Der Commissär von Peshawar Oberst Waterfield geleitet mich nach seinem hübschen Bungalow, einem bequemen steinernen Hause, sehr gut eingerichtet um die Bewohner gegen Hitze und Kälte zu schützen; denn sehr heiße Sommer und sehr strenge Winter folgen in diesem Lande unmittelbar aufeinander. Die Uebergangsepochen von Frühling und Herbst sind unbekannt.

Die Stadt Peshawar\*, von außen betrachtet, erinnert mit ihren sepiabraunen Ringmauern und mit ihrer Citadelle an die großen Städte Mittelasiens. Im Innern ist die Aehnlichkeit noch auffallender. Abgesehen von einigen Hinduhäusern — man

---

\* Bevölkerung der Stadt ohne das Cantonnement 58000, wovon 50000 Mohammedaner. Das Cantonnement zählt 22000 Einwohner, darunter 3200 Christen.

erkennt sie leicht an den vielen Stockwerken und dem indischen Stil — unterscheidet sich Peschawar nur durch größere Belebtheit und größern Reichthum von Bokhara, Samarkand oder Kabul. Es verdankt seinen Wohlstand der Lage am Eingange des Kaiberpasses durch welchen die Straße nach Afghanistan führt und den Freuden und Versuchungen welche es den rauhen Söhnen Mittelasiens bietet. Peschawar ist ihr Paris. Man kommt um Geld zu gewinnen und auszugeben, um zu arbeiten und um zu genießen. Auch ich finde die Physiognomie der ehemaligen Residenz\* der Könige von Kabul sehr anziehend. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser aus Holz erbaut und die Räume zwischen den Balken mit lichtbraunen an der Sonne getrockneten Lehmziegeln ausgefüllt. Die Obergeschosse, wenn deren vorhanden sind, springen gegen die Straße vor. Die ganz flachen Dächer erhöhen die Aehnlichkeit mit Erivan oder andern persischen Städten. In einer engen Gasse bewundern wir eine Moschee. Eine andere, noch im Bau begriffene, zeigt den flamboyanten maurischen Stil. Die Künstler und Steinmetzen arbeiten, wie mir gesagt wird, meist ohne Plan und Modell. Sie besitzen ein sehr scharfes Auge und lassen sich, im übrigen, von der Tradition und den Bedürfnissen des Bauplatzes leiten. Aber diese neue Moschee, obgleich viel reicher als die alte, verträgt mit dieser letztern, in Beziehung auf Architektur und Behandlung des Steines, keinen Vergleich.

Anglikanische Missionare haben eine schöne Kirche im hindu-arabischen Stil (!) gebaut. Vor zehn Jahren wäre die Errichtung eines christlichen Gotteshauses im Innern der Stadt noch unmöglich gewesen. Aber in den letzten Zeiten bemerkt man eine bedeutende, schwer zu erklärende, Abnahme des früher berüchtigten Fanatismus der Einwohner dieser Stadt.

In den zahlreichen und wohlbestellten Bazaren sieht man

---

\* Sie war es noch zur Zeit der Gesandtschaft von Mountstuart Elphinstone, im Jahre 1808.

grobe aber classisch geformte und ornamentirte Töpferwaaren, ein Erzeugniß dieser Gegend; in einem runden den reichen Kaufleuten aus Bokhara vorbehaltenen Bazar, prachtvolle Seidenstoffe; an einer Straßenecke, eine Masse von Rohrkäfigen kleine Vögel enthaltend welche von Hindu gekauft und sogleich in Freiheit gesetzt werden. Diese gefiederten Wesen tragen nämlich die Sünden des Käufers mit sich fort.

In einer der Hauptgassen befinden sich die Restaurants. Sie sind das Stelldichein der Feinschmecker, das Palais-Royal und der Boulevard des Italiens des afghanischen Paris. Das offene Erdgeschloß läßt den Blick in die Küche dringen wo Leute aus dem Volke ihr Mahl einnehmen. Im Obergeschloß sitzt die elegante Jugend. Natürlich glänzt hier, wie an allen öffentlichen Orten in der orientalischen Welt, die Frau durch ihre Abwesenheit.

Eine buntgemischte Menge drängt sich in den Gassen und Gäßchen. In Europa besitzt Paris, in Asien Peshawar die größte wechselnde Bevölkerung. Hier begegnen sich Fremde aus Bokhara, Turkistan, Kokan, Kasgar und, besonders, aus Afghanistan. Wo ist Indien geblieben? Jenseits des Indus. Dies ist eine andere Welt. Ich sah sie im Kaukasus, in Peking. Mit Indien hat sie nichts gemein.

---

Zwei afghanische Prinzen, deren einer eine bedeutende Rolle gespielt hat, leben hier als Pensionäre der indischen Regierung.

Der Sirdar Bali Mohammed Khan ist ein Bruder des letzten Emirs von Afghanistan. Seine an merkwürdigen Wechselfällen reiche Laufbahn entspricht der Geschichte und der Lage seiner Heimat. Aus diesem Grunde verdient sie Beachtung. Der Prinz trat nach dem Tode seines Vaters Dost Mohammed (1864)

in das öffentliche Leben. In dem hierauf entstandenen Erbfolgestreite nahm er, abwechselnd, für beide Candidaten Partei. Während einiger Zeit Statthalter in einer der Provinzen Turkestans, flüchtete er plötzlich jenseits des Oxus nach Bokhara. Nachdem er sich später mit seinem Bruder Scher Ali versöhnt hatte, betraute ihn dieser mit der Statthalterschaft von Kabul; aber, mit Recht oder Unrecht, des Treubruchs beschuldigt und deshalb seines Amtes entsetzt, erklärte sich Bali zu Gunsten des feindlichen Thronbewerbers, Azim, welcher ihn nun, seinerseits, zum Statthalter von Kabul ernannte. Kaum dort angekommen, näherte er sich Scher Ali. Als Azim hiervon Kenntniß erhielt ließ er ihn sofort verhaften und nach der Citadelle von Kandahar abführen. Aber die Besatzung dieser Festung lehnte sich gegen Azim auf und setzte Bali in Freiheit. Er erwarb hierdurch wieder die Gunst Scher Ali's und wurde zum Statthalter von Curam ernannt. In diesem seinem neuen Wirkungskreise verstand er in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden. Die hierbei von ihm entwickelte Thätigkeit erregte die Bewunderung und den Neid der Statthalter der andern Provinzen. In Curam wird sein Name unvergesslich sein. Hierauf trat er selbst als Thronwerber auf. Im Jahre 1877, während der englischen Besetzung von Kabul, ward er mit der Verwaltung der Stadt beauftragt. Im Jahre 1880 proclamirte er seine Throncandidatur. Aber die englische Regierung entschied zu Gunsten des jetzigen Emirs Abdul-Raman, und Bali zog sich nach Peshawar zurück, wo er, wie bereits gesagt, als englischer Pensionär lebt. Ich gestehe daß diese Lebensbeschreibung mich nachdenklich stimmte. Ich frug ob alle afghanischen Prinzen von dem Schlage des Sirdar Bali wären und erhielt zur Antwort, sie hätten allerdings, sämmtlich, eine gewisse Familienähnlichkeit. Wenn dem so ist muß es gestattet sein den Erfolg einer Politik zu bezweifeln welche sich auf das Bündniß mit diesem oder jenem Emir von Afghanistan stützt.

Das Haus, der Sarai, welches Sirdar Bali Mohammed

Khan bewohnt, ein ehemaliges von Kaiser Akbar dem Großen\* außerhalb der Stadt erbautes Karavanferai, steht zwischen einem großen Hofe und einem weitläufigen Obstgarten, und ist durch hohe Ringmauern eingeschlossen. Als wir, Oberst Waterfield und ich, dort erschienen wurden wir am Eingange von den hohen Würdenträgern des Fürsten, im Hofe von seinen Söhnen und, auf der offenen Freitreppe, von ihm selbst empfangen. Er ist ein schöner Mann von hohem Wuchs und dürfte in den Fünfsigen stehen. Die edlen Züge, die feurigen, von großen, nach afghanischer Sitte, schwarzgefärbten Wimpern beschatteten Augen verhehlen nur unvollkommen, unter der Maske der Offenherzigkeit, den Ausdruck eines hinterlistigen und unsteten Gemüths. Er trug über einem Leibrocke von himmelblauem Tuche einen dunkelbraunen Kaftan mit Seidenstickerei von derselben Farbe. Nach einigen üblichen Redensarten führte er uns in einen langen und schmalen Saal welcher den Mittel- und Haupttheil des Gebäudes einnimmt. Von den Fenstern überfieht man, auf der einen Seite den Hof, auf der andern das offene Land. Niemand kann, von dem Hausherrn ungesehen, dem Gebäude nahen. Der Prinz trug uns Sitze an. Seine Söhne, Enkel und Neffen standen im Kreise umher. Die Männer des Gefolges, Höflinge und Geheimschreiber, kauerten auf ihren Fersen, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Die Scene versetzte mich nach dem Kaukasus. Die Unterredung in persischer Sprache, deren Oberst Waterfield vollkommen mächtig schien, gerieth keinen Augenblick in Stockung. Ich werde nur ein Wort hervorheben dessen Aufrichtigkeit ich nicht bezweifle. „Ich hoffe“, sagte der Prinz, „lange genug zu leben um den Thron meiner Ahnen zu besteigen.“

Als wir aufbrachen überraschte mich der Anblick des Hofes. So muß es im Lager Tamerlan's ausgesehen haben. Da standen, an einzelne Pfähle gebunden, prachtvolle turkomanische und arabische

\* Regierte von 1556 bis 1605.

Blutpferde. Jedes dieser edeln Thiere umgaben mehrere, ausschließend für seinen Dienst bestimmte Wärter. Der Khan schien stolz auf diesen Besitz und sichtlich erfreut über den Eindruck des schönen Schauspiels auf seine Besucher.

Der andere Prinz, welcher nicht Statthalter war, fristet sein ärmliches Dasein in einem verfallenen Häuschen zu welchem man durch enge schmutzige Gassen gelangt. Er ließ uns einige Früchte vorsetzen indem er sagte er habe nichts anderes zu bieten. Er hat eben keine Reichthümer aufgehäuft und befindet sich in einer dem Elende nahen Lage. Das ist der Lohn derer welche tugendhaft sind oder keine Gelegenheit fanden es nicht zu sein.

Ich besuchte auch den Palast des Generals Avitabile furchtbaren Andenkens. Einer Legende zufolge, welche hoffentlich übertrieben ist, hat dieser italienische Condottiere und, in der That, große Feldherr Ranjit Sing's die entsetzlichsten Grausamkeiten begangen. Jedenfalls hatte er eine eiserne Faust und trug niemals Sammethandschuhe. Nichtsdestoweniger, ja vielleicht eben deshalb, verehrt der Pathan sein Andenken. Alle barbarischen Völker huldigen der rohen Gewalt.

---

Von den Bastionen der Citadelle beherrscht der Blick ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen aus welchen die Stadt besteht. Rings um die Mauern entrollt sich die Ebene. Im Norden, die Gebirgskette welche den Himalaja mit den Streibepfeilern der mittelasiatischen Hochebenen verbindet. Genau im Westen, die Gruppengebirge des heutigen Afghanistan, überragt von einer weißen Wand. Es ist der Hindukusch. In derselben Richtung, elf Meilen entfernt, gewahrt man das Fort Samrud. Obgleich dicht am Eingange des Raibarpasses, auf neutralem Boden, also außerhalb der Grenzen des indischen Reichs gelegen, ist es doch von britischen Truppen besetzt. In entgegengesetzter Richtung, gegen Osten, bezeichnet ein wellenförmiger

Hügelzug den Lauf des, unsichtbaren, Indus. Abends bei sehr klarer Atmosphäre ist es zuweilen möglich das Fort von Atof auszunehmen.

Zwischen der Stadt und dem Cantonnement erstrecken sich schöne, von macadamisirten Straßen durchfurchte Wiesengründe. Dort liegen auch die Kirchhöfe, welche ich nicht besucht habe. Auf einem derselben ruht ein, nicht durch seinen frommen Lebenswandel, berühmt gewordener Missionar, auch nicht durch seinen tragischen Tod, sondern durch eine unglückliche Bibelscitation welche einer seiner Berufsgefährten auf seinen Leichenstein setzen ließ. Sie lautet: „Hier ruht der hochwürdige N. N., Mitglied der amerikanischen, presbyterianischen Missionsgesellschaft, von seinem eigenen Diener ermordet. «Wohlgethan, oh guter und treuer Diener.»“ Um sein Werk auch den Eingeborenen verständlich zu machen, ließ der Verfasser des Epitaphs neben die englische Inschrift eine persische Uebersetzung in den Stein graben. Der Bildhauer, ein Araber, fügte aus eigenem Antriebe, gleichfalls auf persisch, die Worte hinzu: „Nacht nicht.“ *Risum tenentis amici.*

---

Auf meiner Reise durch die Gangeshalbinsel — und ich habe sie in ihrer größten Ausdehnung von Süd nach Nord durchzogen — hörte ich nie von Raubanfällen gegen Europäer sprechen. Die höchstgestellten Staatsdiener bis zu Leuten aus den untersten Schichten sind der Ansicht daß der Weiße, seine Börse in der Hand, bei Tag und bei Nacht, vom Cap Comarin bis an die Grenzen von Sikkim und von dort nach der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Kabul reisen kann ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen. Aber diese Sicherheit endet plötzlich eine oder zwei Meilen westlich von Peshawar, der Ultima Thule des indo-britischen Reichs. Daher für Europäer jeder Nation, mit Inbegriff der englischen Offiziere, das strenge Verbot sich aus

dem Weichbilde der Stadt zu entfernen. Missionare welche sich in ihrem Eifer versucht fühlen das Evangelium den Afridi zu predigen müssen sofort Caution erlegen. Diese Vorsichtsmaßregeln erklären sich von selbst. Reisende, verwegen genug um sich in jene Gegenden zu wagen, würden unfehlbar geplündert, und höchst wahrscheinlich niedergemacht. In solchen Fällen ist die Regierung verpflichtet die Schuldigen zu strafen, d. h. einen kleinen Feldzug gegen die Grenzvölker zu unternehmen. Alle Districte, von Peshawar bis nach Belutschistan, werden, den afghanischen Bergen entlang, durch eine Kette von Vorposten bewacht. Auf den Märschen ist den Offizieren die äußerste Vorsicht zur Pflicht gemacht. In den Bivouaks schläft der Soldat das Gewehr im Arm.

Seit dem letzten Kriege ist Afghanistan den Weißen vollkommen unzugänglich geworden, aber starke Karavanen ziehen fortwährend durch den Engpaß. Man zählt deren wenigstens zwei in der Woche. Sie kommen von Kabul, Samarkand, aus dem Turkistan. Nach Absatz ihrer Waare, kehren sie, mit indischen und englischen Erzeugnissen reich beladen, auf demselben Wege nach Centralasien zurück. Die Regierung, welche natürlich wünscht daß dieser schon jetzt sehr beträchtliche Handel einen noch größern Aufschwung nehme, sah sich veranlaßt für die Sicherheit der Karavanen zu sorgen. Sie that es indem sie zu einem Mittel griff welches, ebenso sinnreich als verwegen, sich bisher vollkommen bewährt hat.

Das Afghanistan von Indien trennende Gebiet, durch welches der Kaibarpaß führt, wird neutral oder unabhängig genannt weil weder die Afghanen noch die indische Regierung hierauf Anspruch erheben. Halb, eigentlich, beinahe ganz wilde Stämme bewohnen es. Unter ihnen sind die Afridi der mächtigste. Alle Männer tragen Waffen. Sie sind geborene Räuber, und, als solche, leben und sterben sie. In dieser Völkerschaft wirbt die Regierung die Truppe deren Aufgabe es ist die durch den Engpaß ziehenden Kaufleute und ihre Waaren zu beschützen. Sie

besteht aus 500 Bewaffneten. Ein jeder ist verpflichtet sich selbst seine Flinte zu verschaffen, was ihm nicht schwer fällt da er sie einem, im Hinterhalte oder auf dem Marktplatze seines Dorfes im ehrlichen Zweikampfe, getödteten Feinde abnimmt. Als Gegenleistung erhält er eine Monatslöhnung von 9 Rupien.\* Diese Söldlinge tragen keine Uniform und scheinen was sie sind, Räuber. Uebrigens steht es ihnen frei zu jeder Stunde den Dienst zu verlassen. Ich frug: „Könnten sie nicht ihre Schützlinge plündern?“ „Ganz gewiß“, war die Antwort, „aber bisjezt ist es nicht geschehen. Uebrigens, man thut was man kann.“

Diesem Afridi-Regimente, welches heute auf verschiedenen Felsblöcken des Passes echelonnirt war, insbesondere an Stellen wo Angriffe anderer Stämme zu gewärtigen waren, konnte sich unsere kleine Karavane mit Beruhigung anvertrauen. Sie bestand aus dem Obersten und Mrs. Waterfield, einem jungen Offizier und mir. Eine starke Escorte von eingeborener Reiterei eröffnete und schloß den Zug.

Wir waren um 7 Uhr morgens in einem gut bespannten Wagen aufgebrochen und näherten uns in rascher Fahrt der äußersten Grenze. Auf der Ebene manövrirte die Garnison in Gegenwart des Generals Dundridge. Eine Stunde später erreichten wir den Fuß des Hügels auf welchem das Fort Samrud steht. Wir stiegen ohne Aufenthalt zu Pferde und befanden uns einige Minuten später am Eingange des Défilé durch welches der Macedonier und, nach ihm, die mohammedanischen Eroberer in Indien einfielen.

Der Raibarpaß, in den letzten Kriegen der Engländer der Schauplatz so vieler Heldenthaten und so vieler unglücklicher Ereignisse, so reich auch an Erinnerungen aus der Vorzeit, blieb, ich gestehe es, in Beziehung auf landschaftliche Schönheit, unter meiner Erwartung. Man sagt mir daß er sich weiter westlich verengt und ein imposanteres, seines Rufes würdigeres Aussehen

\* Nach jetzigem Course ungefähr 14 Mark.

gewinnt. Hier, sehe ich nur verworrenes Felsland, kolossale, senkrecht abfallende Blöcke und, auf einigen von diesen, Gruppen von fünf bis sechs bewaffneten Afridi. Wie sie hinaufgeklommen sind, bleibt mir ein Räthsel. Bei unserm Herannahen, treten unsere Herren Vertheidiger in das Gewehr. Man weiß wie sie es sich verschafft haben. Diese militärische Artigkeitsbezeugung sticht sonderbar ab von der biblischen Tracht der unheimlichen Gestalten. Uebrigens nicht ein Baum; nichts als Fels und Sand.

Nach einem mehrstündigen Ritt im Paße, kehrten wir nach dem Fort Jamrud zurück wo ein gutes Frühstück unser harrete. Die Besatzung besteht aus 140 Mann eingeborener Truppen, unter dem Befehl des Majors Warburton. Das Festungscommando führt ein junger Offizier. Es sind die einzigen Europäer welche auf dieser verlorenen Vorhut der Civilisation die Wacht halten. Ihr Dasein ermangelt der Abwechslung. Selbst die Weidmannslust und ein Spazierritt in den, allerdings, wenig anziehenden Umgebungen ist ihnen versagt. Das Fort ist ihr Gefängniß. Mit Beschawar stehen sie mittels eines atmosphärischen Telegraphen in Verbindung und können somit im Nothfall Hülfe herbeirufen. Es sind zwei höchst angenehme junge Herren welche hocheifrig schienen, während einer oder zwei Stunden, andere weiße Gesichter zu betrachten als die ihrigen.

Von einer dreifachen Mauer umgeben und, wie bereits gesagt wurde, am Scheitel eines isolirten Kegels erbaut\*, beherrscht Jamrud den östlichen Eingang in den Paß. Am Fuße des Hügels steht ein Karavanferei. Es schien zweckmäßig die Ringmauer auf der dem Fort zugekehrten Seite abtragen und durch niedere Palissaden ersetzen zu lassen. Dies gestattet dem Commandanten von seinen Bastionen aus die Vorgänge im Innern des Gasthofs zu überwachen und diesen falls ein Angriff gegen das Fort geplant würde, mit seinem Geschütze zu zerstören.

\* Ungefähr 100 Fuß hoch.

Die Vorsichtsmaßregel kennzeichnet die Zustände. Auf eine halbe Meile Entfernung steht, den Bergen näher als die kleine Festung Samrud, das Dorf dieses Namens: eine Gruppe befestigter Häuser und einzelner Thürme. Thürme und Häuser sind mit Ringmauern umgeben und bilden ebenso viele Burgen. Die Bendetta ist an der Tagesordnung. Nachbarn bekämpfen sich von Geschlecht zu Geschlecht. Nur die Weiber pflegen einigen Verkehr untereinander. Die Männer sind wohlgebaut, aber ihre Züge tragen das Gepräge der Grausamkeit und Wildheit. Selbst ganz junge Leute haben diesen Ausdruck. Von dem Balkon auf welchem wir unsere Cigarre rauchten, konnten wir mit nacktem Auge ausnehmen daß der freie Raum zwischen den Häusern des Dorfes leer war. Zuweilen zeigten sich einige Weiber, aber nicht ein Mann. Die Ursache ist daß letzte Woche ein zweiundsiebzigjähriger Greis in einem dieser ererbten Streithändel erschlagen wurde. Am nächsten Tage erlitt der achtzigjährige Vater des Mörders denselben Tod. Sein Sohn begrüßte uns diesen Morgen als wir an dem Dorfe vorüberritten. Mit ihm kamen seine Söhne und Kindesfinder und mehrere Notabeln. Selbst die Enkel sahen wie kleine Teufel aus. Alle trugen einen biblischen Anzug. Offenbar haben sie seit dem grauen Alterthum ihre Moden nicht geändert.

---

Lahor. — Nach zweiundzwanzigstündiger Reise Ankunft in der Hauptstadt des Königreichs der Sikh.

Die Sikh waren weniger eine Nation als eine (hinduische) Sekte. Untereinander eng verbunden durch das doppelte Band des Glaubens und der militärischen Zucht, gelang es ihnen der Tyrannei der letzten mongolischen Kaiser einen gewissen Widerstand zu leisten. Ranjit Sing, in seiner Jugend Statthalter des Afghanenkönigs in Lahor, benutzte den Fanatismus der Sikh um sie sich zu unterwerfen. Er bildete die berühmte Armee der

Khalsa, d. h. der Befreiten, und mit Hülfe dieser gut organisirten, von europäischen Offizieren geführten Bande — unter diesen Führern befand sich der furchtbare General Wotabile, — wurde er Gründer eines Königreichs welches sich vom Sutledge bis nach Peshawar, und von Multan bis nach Rajshmir erstreckte. Ranjit war einsichtig genug um die Freundschaft mit dem mächtigen Nachbar über jede andere Rücksicht zu stellen. Während seiner vierzigjährigen Regierung war und blieb er bis zu seinem Ende der treue Allirte Englands. Nach seinem Tode, führten ein blutiger Zwist in der Familie und zwei unglückliche Kriege mit England zur Umectirung der Staaten Ranjit's an das indo-britische Reich.

Dies ist, in kurzen Worten, die Geschichte eines ephemeren Staates welcher aber in den Annalen der Halbinsel einen bedeutenden Platz einnehmen wird, weil die Sikh es waren welche, im Verein mit den Maharatten, die gänzliche Vernichtung des mongolischen Kaiserthums vorbereitet und, man könnte sagen, entschieden haben.

Lahors Antlitz erzählt seine Geschichte. Die Kaiser ließen hier ihre Spuren zurück. Man erkennt, an der Citadelle, ihren Erbauer, den großen Akbar der, wenig fanatisch in religiösen Dingen, mehr Festungen als Moscheen errichtet hat; Jehangir und den prachtliebenden Schah Jehan, an ihren wundervollen Palästen; den bigoten Verfolger des Hinduglaubens, Aurungzeb, an seiner großen Moschee. Dies war die mohammedanische Epoche. Hierauf folgte Ranjit und, mit ihm, die Hinduherrschaft. Dieser Ranjit ist eine große Figur. Hier kann man ihn sehen in seiner vollen Pracht. Die Paläste in welchen er lebte, das reiche, barocke Mausoleum in dem seine Asche ruht sind beredte Zeugen seiner Macht.

Auch die neuen Herren haben, obgleich in geringerem Maße, der Stadt ihr Gepräge gegeben. Vor allem die Eisenbahn mit dem befestigten (!) Bahnhofe, dann ein Thor in modern italienischem Stil, endlich, außerhalb der Stadt, das Cantonnement

mit feinen Kirchen, öffentlichen Gebäuden und den Wohnhäusern der Europäer.

Der Lieutenant-Governor von Penjab Sir Charles Mitchison hat die Güte mich zu beherbergen. Government-House befindet sich im Cantonnement und ist eines der vielen in der Umgegend von Lahor zerstreut liegenden Grabmäler, welches für seine gegenwärtige Bestimmung, vielleicht nicht ganz glücklich, umgestaltet wurde. Der Saal unter der Kuppel, in welchem der Sarg stand, heute das Speisezimmer, ein sehr schöner Raum, ist unverändert geblieben.

Vormals bestand die, sehr kleine, weiße Bevölkerung nur aus Functionären und Militärs. Neuerlich haben die Eisenbahnbauten eine ganze Schar von Ingenieuren, Beamten und Arbeitern herbeigeführt.

Wir begaben uns nach der Stadt um die Mitte des Tages bei erstickender Hitze; denn wenngleich die Nächte noch kühl sind verkündigt die sengende Sonne bereits das Herannahen der heißen Jahreszeit. Durch die engen, gekrümmten Gassen, zwischen niedrigen, kleinen, meist mit grobem Holzschnitzwerk verzierten Häusern, im wohlthätigen Schatten ausgespannter Zelttücher, wälzt sich, wie in allen indischen Städten, der übliche Strom von Mensch und Vieh. Fußgänger, Reiter, Frauen in Ochsenwagen durch Jalousien gegen die Neugierde der Menge geschützt, begegnen und folgen sich unablässig. In den ganz offenen Läden wird gefeilscht, gekauft, hauptsächlich geschwätzt. Alles ist weißgekleidet und, wegen der Festtage, mit rothem Sande bestreut.

Im Hintergrunde einer etwas breitem, jetzt in durchsichtige Schatten gehüllten Straße führt eine Freitreppe zu einer stattlichen Moschee empor. Ihre beiden vergoldeten Kuppeln strahlen im vollen Glanze der Mittagssonne. Diese Straßenansichten, in welchen Licht und Schatten eine so große Rolle spielen, wechseln bei jedem Schritte.

Lahor besitzt eine schöne äußerst interessante Sammlung von

buddhistischen Sculpturen. Sie wurden sämmtlich im Lande gefunden, obgleich hier wie in ganz Indien, mit Ausnahme der Insel Ceylon und einiger Districte im Himalaja, der Buddhismus allenthalben durch den alten Glauben der Brahminen verdrängt worden ist. Einige dieser Basreliefs könnten für griechische Antiken gelten. Man schreibt sie dem 1. Jahrhundert v. Chr. zu. Warum, konnte man mir nicht sagen.

Der Gouverneur führte mich in das Gefängniß wo sich dormalen 1600 Sträflinge befinden. Die gewöhnliche Zahl ist 2000. Die Convicts verfertigen sehr schöne Teppiche. Die Muster liefert Kaschmir. Ein pariser Haus hat hier soeben große Bestellungen gemacht.

Der berühmte Garten Schah Jehan's\*, Shalimar genannt, liegt in geringer Entfernung von der Stadt. Wir begaben uns dahin in einem von vier Kamelen gezogenen Wagen. Auf jedem dieser Thiere ritt ein Groom in der kaiserlichen Scharlachlivree. Dies phantastische Fuhrwerk paßte sehr gut zur Landschaft.

Schah Jehan wollte die Gärten von Kaschmir nachahmen; aber Shalimar wurde offenbar von arabischen Künstlern entworfen. In den Vierecken zwischen den Fußwegen bilden Mangroven, indische Feigen- und Drangenbäume ein undurchdringliches Dickicht. Marmorne Balustraden umgeben den großen Teich. Brücken von Marmor führen zu dem marmornen Kiosk in seiner Mitte. Und welcher Marmor, weiß und glänzend wie frisch gefallener Schnee! Ringsum Wasser, Kühlung, Schatten. Auf dem Teiche das Spiegelbild von Laub und Stein. Ueber uns das goldbestäubte Zelt des indischen Himmels.

Amritsir. — Im Jahre 1762 gegründet, ganz modernen Ansehens, ist Amritsir was es scheint, eine Stadt der Sikhs. Mrs. Mac Mahon, die Gemahlin des Commissärs, hatte die Güte mich als Führerin zu begleiten. Wir begaben uns nach

\* Regierte von 1628 bis 1658.

dem „Goldenen Tempel“, Darbar Sahib, einem durch ganz Indien berühmtem Bauwerke Ranjit Sing's. Am Eingange wurden wir mit allen der liebenswürdigen Repräsentantin der Gewalt gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen aber doch nicht der Pflicht enthoben unsere Schuhe abzulegen. Dagegen verjah man uns mit sehr hübschen Pantoffeln welche noch keinem andern frommen Pilger gedient hatten. Wir überschritten hierauf eine der Brücken welche zum Tempel führen. Dies zierliche und elegante, mit einer gänzlich vergoldeten Kuppel gedeckte Gebäude steht auf einem Eilande in der Mitte des Teiches. Der Oberbrahmine, offenbar ein aufgeklärter Herr der zu leben weiß, hatte uns zu Ehren einen außerordentlichen Gottesdienst veranstaltet. Die Gläubigen kauerten am Rande eines Teppichs auf welchem sich der Priester niederließ. Er ergriff ein großes Buch, entfernte die vielen gestickten Tücher in welche es gewickelt war und begann seinen Gesang in welchen der Chor der Betenden und die Flötenspieler des Tempels einstimmten. Das Schauspiel war echt hinduisch aber etwas monoton, und, da uns keine religiöse Pflicht fesselte, baten wir den Brahminen uns zu entlassen. Er that es in der üblichen Weise indem er uns Blumenkränze um den Hals hing. Blumen spielen bekanntlich im Leben des Hindu eine große Rolle. Von der Kuppel konnten wir das Gesamtbild übersehen: den Teich, die schönen ihn umgebenden Häuser der Brahminen und Tempeldiener und die weißgekleidete blumentragende Menge auf den Brücken.

Auch hier konnte ich eine Betrachtung anstellen welche sich dem Reisenden in allen Städten der Halbinsel aufdringt: neben einer allgemeinen Aehnlichkeit besitzt eine jede ihren individuellen Charakter. Amritsir hat einen höfischen Anstrich. Die Manen Ranjit Sing's schweben noch über der einstigen Residenz des Königs der Sikh.

Das englische Cantonnement liegt in geringer Entfernung von der Stadt. Ich sehe es in der ungünstigsten Jahreszeit. Dürre und Staub haben es mit einem grauen Leichentuche

bedeckt, und doch verlasse ich es, nach einigen dort angenehm verbrachten Stunden, nicht ohne Bedauern.

Abends Abreise, und am folgenden Morgen Ankunft in Delhi.\*

Delhi. — Ich steige im United Service Hotel ab. Es ist der erste Gasthof dessen Inneres ich sehe seit ich den Fuß auf indischen Boden setzte. Delhi ist keine große Handelsstadt, und der primitive Zustand dieses Hotels erklärt sich durch den seltenen Zuspruch europäischer Reisender. Es wird sich heben mit dem Fremdenverkehr der bereits zunimmt seit die neue Eisenbahn eine directe Verbindung mit Bombay geschaffen hat. Es ist ein in landesüblichem Stil erbautes Haus, und man wies mir ein geräumiges Zimmer an, nur spärlich erleuchtet durch zwei kleine Oeffnungen unter dem Plafond. Ohne großen Aufwand an Einbildungskraft, könnte ich mich in einem Gefängniß glauben. Dagegen ist die Luft kühl ja beinahe kalt, und zwei große Feuchtflecke an den Wänden erklären den Modergeruch der in dem Gemache herrscht. Unwillkürlich denkt man an das Fieber und die Vorsichtsmaßregeln welche dem Reisenden in Indien so dringend empfohlen werden. Uebrigens ist der Dienst, abgesehen von der Schwierigkeit zu verstehen und sich verständlich zu machen, keineswegs schlecht. Der Haushofmeister, ein hiesiger Mohammedaner, gibt sich der Selbsttäuschung hin englisch zu sprechen. Auch mein „portugiesischer Boy“ hat es in dem britischen Idiom nicht weit gebracht. Aber dank dem ausdrucksvollen Geberdenspiele Checco's, der wie viele seiner Landsleute ein geborener Mimiker ist, erräth der Portugiese meine Befehle und übersetzt sie in das Hindustani.

\* Delhi, welches dem Mongolenreiche seinen Namen gab, und welches weder durch seine geographische Lage noch durch seine Geschichte dem Königreiche der Sikh angehört, wurde aus rein administrativen Gründen unter die Verwaltung des Gouverneurs von Penjab gestellt.

Mittels dieser, etwas weitläufigen, Proceedur bin ich im Stande meine Mahlzeiten und meinen Wagen zu bestellen. Ueberdies kommt mir Oberst Rogers, Militärcommandant von Delhi, freundlich zu Hülfe und hat auch die Güte mich auf meinen Wanderungen zu begleiten.

Sein Wohnhaus, sowie das des Residenten und mein Hotel stehen im Rayon der Citadelle. Früher, vor der großen Rebellion (1857), befand sich hier eine verworrene Masse von Häusern welche die indische Regierung niederreißen ließ. Die wenigen europäischen Residenten errichteten auf dem hierdurch entstandenen weiten Platze ihre Bungalow. Die übrigen Stadtviertel und insbesondere die Citadelle und die große Moschee tragen das unverlöschliche Gepräge der großen mohammedanischen Herrscher.

Das Fort oder die Citadelle. — Die Bastionen bieten den imposanten Anblick hoher, gezinnter, in rothem Sandstein erbauter Mauern. Von diesen riesigen Steinflächen welche drei Seiten des Vierecks bilden — an der vierten vertritt der Jumna die Mauer — springen die Befestigungen der Thore vor. Die Thürmchen und Kioske am obern Rande der Mauer zeichnen ihre anmuthigen Umrisse auf den, auch zwischen ihren Colonnetten sichtbaren, Himmel. Diese lustigen Gebäude bilden mit dem massiven Unterbau einen ergreifenden Gegensatz.

Wir betreten durch das Thor von Lahor das Innere der Forts. Hier fiel, während der Belagerung, General Nicholas als er seine Colonne zum Sturme führte, und die Eroberung desselben Thores hatte, fünf Tage später\*, die Einnahme der Citadelle zur Folge. Aber nicht nur hier, auch am Kaschmirthore, am Ridge, allenthalben, in und um Delhi, ist jeder Zoll Erdreichs mit englischem und indischem Blute getränkt.

Innerhalb der Mauern stehen, neben einigen andern, drei Gebäude, ein jedes von ihnen die höchste Leistung der indo-

\* Am 19. September 1857.

arabischen Kunst, alle von dem großen Kaiser Schah Jehan erbaut.\* Der Divan=i-Kas, die Halle für Privataudienzen; Divan=i-Am, die Halle für öffentliche Empfänge und Moti Mesjid, die Perlmoschee\*\* sind der Stolz Delhis und, ich glaube, im Verein mit den Wundern von Agra, der Ruhm und die Zierde der Dynastie welche sie schuf.

Divan=i-Kas. — Diese, auf drei Seiten offene Halle, befindet sich unweit der Ostseite des Forts und liegt 25 Fuß über dem seine Grundfesten bespülenden Jumna.\*\*\* Sechs Reihen von Säulen und octogonen Pilastern tragen maurische Bogen auf welchen die Decke ruht. An den beiden Enden des Gebäudes trennen kleine Höfe die Halle, auf der Nordseite, von den Bädern des Kaisers, gegen Süden, von der Zenana, dem Harem. Diese beiden Gebäude befinden sich in der Längsachse der Halle. Ein großer durchbrochener Marmorschirm gestattete der Kaiserin und ihren Damen, ungesehen, den kaiserlichen Empfängen beizuwohnen. Die Wände, wo es deren gibt, der Plafond, der Fußboden, die Säulen und Pilaster sind mit weißem Marmor bekleidet und mit Mosaik und eingelegter Pietra Dura geziert; das Werk eines französischen Goldschmieds, Antoine de Bordeaux, welcher wegen Betrugs aus seiner Heimat geflüchtet war.

In der Mitte steht noch ein Marmorblock, der Untersatz des weltberühmten Pfauenthrones, so genannt nach den beiden, ihr Rad schlagenden Pfauen welche die Lehne des kaiserlichen Sessels bildeten. Ihr Gefieder bestand aus Edelsteinen von unermeßlichem Werth. Von dieser Stelle gingen die Befehle des obersten Herrschers Indiens aus. Nadir Schah schleppte das Weltwunder (1738) mit sich fort. In diesem Saale thronte auch noch

\* Zwischen 1627 und 1658.

\*\* Sie wird auch dem Kaiser Aurungzeb zugeschrieben, welcher von 1658 bis 1707 regierte.

\*\*\* Diese Halle ist 90 Fuß lang, 69 breit und 25 hoch. Die die Decke stützenden Säulen haben 14 Fuß im Umfange.

der letzte Schattenkönig von Delhi. Es war ihm beschieden die auf einem öffentlichen Platze ausgestellten Leichen zweier Söhne zu sehen, welche ein englischer Offizier, obgleich sie seine Gefangenen waren, eigenhändig niederschoss.\* In seinem Ganzen ist Divan-i-Kas, in jeder Beziehung ein prachtvolles Monument. Vielleicht möchte man ihm mehr Höhe wünschen. Aber der Fehler, wenn es ein Fehler ist, wird durch die Bogengänge maskirt welche den Raum in Schiffe theilen. Hierdurch wird das Misverhältniß der Breite zur Höhe dem Auge, bis zu einem gewissen Grade, entzogen. Was aber bezaubert, sind die, bei jedem Schritte, wechselnden Perspectiven und die malerische Wirkung des Gegensatzes zwischen dem blendenden Weiß der nach den Höfen, welche im vollen Sonnenlichte strahlen, offenen Arcaden und dem Halbdunkel der durchsichtigen Schatten im Innern.

Eine kleine Thür führt aus dem Saale in einen den Fluß überhängenden Erker. Zu unsern Füßen fließt der schlammige Jumna. Jenseits, vor uns, die Ebene von Delhi: Sand, einige Baumgruppen, niedere Felsplatten. Ueber uns die unermessliche Wölbung des Himmels. Ohne alle Vermittelung, waren wir aus dem Wohnsitze der größten Potentaten Asiens in die Einsamkeit und das Schweigen der Steppe versetzt.

Divan-i-Am, die Halle für öffentliche Audienzen, ist in demselben Stile, wie Divan-i-Kas, aber aus rothem Sandstein erbaut. Die Ornamente von vergoldetem Stuck sind verschwunden, aber die schönen Mosaiken Antoine's von Bordeaux blieben. Divan-i-Am hat seine Bestimmung verändert; es wird von den Soldaten der Besatzung als Schenkstube benützt!

Moti Mesjid, die Perlmoschee, nur 40 Fuß lang und 34 Fuß breit, steht im Hintergrunde eines kleinen, von hohen Mauern umgebenen Hofes. Sie hat drei Kuppeln deren mittlere

---

\* Unmittelbar nach der Einnahme von Delhi, weil der sie escortirende Offizier ihre Befreiung durch das zusammengerothete Volk befürchtete.

sich über die beiden andern erhebt. Die drei Eingangsthüren sind von großer Schönheit. Drei offene Treppen führen vom Hofe zur Plattform welche die Moschee trägt. Das Innere wird durch zwei Säulenreihen in Schiffe getheilt. Das ganze Gebäude, das Thor der Ringmauer, die Treppen, die Plattform, die Kuppeln sind mit Marmor belegt. Ich erinnere mich keiner ähnlichen, überwältigenden Wirkung, hervorgebracht von einem so winzigen Bau. Die Erklärung liegt wol in der vollkommenen Harmonie der Verhältnisse und im Colorit. Es gibt nur drei Farben, weiß, schwarz, blau: das Weiß des frischgefallenen, leichtgefrorenen Schnees; im Innern, schwarz, undurchsichtig schwarz im Hintergrunde, durchsichtig, zunächst und unter den Arcaden; über uns das blaue Himmelszelt.

Wir verlassen die Citadelle durch das Raschmirthor und begeben uns nach der Großen Moschee, Jama Mesjid. Sie ruht auf einem kolossalen Unterbau von dunkelrothem Sandstein. Drei große Treppen, von den Eingeborenen als Bazar benutzt, führen zu den drei prachtvollen Portalen der Ringmauer. Letztere sind eigentlich nur offene, durch Kioske unterbrochene, Säulengänge.

Die Moschee bildet die vierte Seite des quadratförmigen Hofes. Ueber ihrer Façade von rothem Sandstein, in welchen Mauerbänder von weißem reich incrustirtem Marmor eingelassen sind, erheben sich drei Kuppeln. Aber, ungeachtet des reichen Materials und der Ornamente, würde mich dieses Weltwunder kalt lassen ohne die vollkommene Harmonie der Verhältnisse und die großen Dimensionen des Baues. In gewisser Beziehung könnte man hier eine Analogie finden mit der Façade von St. Peter und Bernini's Colonnaden in Rom. Soll man die Erklärung dem Zufall zuschreiben? — eine so bequeme und darum so oft angewandte Methode, wenn es sich darum handelt Unerklärliches zu erklären — oder wären der Geschmack und die Kunstanschauung welche im 17. Jahrhundert in Rom herrschten, auf unbekanntem Wegen, in das Hoflager der mongolischen Kaiser eingezogen?

Aber was immer die geheimnißvollen Einflüsse waren welche auf Aurungzeb's Künstler wirkten, gewiß ist daß ihr Werk an harmonischer Großartigkeit und einfacher Pracht den Vergleich herausfordern kann. Ich finde nur einen, den eben angedeuteten. In St.=Peter zu Rom, sowie in der Jama Mesjid von Delhi, sieht man die Lösung einer der schwierigsten Aufgaben der Architektur: die scheinbare Verminderung allzu großer Dimensionen welche den Sterblichen, weil er das Unendliche nicht zu fassen vermag, beunruhigen, einzig und allein durch den Einklang der Verhältnisse.\* Aber neben dieser innern Verwandtschaft zeigt sich der Abgrund welcher die christliche Kunst von der mohammedanischen trennt. In beiden Gotteshäusern verfolgte man dasselbe Ziel. Aber die Sanpietrini waren mit größern Mitteln ausgerüstet als die Künstler Aurungzeb's. Nachdem sie die allzu großen Räume durch die Harmonie der Verhältnisse scheinbar verkleinert hatten, reducirten sie dieselben noch in anderer Weise durch weit vorspringende, breite Schatten werfende Glieder und durch eine verschwenderische Anwendung der Sculptur. Um die Gegenstände war der Bildhauer nicht verlegen. Die Geschichte der Heiligen und das Martyrologium lieferten sie. Beide Hilfsmittel fehlen den mohammedanischen Künstlern. Sie müssen sich, für bildliche und im Stein gehauene Darstellungen, mit dem Blumentopf und der Arabeske begnügen. Wenn man diese großen Wandflächen aus Sandstein betrachtet, theilweise mit weißen Marmorbändern und incrustirten Arabesken belegt, welche letztere überdies bei einiger Entfernung unsichtbar werden, so findet man, dies ist wenigstens mein Eindruck, die Architektur zu nüchtern, ja fast arm, unerachtet ihres Reichthums.

Ich wandle im Hofe. Durch die Arcaden und über die Wipfel hundertjähriger Bäume hinweg, entwickelt sich die lange

---

\* Die Dimensionen der Moschee stehen weit zurück hinter denen von St.=Peter, und dennoch ist ihre Wirkung überwältigend, was zu beweisen scheint daß die Aufgabe in Delhi weniger vollständig gelöst wurde als in Rom.

horizontale, dunkelrothe Linie der gezimmerten Mauern der Citadelle, in regelmäßigen Entfernungen überragt von den Kiosken und Thürmchen der Portale.

Auf der andern Seite, gegen Süd und Südwest beherrscht der Blick Delhi: enge, mit Menschen gefüllte Gassen, niedere Häuser mit flachen Dächern. Man dächte sich nach Syrien oder Maroffo versetzt.

---

Mit Ausnahme seiner Monumente bietet die eigentliche Stadt, — was von ihr blieb — wenig Sehenswerthes. Auch dies ist charakteristisch: Nichts Sehenswerthes außer was die Kaiser schufen. Ich habe Delhi in allen Richtungen durchwandert und fand eine große Aehnlichkeit mit Damascus, wenn man sich Damascus ohne seine Paläste denkt. Die Leute in der Straße nahmen von mir keine Notiz. Der mohammedanische, d. h. der bei weitem größte, Theil der Bevölkerung ist der englischen Herrschaft abgeneigt. Vor der großen Rebellion waren die wenigen Europäer welche hier lebten oder durchreisten Beleidigungen, ja selbst Mishandlungen ausgesetzt. Gegenwärtig sind die Malcontenten eingeschüchtert. Die, sehr kleine, Besatzung der Citadelle und die Errichtung der großen Militärstation in dem nahen Merut haben eine scheinbare Sinnesänderung bewerkstelligt. Am Lande ist die Stimmung eine bessere. Dem Hinduvolke ist es, in der Regel, gleichgültig wer sein Herr und Meister ist, und der vornehme Hindu fürchtet nichts mehr als die Wiederkehr der mohammedanischen Herrschaft. Im Gegensatz zu andern Theilen Indiens mit gemischter Bevölkerung, sind die Hindu arbeitsamer als die Muselmanen; sie besuchen die öffentlichen Schulen, wo sich nicht ein Mohammedaner zeigt, und gewinnen fortwährend an Bedeutung. Die größere Anzahl der kleinen Staatsanstellungen welche an Eingeborenen vergeben werden befinden sich in ihren Händen.

---

Die Umgebungen gleichen einer ungeheuern Nekropole. Chattri sieht man in allen Richtungen zerstreut. Die Elemente aus welchen diese Grabdenkmale bestehen wiederholen sich mit sehr geringer Abwechselung. Eigentlich unterscheiden sie sich voneinander nur durch den größern oder geringern Reichthum des Materials und durch den größern oder geringern Kunstwerth. Es ist immer ein viereckiger Bau in der Mitte eines Hofes oder Gartens. Eine Kuppel deckt ihn. An den Ecken sieht man häufig zwei oder vier Minarete. Das Grabmal Safdar Jung's ist eines der schönsten. Auf diesem ungeheuern Leichenselde steigt der Katab Minar, von ferne einer isolirten Säule ähnlich, hoch in die Luft empor. Die Gelehrten haben sich über die Frage seines Ursprungs, ob von Mohammedanern oder von Hindu erbaut, bisher nicht geeinigt. Die Ruinen eines reizenden moresken Portals und eines alten Saintempels, welche den gewaltigen Pfeiler umgeben, erhöhen den poetischen Zauber dieser einsamen Grabstätte.\*

Das Mausoleum des Kaisers Hamayun\*\*, eines Zeitgenossen Karl's V., zeichnet sich durch seine einfache Pracht aus sowie durch den schönen Einklang der Verhältnisse. In dieser Beziehung stelle ich es über die Bauwerke Schah Jehan's aus dem 17. Jahrhundert. Hierher hatte sich der letzte König von Delhi während der Belagerung geflüchtet, und hier wurde er, unmittelbar nach Einnahme der Citadelle, verhaftet. Einige dieser Grabmäler widerstanden der Wirkung der Zeit; andere, die Mehrzahl, geriethen in Verfall, wenn sie auch nicht alle zu Ruinen wurden; denn bis in die neueste Zeit that die indische Regierung nichts oder beinahe nichts für ihre Erhaltung. Heute besteht ein eigenes Departement mit der Bestimmung, soviel als möglich, für die Restauration der Baudenkmale zu sorgen.

\* Der Katab Minar ist 240 Fuß hoch. Man glaubt zu wissen daß dies sonderbare Gebäude zwischen 1200 und 1220 erbaut wurde. Die beiden obersten Geschosse wurden von Feruz Schah im Jahre 1318 hinzugesügt.

\*\* Regierte von 1530 bis 1555.

Wir haben den „Ridge“ erstiegen. So nennt man einen schmalen Hügelzug im Westen der Stadt welchen die Engländer, während der denkwürdigen Belagerung von 1857\*, besetzt hielten. Wer läse, ohne tief ergriffen zu sein, die Geschichte der Wechselfälle jener Tage, wo von beiden Seiten mit gleichem Heldennuthe, mit gleicher Verzweiflung gekämpft wurde? Und nun gar wenn man Bruchstücke dieser Epoche aus dem Munde eines Veteranen vernimmt der sagen darf: quorum pars fui? Der Hauptschauplatz dieser Kämpfe war der Ridge. Ein Blick auf die Dertlichkeit reicht hin um die Schwierigkeiten zu erkennen welche die königlichen Truppen zu überwinden hatten. Der Boden ist zerklüftet und mit Büschen bewachsen; hier und da sieht man einzelne Baumgruppen und niedere Felsen. Der Feind, welcher die Stadt und die Citadelle besetzt hielt, konnte sich daher den schwachen Stellungen der Engländer, ungesehen, nähern. Ein Monument verewigt die Namen der gefallenen Helden — gefallen in einer Reihe von Kämpfen aus welchen England siegreich und als unbestrittener Beherrscher Indiens hervorgegangen ist.

Die Gegend hat einen heroischen, ich möchte sagen, grausam heroischen Charakter. Obgleich ganz nahe, entzieht sich die Stadt den Blicken. Ein grüner Vorhang von Bäumen verhüllt sie. Nur die Kuppeln der großen Moschee und ein Theil der Bastionen und Erker der Citadelle lassen Delhi errathen. Auch hier drängt sich wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit Rom auf. Man gedenkt gewisser Stellen der Via Appia wo das Auge nur die Mauern Belisars und die Kuppel von St.=Peter gewahrt.

Große Städte sind wie große Männer. Nicht alle von ihnen tragen auf der Stirne das Gepräge ihrer Thaten, des Antheils welchen sie nahmen an den großen Ereignissen ihrer Zeit.

---

\* Die Belagerung von Delhi währte vom 17. Juni 1857, dem Tage an welchem die britischen Truppen die Offensive ergriffen, bis zur Einnahme des Thores von Lahor, am 19. September.

Wer in den Straßen von Paris oder London wandelt, den beiden größten und reichsten Städten der Welt, vernimmt, unter der Hülle des Ueberflusses und des Glends, den Herzschlag zweier mächtiger Nationen. Er erkennt in der Hauptstadt Frankreichs die Hauptstadt des Geschmacks und der Verehrung für militärischen Ruhm; in London, das Volk welches die Meere beherrscht und mit seinem Handel den Erdball umfängt. Aber weder Paris noch London lassen in ihrer Physiognomie den Einflüssen welchen sie auf die Welt übten und üben. Berlin, eine wesentlich moderne Metropole, gehört der Gegenwart mehr als der Vergangenheit an. Anders Rom und Konstantinopel, Wien und Moskau, Peking und Delhi.

Rom und Byzanz, ehemals die Gebieterinnen der Welt, vertreten heute: Rom, einen Gedanken welcher Millionen von Gewissen bewegt und beruhigt; Byzanz ein ungestilltes Sehnen der Gewaltigen dieser Erde. Beide tragen das Gepräge ihres geschichtlichen Berufs.

Wien zeigt noch, zum Theil, die Physiognomie seiner Vergangenheit. Männer meines Alters sahen die Wälle an welchen sich die Macht des Feindes christlicher Gesittung für immer brach, und sie sahen wie in diesen Mauern der letzte römische Kaiser starb. Ein blasser aber glorreicher Abglanz des Heiligen Römischen Reichs ruht noch auf den edlen Zügen der Kaiserstadt.

Der Genius des russischen Volks leuchtet aus dem Antlitz Moskaus. Der Kremlin spricht lauter als die Jahrbücher des Moskowitischen Reichs.

Das große befestigte Lager in der Steppe, Peking genannt, mit seiner chinesischen und seiner mongolischen Stadt, ist das zweiköpfige Symbol der Herrschaft des Sohnes des Himmels über zwei die Hälfte eines Continents bevölkernde Rassen.

Und du Delhi, welches ich von den Zinnen eines Minarets übersehe! Du barbarisches, verfeinertes, heroisches Delhi! Was sehe ich? Eine Festung, eine Moschee, eine Ebene. Eine Festung, wo durch eine Reihe glorreicher Thaten und Verbrechen,

finsterer Verschwörungen und periodisch wiederkehrender Familien-  
tragödien, die großen Gestalten deiner Kaiser sich die oberste Ge-  
walt während Jahrhunderten überliefert haben. Eine Moschee, die  
große Moschee, Jama Mesjid, das majestätische Symbol des  
Halbmondes, dessen Siegeszuge du, weniger glücklich als Wien,  
keinen Halt zu gebieten vermocht hast. Eine blutgetränkte Ebene,  
der Schauplatz von Kämpfen welche zu wiederholten malen über  
das Schicksal von Millionen entschieden. Delhi, das warst du.  
Delhi, was bist du? Ein zertrümmerter Spiegel der Geschichte  
Indiens.

---

## VI.

### Nordwestprovinzen.

Vom 11. zum 21. März.

Von Delhi nach Agra. — Eine Dorftragödie. — Die mongolischen Kaiser. — Die Monumente in Agra. — Die anglo-indischen Staatsbeamten. — Physiognomie von Allahabad. — Eingeborene Notabeln. — Benares. — Der Maharaja von Benares. — Die Ghat.

Abreise von Delhi um 10 Uhr abends. Am nächsten Tage, während mehrerer Stunden, Blick auf die Kolosse von Kaschmir. Keine dieser Firnen ist weniger als 27000 Fuß hoch. Unten, die Ebene, hier und da bebaut, hier und da mit Tamarindengruppen besäet. Aber im Hintergrunde immer der Himalaja! Dies so einfache als großartige Gemälde — Ebene und Gebirge, allerdings das höchste der Welt, — erinnert an die Alpen, von den Reisfeldern der Lombardei betrachtet. Aber hier ist alles zu groß für Sterbliche. Nur Riesen könnten sich behaglich fühlen.

Auf dieser indischen Reise mache ich täglich neue Bekanntschaften, und jeder meiner zahlreichen Amphitryone erzählt mir gern seine kleine Geschichte, seine Biographie, seine Erlebnisse oder Anekdoten die so gründlich verschieden sind von dem was man anderwärts hört. Es gäbe Stoff zu einer Sammlung lehrreicher Notizen welche den Beweis liefern würden wie wenig noch der Genius dieser Völker gekannt ist, und wie wenig Europäer und Indier sich verstehen.

Hier ein Beispiel. „Ich kannte“, erzählte mir ein Offizier, „in einem Dorfe, in dessen Nähe mein Lager stand, einen mehr als achtzigjährigen Greis der eine Enkelin besaß die er über alles liebte. Das Kind erkrankte, wurde von verschiedenen Ärzten behandelt und am Ende von allen aufgegeben. Da wandte sich mein alter Freund an drei Hexen. Diese Weiber, wahre Riesinnen, waren weit und breit, im ganzen Cantone, ebenso gefürchtet und verabscheut als geachtet und verehrt. Sie versprachen das Kind herzustellen verlangten aber im vorhinein die, ihnen sogleich ausgezahlte, Summe von 1000 Rupien. Das Kind starb, und der Großvater begab sich mit einem Messer im Gürtel zu den Zauberinnen, warf ihnen ihre Treulosigkeit vor und erklärte sie für unwürdig zu leben. Die Weiber gestanden ihre Schuld und folgten ihm willig nach den Ufern des Ganges. Am heiligen Strome angelangt, knieten sie nieder, legten den Kopf auf einen Steinblock und erlitten den Tod, ohne allen Widerstand, von der Hand des Alten. Nachdem er auf diese Weise der Gerechtigkeit Genüge gethan, kehrte er nach seinem Dorfe zurück und wurde von der Bevölkerung mit Jubel empfangen. Im ganzen Canton gab es nur einen Menschen der die Sache anders auffaßte. Dies war der englische «Magistrat». Der Greis wurde verhaftet, gerichtet, verurtheilt und gehenkt. Groß war das Erstaunen der guten Bauern. Sie verstanden nicht!“

Es ist dies eine, vielleicht die größte, der Schwierigkeiten mit welchen die Regierungsorgane zu kämpfen haben: man versteht sich so wenig!

Das Departement des öffentlichen Unterrichts thut doch sein Möglichstes um den Aberglauben zu zerstören, um die Geister aufzuklären, um die sogenannten nützlichen Kenntnisse zu verbreiten. Wie kann man aber auf den Verstand wirken, wenn man nicht vermag das Herz zu rühren und den Willen umzustimmen?

---

Je mehr ich diese mongolischen Eroberer studire, je größer erscheinen sie mir: Baber\* der sechste Abkömmling Timur's des Tatarenkhan's, der, klein beginnend, zu Agra als Gebieter eines Reichs endigte welches sich von den Ufern des Amu in Centralasien bis an das Delta des Ganges erstreckte. Sein Sohn Hamayun\*\* der, von den Afghanen vertrieben, sie kurz vor seinem Tode besiegte und ihnen für immer die oberste Gewalt in Indien entriß. Sein Sohn, Akbar der Große\*\*\*, ein Zeitgenosse Philipp's II. und der Königin Elisabeth, der eigentliche Gründer des Mongolischen Reichs. Ein großer Fürst und ein merkwürdig unbefangener Geist. Es wird erzählt, jedoch ohne geschichtlichen Beweis, daß sich unter seinen Gemahlinnen eine Christin befand. Er liebte Besprechungen über religiöse Fragen und theilte sich zuweilen an öffentlichen Disputationen zwischen Brahminen, Muselmanen, Parsi und Christen. In einer derselben soll er einem Jesuiten die Palme zuerkannt haben. Sein Sohn Jehangir†, seinem Vater in vieler Beziehung nicht nachstehend, ebenfalls tolerant in religiösen Dingen und ein Freund der Christen, baute Paläste und Moscheen aber hauptsächlich Paläste. Sein Sohn Schah Jehan††, der prachtliebendste Fürst seiner Dynastie, hatte sich gegen seinen Vater aufgelehnt und wurde später, von dem eigenen Sohne Aurungzeb, entthront. Er starb als Staatsgefangener in Agra sieben Jahre nach seinem Sturze. Aurungzeb††† verfolgte, während einer Regierung welche das halbe Jahrhundert Ludwig's XIV. umfaßte, nur einen von ihm niemals verwirklichten Gedanken: die Eroberung des Dekkan. Seine fruchtlosen Anstrengungen erschöpften die Hülfquellen und beschleunigten den Untergang des Reichs.

---

\* Gestorben 1530.

\*\* Regierte von 1530 bis 1556.

\*\*\* 1556 bis 1605.

† 1605 bis 1627.

†† 1627 bis 1658.

††† 1658 bis 1707.

Aber alles in allem, waren diese Kaiser große Gestalten. Endlose Kriege erfüllten ihr Leben: Kriege mit den Afghanen, mit den Maharatten, mit Gliedern ihrer Familie, mit treulosen Satrapen. Man fragt sich wie sie die Zeit und wo sie den Geschmack fanden um die Wunderwerke zu schaffen welche ihre Namen verewigt haben.

In der orientalischen Dynastie wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Der Gründer ist ein großer Mann; der Sohn kann noch große Eigenschaften besitzen; aber in der dritten Generation, dank dem Harem und zu frühen Genüssen, dank auch der unbeschränkten Gewalt welche kein Sterblicher ungestraft übt, — in der dritten oder vierten Generation beginnt der Verfall. Die Söhne Timur's des Tatarenkhans, aus einem kräftigen Stoffe geschaffen, haben sich in der Fülle der Macht durch zwei Jahrhunderte behauptet.

Delhi und Agra waren abwechselnd ihre Residenz und die Hauptstadt des Reichs. Akbar wohnte häufig und starb, wie bereits gesagt, in Agra, dessen Gründer und Erbauer er war, zehn Jahre nach seiner Thronbesteigung. Schah Jehan verbrachte dort fünf und, nach seiner Entsetzung, die letzten sieben Jahre seines Lebens. Aurungzeb verlegte abermals den Sitz der Regierung nach Delhi.

Ihm folgt die Sündflut, ein Jahrhundert der Anarchie und des Verfalls. Im Jahre 1803 bemächtigte sich General Loke der Stadt und des Gebiets von Agra welche seither im englischen Besitze geblieben sind.

---

Agra. — Die Nacht war vorgerückt, als sich die Thore eines großen „Compound“ meinem Wagen erschlossen. Ich befinde mich in dem Cantonement, d. h. in der europäischen Niederlassung bei Agra, und der Commissär, Mr. Daniell, beherbergt mich unter seinem gastfreien Dache.

Folgen zwei Tage der Begeisterung. Eine Rede, gehalten von einem wirklichen Meister des Wortes über die wichtigsten Fragen des Daseins; eine Symphonie, die Schöpfung eines unserer großen Tonheroen, von seiner würdigen Künstlern vortragen; ein belebtes Gespräch über erhabene Gegenstände zwischen Männern welche zu den ersten unter den Zeitgenossen zählen, üben eine Wirkung welche zu beschreiben unmöglich, vielleicht auch überflüssig wäre, denn wer hat nicht, ein oder das andere mal in seinem Leben, solche Eindrücke an sich erprobt? Es ist ein Zustand der Ekstase. Man ist entzückt, verklärt, zu den Wolken erhoben. Man schüttelt den Staub des Erdenpilgers von sich. Man naht dem Schleier der noch das Unendliche, das Vollkommene unsern Blicken entzieht.

In eine solche Stimmung versetzten mich die, Delhi überbietenden, Wunder Agras. Aehnliches empfand ich auf der Akropolis von Athen, oder in St.-Peter, wenn der Baldachin über den Gräbern der Apostel in den letzten Strahlen der Abendsonne glänzte, oder in unsern großen gothischen Münstern, überall wo ich mich in Gegenwart der Vollkommenheit befand, soweit uns Erdenkindern gestattet ist sie zu erreichen. Hier gibt es nur Wunder. Ich habe die Alhambra gesehen, Cordua, den Alcazar von Sevilla, einige kleine sehr schöne persische Bauten in Erivan und anderwärts, aber Agra übertrifft alles.

Die größten Schöpfungen der indo-arabischen Kunst sind Schah Jehan zu verdanken. Taj Mahal, die Perlmoschee und die große Moschee wurden auf sein Geheiß, mit seinen Mitteln und unter seiner persönlichen Ueberwachung erbaut.

Hierin folgte er dem allgemeinen Gebrauch. Große Herren errichteten ihr eigenes Mausoleum welches, in einem Garten stehend und von hohen Mauern umschlossen, zu ihren Lebzeiten als Erholungsort diente. Hier empfing der mohammedanische Grande seine Freunde in den kühlen Abendstunden; hier lustwandelte er mit seinen Gemahlinnen, hier spielten seine Kinder.

Der Gedanke daß hier einst seine Gebeine ruhen sollten beirrte ihn nicht.

Auch in den Grabmonumenten Agrab wiederholen sich stets dieselben Bestandtheile: eine hohe Mauer mit vier großen Thorthallen. In der Mitte des eingeschlossenen Raumes, die viereckige Plattform auf welcher das Mausoleum, gleichfalls ein Viereck, errichtet ist. Die Kuppel über demselben hat die Gestalt von mehr als einer halben Kugel. An den vier meist abgestumpften Ecken des Baues erheben sich, gewöhnlich nicht immer, schlanke, mit kleinen Kuppeln gedeckte Minarete. Im Erdgeschoß oder in einem unterirdischen Raume befinden sich, in einem einfachen, steinernen Sarge, die Reste des Herrn; in einem höhern, gewöhnlich im obersten Stockwerke, der Todtensaal mit dem, leeren, Pracht Sarkophage. Die Gemahlinnen und Verwandte ruhen in kleinen Grabgemächern unter den Minareten. Diese Eintheilung findet sich in allen Mausoleen. Sie zeichnen sich nur aus durch den Gegensatz zwischen der Einfachheit der Komposition und der Mannichfaltigkeit, dem Reichthume und der vollendeten Eiselirung der Ornamente. Daher das bekannte Wort: die mongolischen Kaiser zeichneten wie Titanen und eiselernten wie Goldarbeiter. Man bewundere die eingelegte Pietra Dura in den Rahmen der großen Thore, die ganz durchbrochenen, in Spitzenschleier verwandelten Marmorshirme der Fenster, die Basreliefs der Fußgestelle und, vor allem, die Verzierungen des falschen Grabes.

Und welche Harmonie der Farben! der weiße Marmor, der rosigte Sandstein, der azurblaue oder goldbestäubte Himmel. Dazu das immerwährende Spiel von Licht und Schatten.

Der Taj Mahal\*, dies Denkmal ehelicher Zärtlichkeit eines Kaisers, von Schah Jehan seiner Sultantin Muntaz i Mahal gewidmet, ist die höchste Leistung der indo-arabischen Kunst. Er wurde unzähligmahl beschrieben, aber weder Feder noch Pinsel

\* Erbaut zwischen 1629 und 1648.

vermögen auch nur einen schwachen Begriff von dem Wunderwerke zu geben.

Vollständig aus weißem Marmor erbaut, strebt das Mausoleum in die Lüfte empor: ein Traum, ein Feenmärchen, eine Fata Morgana. Aus dem Obergeschoß eines der großen Thore oder aus einem Kiosk der Ringmauer betrachtet, erscheint die längliche Kuppel — zwei Drittel einer Sphäre — wie ein Ballon im Augenblicke wo er seinen Ankerplatz verläßt. Und als Gegensatz, im Hintergrunde, die Ebene, die unabsehbare Ebene, und, rings um das Monument, ein mit der üppigsten Vegetation erfüllter Korb, der Schatten zweihundertjähriger Bäume und ein berauschender Blumenduft.

Sechs Meilen von Agra, in dem von Schah Jehan neugebauten Mausoleum zu Sikandra, ruht der große Akbar. Das aus vier Stockwerken bestehende Gebäude ist eine abgestumpfte Pyramide. Der Sarkophag im Erdgeschoße enthält die Reste des Kaisers. Das Schaugrab, ein wundervoll gemeißelter Marmorblock, steht im obersten Geschoße. Dies Gemach, dessen Fenster mit marmornen Spitzenschleiern verhüllt sind, ist ungedeckt. Das Himmelszelt tritt an die Stelle des Daches. Der Leichnam, bewahrt vor jeder Berührung des Irdischen, soll nur der Luft zugänglich sein. Ein erhabener und poetischer Gedanke.

Das Trauerdenkmal, mit Ausnahme des obersten Marmorgeschoßes, ganz in rothem Sandstein erbaut, steht in der Mitte eines weitläufigen Gartens. Die vier Thore der Ringmauer zeichnen sich durch reichen Schmuck aus. Die Regierung ließ das Monument und eines dieser Thore restauriren. Die übrigen verfallen.

In Akbar's Fort sieht man die Paläste und andere Bauten der vier Kaiser. Die Halle der Privataudienzen\* und die Perlmoschee\*\* tragen das Gepräge des Goldenen Zeitalters.

---

\* Erbaut 1637.

\*\* Erbaut 1654.

Murungzeb's Halle für öffentliche Audienzen zeigt bereits Symptome der Decadenz.\*

Unvergeßlich bleibt mir der Durchblick nach dem offenen Lande, zwischen den schlanken Säulen eines Marmorkioskes der, einem lustigen Schilderhäuschen ähnlich, sich an die Zinnen der Festungsmauer schmiegt: die sonnige Ebene in allen Richtungen entfliehend, und, am Horizont, durch die Entfernung verkleinert, in durchsichtige Schleier gehüllt, auf den goldigen Himmel gezeichnet, die mattweiße Silhouette des Taj Mahal.

Das Haus meines Gastfreundes ist mit allen erdenklichen Vorkehrungen gegen die Hitze ausgerüstet: Panka oder Zimmerfächer, eine Maschine welche einen künstlichen Luftzug auf der Schattenseite erzeugt, hermetische Ausschließung der Luft auf der Sonnenseite, Bespritzung mit, verhältnißmäßig, frischem Wasser, u. s. f. Und dennoch ist die Atmosphäre glühend, und es bedurfte, meinerseits, einer gewissen Willenskraft um die vorstehenden Notizen in mein Tagebuch zu schreiben.

Mr. Daniell's Familie weilt in England. Tiefes Schweigen herrscht in dem bequemen weitläufigen Gebäude. Nur das Summen einer Fliege, der es gelang in das Zimmer zu dringen, und das Geräusch meiner Feder auf dem Papier vernehme ich, letzteres nicht ohne gelegentliche Unterbrechungen, wenn die Natur einige Augenblicke über den Willen siegt. Eine Spalte der Fensterbalken läßt das nöthige Licht ein. Durch diese Oeffnung gewahre ich einen alten Hindu in vollem Sonnenschein am Rücken ausgestreckt. Mit dem Schlafe kämpfend zieht er die Schnüre meiner Panka.

Im großen Salon, gleichfalls lautlose Stille. Auf den Möbeln hier und da eine Revue, ein Zeitungsblatt. Ein vergessener

\* Erbaut 1685.

Arbeitskorb auf einer Console; das Fortepiano noch geöffnet. Ueberall die Spuren der abwesenden Frau des Hauses. Mutterpflichten haben sie abberufen. Kinder eines gewissen Alters unterliegen dem indischen Klima. Ehemals, als es noch keine Dampfer gab, gingen jährlich einige Schiffsladungen kleiner Wesen nach England ab. Sie wurden, unter der Aufsicht von eigens hierzu gemietheten Wärterinnen, an Bord jener großen „Indiamen“ gebracht welche das Cap der Guten Hoffnung umsegelnd sechs, acht auch zehn Monate unterwegs blieben. Wenn die Kinder zu jungen Mädchen von 15 oder 16 Jahren herangewachsen waren konnten sie, ohne Gefahr für die Gesundheit, zu ihren Aeltern zurückkehren. Ein großes Opfer, diese lange Trennung; aber keine Mutter zauderte es zu bringen, denn das Leben ihres Kindes konnte nur um diesen Preis erhalten werden. Daher traf man auch in jener nun schon fernen Zeit die englische Frau nur selten in dem Bungalow des Civilian oder unter dem Zelte des anglo-indischen Offiziers. Man lebte meist als Garçon, oder man heirathete eine Eurasierin. Es war noch die Zeit der täglichen Festgelage, der langen und reichlichen Mahlzeiten, der Dinner parties wo der Tisch unter der Last der großen joints seufzte, und Port und Madeira in den Gläsern perkten. Aber dies alles ist anders geworden. Die Einführung des regelmäßigen Dampfverkehrs mit Europa, die Leichtigkeit sich auf den seither entstandenen Eisenbahnen von den Cantonnements nach den Sommerstationen, wo Kinder leben können, zu begeben, andere wesentliche Wandlungen in Folge der Auflösung der Ostindischen Compagnie, all diese Neuerungen welche die Zeit, die nicht nur zerstörende sondern auch schaffende Zeit, mit sich brachte, haben das gesellige Leben des Anglo-Indiers bedeutend verändert und nicht nur verändert, sondern auch gebessert und gehoben. Offiziere und Civilbeamte erhalten leichter Urlaub als vordem. Sie benutzen ihn um England zu besuchen und kommen, verheirathet, zurück. Die englische Frau, muthig, opferwillig, sorgfältig erzogen und wohl unterrichtet, — die christliche

Frau — dieser Schutzengel des häuslichen Herdes, hat den heilsamen Umschwung angeregt und vollzogen.

Während ich, auf einer Ottomane ruhend, mich diesen Betrachtungen hingeebe, dringen aus dem Nebenzimmer, durch einen Vorhang gedämpft, menschliche Stimmen an mein Ohr. Es ist der Commissär welcher dictirt und sein indischer Secretär welcher schreibt. Letzterer, eine wichtige Persönlichkeit, bildet das Bindeglied zwischen dem Chef und den Administriten. Uebrigens ist der Commissär im Stande ihn zu überwachen, denn er versteht und spricht, wie alle seiner Collegen, Hindustani; wenn er im Deffan gedient hat, auch Tamul und jedenfalls persisch, die Hofsprache der mohammedanischen Fürsten.

Man behauptet, das Räderwerk dieser ungeheuern Verwaltungsmaaschine könnte vereinfacht werden. Mir steht hierüber kein Urtheil zu. Ich weiß nur daß, im Vergleich mit der Bevölkerung und der Ausdehnung der Divisionen und Districte, die Anzahl der Staatsdiener eine äußerst geringe ist. Auch sind sie vom frühen Morgen an bei ihrer Arbeit und verlassen den Schreibtisch erst in den letzten Nachmittagsstunden.

Während des ganzen langen Tages beschäftigt sich die Hausfrau mit ihren Kindern und häuslichen Obliegenheiten, mit Lectüre und, ein wenig, mit Musik. Das Piano fehlt in keinem Compound. Aber um 5 Uhr athmet man auf. Es ist die Stunde um welche man ausfährt. Die Sonne sinkt, und die alten Tamarinden werfen längere Schatten. Die Atmosphäre scheint etwas kühlter; wenigstens gestattet ein leiser Luftzug diese Täuschung. Zittern nicht die erst noch ganz unbeweglichen Blätter der großen indischen Feigenbäume im Hofe? Ein mit australischen Pferden bespannter Wagen, Kutscher und Bediente in rother und weißer Livree, harret vor dem Perron. Zwei Stallknechte, den Fliegenwedel in der Hand, stehen neben den Pferden. Man wird auf den „Band“ fahren; so heißt die öffentliche Promenade, ein mehr oder weniger langer, immer breiter,

sorgfältig gepflegter Baumgang von Mimosen und Tamarinden. Und, man weiß es im vorhinein, man wird nicht allein sein. Man weiß auch wem man begegnen wird und zwar in ähnlichen Wagen, gezogen von ähnlichen Pferden, und gefolgt von ähnlichen Dienern. Es wird die Frau Bischof sein, wahrscheinlich auch der reverend Doctor an ihrer Seite; der Chief Justice mit seiner Lebensgefährtin; der Oberst, wenn es nicht ein General ist, mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern; der officielle Mesculap, oder, was bei weitem wahrscheinlicher, seine Gemahlin allein, denn leider ist der Beruf eines Arztes, in diesem mörderischen Klima, keine Sinecure. Einige Reiter und Amazonen werden nicht fehlen. Die Spazierfahrten haben einen heitern und belebten Anstrich. Es würde dies in erhöhtem Grade der Fall sein, ohne den marmorweißen Teint der Damen, besonders der jungen Mädchen, eine Wirkung des Klimas und ein Beweis der von diesem erzeugten Blutarmuth. Aber die Spazierfahrt ist und bleibt der schöne Moment des Tages. Wenn es dunkel geworden, eilt jedermann nach Hause um sich für das Diner anzukleiden. Das Diner ist der feierliche Moment des Tages. Beim Tiffin hat man für die nöthige Nahrung gesorgt; was jetzt kommt ist nur eine Ceremonie. Wer seine Gesundheit liebt wird das Diner nicht ernst nehmen. Aber hier wie im „alten Lande“ in the old country liebe ich die englischen Dinner parties. Der Tisch ist schön gedeckt, die Dame immer in sorgfältiger Toilette; ich liebe auch die Blume im Knopfloch der Herren die, unter allen Himmelsstrichen, sich um diese Stunde nur im schwarzen Frack und weißer Kravatte zeigen. Auch gegen das sitting habe ich nichts einzuwenden. Die Herren bleiben noch ein halbes Stündchen sitzen nachdem die Damen sich zurückgezogen haben; ehemals um zu trinken, jetzt um bei einer Cigarrette zu schwägen. Der Engländer kennt, in der Regel, keine allgemeine Conversation, aber im Zwiegespräch kann er beinahe immer interessant sein. In jeder Beziehung folgen die Anglo-Indier dem Beispiele der upper ten thousand in

England. Wenn die Herren nach dem Salon zurückkehren, beleben sich die etwas schläfrigen Physiognomien der ihrer harrenden Ladies. Es wird Musik gemacht, aber, glücklicherweise, nicht zu viel. Da jedermann mit der Sonne aufsteht trennt man sich gewöhnlich gegen 11 Uhr.

Gibt es ein beneidenswertheres Dasein? Wenn das Glück des Mannes, vom Familienglücke hier absehend, in einem seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreise, verbunden mit einem seinen Leistungen entsprechenden Lohne besteht, so ist der anglo-indische Civilian ein glücklicher Mensch. Aber ach, es gibt hienieden kein vollkommenes Glück. Noch ganz jung hat er das väterliche Haus verlassen, sich getrennt von den Aeltern und Geschwistern, wahrscheinlich um sie erst wenn überhaupt nach langen Jahren und nur für kurze Zeit wiederzusehen. Nach England endgültig zurückzukehren wird ihm erst beim Abschlusse seiner Laufbahn gestattet sein. Dann tritt er in den Genuß seiner Pension welche ihm und seiner Gattin ein gutes Auskommen in ihren letzten Tagen sichert, sie aber nicht in die Lage setzt für ihre Kinder zu sorgen. Die Belohnungen sind noch immer bedeutend aber viel geringer als sie zur Zeit der Compagnie waren. Nur der Vicekönig und die beiden Chefs der Präsidentschaften von Madras und Bombay können einige Ersparnisse machen. Die Besoldungen der übrigen Functionäre gestatten ihnen anständig zu leben. Im übrigen sind sie für die Zukunft auf ihre Pension beschränkt.

Es gibt noch andere Uebelstände. Allerdings werden die kleinen Kinder nicht mehr nach England, sondern nach Darjeeling, oder Simla oder in die Nilgherri geschickt. Man ist nicht mehr wie vordem gezwungen sich von ihnen zu trennen. Aber die Söhne müssen ihre Studien beginnen wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben. Sie sollen Engländer werden und nicht Babu. Sie müssen also nach England geschickt werden, und, wenn sie nach Jahren zurückkehren, werden sie sich erinnern daß sie die Söhne ihrer Aeltern sind? Dies ist der geheime Kummer

der Mütter. Mit Angst sehen sie ihre Kinder heranwachsen. Und dann die klimatischen Einflüsse! die Unsicherheit des Lebens. Sie besteht überall, aber nirgends mehr als hierzulande. Man lebt, man arbeitet, man unterhält sich, man lacht, man tanzt, man jagt zwischen offenen oder frisch geschlossenen Gräbern. Dies also wäre die Rehrseite der Medaille.

Ich nahe dem Ende meiner langen Wanderungen durch diese Halbinsel. Ueberall gestattete mir die edle Gastfreiheit deren ich genoß einen Blick in das Familienleben der sie mir Bieten=den. Unter ihnen waren häufig Staatsdiener verschiedenen Ranges. Ueberall traf ich Männer die, nur ihrer Berufspflicht lebend, vom Morgen zum Abend arbeiteten, dabei aber doch für Lektüre und ernste Studien Zeit fanden. Die indische Regierung ist ihrem Wesen nach bureaukratisch, aber diese Bureaukratie unterscheidet sich in mehrfacher Weise von der unserigen. In Europa folgen und gleichen sich die Tage des Staatsdieners. Es bedarf großer Revolution, europäischer Kriege um die fried=liche Monotonie seines Daseins zu stören. Ganz anders hier. Die Mannichfaltigkeit der ihm auferlegten Leistungen bildet den Geist und erweitert den Horizont des anglo=indischen Functio=närs; die Gefahren, welchen er jeden Augenblick ausgesetzt sein kann, stählen seine Seele. Er lernt es die Dinge von einem hohen Gesichtspunkte aus zu betrachten und am Schreibtische zu sitzen während der Boden unter seinen Füßen bebzt. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen wenn ich behaupte: es gibt keinen Beamtenkörper welcher Bildung, Geschäftskennntniß, staatsmännische Eigenschaften und die fleckenloseste Unbescholten=heit in höhern Grade vereinigt als die anglo=indische Bureau=kratie.

Allahabad.\* — In der letzten Zeit habe ich viel gesehen. Hier sehe ich weniger aber ich höre um so mehr. Mein Glückstern hat mich in das Haus eines geistreichen, unterrichteten und liebenswürdigen Mannes geführt. Obgleich noch verhältnißmäßig jung, hat Sir Alfred Lyall bereits eine lange Laufbahn zurückgelegt. Seit 25 Jahren dient er in Indien. Er war politischer Generalagent in Rajputana, hierauf Secretär für die indischen Angelegenheiten in Kalkutta, anders ausgedrückt des Vicekönigs Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Letztern, sehr wichtigen, Posten bekleidete er unter Lord Lytton zur Zeit des afghanischen Krieges. Gegenwärtig herrscht er als Lieutenant-Governor über, ich weiß nicht wie viele, Millionen Hindu und Mohammedaner welche die „Nordwestlichen Provinzen“ bewohnen. Sir Alfred glänzt auch als geistreicher und federgewandter Schriftsteller. Er ist einer der hervorragendsten Vertreter jener Schule von Bureaukraten die zugleich Staatsmänner und Publicisten sind. Englisch-Indien allein konnte sie hervorbringen, weil kein anderes großes Land von dem Administrator eine ähnliche Vereinigung von Geschäftskennntniß und von seltenen Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes zu verlangen Veranlassung hat.

Das Cantonnement ist vielleicht das schönste welches ich sah. Lange macadamisirte Straßen zwischen den Compounds; allenthalben riesige Bäume. Schöne Häuser welchen die Veranda einen tropischen Anstrich gibt (obgleich die Veranda eine englische Erfindung ist). Eine große Anzahl stattlicher Gebäude: eine große katholische Kathedrale, eine sehr schöne anglikanische Kirche, ein ungeheueres, noch in Bau begriffenes Collegium, in indo-arabischem Stil, bestimmt eine möglichst große Anzahl junger Indier in Babu umzuwandeln.

---

\* Den Engländern abgetreten von dem Nabob von Dudd im Jahre 1801. Bevölkerung 143680, wovon 103470 Hindu, 39370 Mohammedaner und 840 Christen.

Gegen Abend Spazierfahrt mit dem Gouverneur. Die heiße Jahreszeit ist früher als gewöhnlich eingetreten, und der heutige, jetzt zu Ende gehende, Tag hat mir gezeigt was Indien in dieser Jahreszeit ist: die Sonne, obgleich versengend, kaum sichtbar hinter einem Gewebe von gelbem Staub. Der fahlgelbe Boden vertrocknet. Die Hitze kaum erträglich.

Akbar's Fort\* hat, in Folge englischer Zubauten, an Bertheiligungskraft gewonnen und an malerischem Reiz verloren. Zu seinen Füßen rollt der Jumna seine schlammigen Wasser um sie, am Ende jener kleinen Landzunge, in den Ganges zu ergießen.

Sehr belebt ist die indische Stadt. Auch hier finde ich jedermann mit rothem Pulver bestreut, obgleich das große Fest, welches in ganz Indien begangen wird, bereits vorüber ist. Leute, welche auf sich halten, tragen bei diesem Anlasse weiße Leibbrücke von einem Gewebe welches den Rosenstaub nachahmt. Dieser Stoff wird in Birmingham erzeugt!

---

Wo immer drei Anglo-Indier sich versammeln, dreht sich das Gespräch um Indien. Selten kommt die Rede auf das „alte Land“, es müßte sich denn um Beförderungen, Garnisonswechsel oder Pensionirungen handeln. Hier sprechen wir von Indien.

Jemand sagt: „Die jungen Hindu von guter Familie, welche in unsern Collegien erzogen wurden, geben häufig ihre Landestracht auf und kleiden sich europäisch. Die mohammedanischen Babu thun dasselbe, nur behalten sie das Fez bei, denn mit einem Auge schielen sie immer nach Konstantinopel. Aber die einen wie die andern wechseln ihren Anzug um in unserer englischen Gesellschaft zugelassen zu werden. Unglücklicherweise

---

\* Erbaut 1575.

sind wir zu exclusiv um diesem Wunsche zu willfahren. Die Folge ist daß wir sie unter die Malcontenten treiben.“

Arme junge Leute! Ihr Kleiderwechsel konnte in ihrer Welt nicht gefallen und in der der Herrscher hat er ihnen wenig genügt. Sie sind zwischen zwei Stühle gerathen. Ich bedauere sie von Herzen, aber ich gestehe ich kann die Leute nicht tabeln welche sie nicht mehr, und auch nicht jene welche sie noch nicht als die Ihrigen betrachten wollen. Glaubt man wirklich daß der schwarze Frack und das weiße Halstuch den die beiden Rassen trennenden Abgrund überbrücken können?

Die meisten Anglo=Indier, doch nicht alle, sind dieser Ansicht. Sir Alfred Vyall meint man solle wenigstens den Versuch machen die eingeborenen Notabeln an unsere geselligen Lebensformen zu gewöhnen. Vielleicht könnte man auf diese Weise eine geistige Annäherung und eine Reform der Sitten und Gebräuche herbeiführen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, veranstaltete er ein Diner und lud hierzu mehrere hochgestellte, demalsten hier verweilende Persönlichkeiten aus verschiedenen Theilen seines Gouvernements. Drei von ihnen nahmen an. Es waren zwei Mohammedaner und ein reicher hinduischer Raja. In Bezug auf letztern muß allerdings bemerkt werden daß er, um eine getaufte Eingeborene zu heirathen, seine Kaste aufgab und Christ wurde. Die vier übrigen Geladenen, alle hinduische Notabeln, ließen sich für das Diner entschuldigen. — Sich mit Christen an denselben Tisch setzen, mit ihnen essen? Wofür haltet ihr uns? — Indesß versprachen sie nach dem Diner zu erscheinen.

Letzteres verlief vollkommen gut; ich bedauerte nur ein der Localfarbe gemachtes Zugeständniß: die Damen des Hauses erschienen nicht. In meinem Innern machte ich die beiden Mohammedaner und den Ex-Hindu hierfür verantwortlich. Dieser Raja gefiel mir übrigens sehr wohl. Er sprach, lachte, und handhabte die englische Sprache so wie Messer und Gabel mit Leichtigkeit. Die beiden mohammedanischen Gäste beobachteten eine würdige

Zurückhaltung, nicht ohne einen Beisatz von Verlegenheit. Nach aufgehobener Tafel erschienen die vier Hindu, aber nur für einige Augenblicke. Ihre schönen und reichen Anzüge nahmen sich vortheilhaft aus neben dem Schwarz und Weiß der englischen Gentlemen. Aber, obgleich diese beiden Rassen seit mehr als einem Jahrhundert die Wege des Lebens nebeneinander wandeln, vom Schlachtfelde nach dem Durbar und vom Durbar auf das Schlachtfeld, so schien man doch beiderseits betroffen und ein wenig verlegen sich in einem Salon zu begegnen.

---

Der zu kurze Aufenthalt in Allahabad endet eher als mir lieb ist. Mein Verkehr mit Sir Alfred Vhull, unerachtet unserer verschiedenen Gesichtspunkte in gewissen Fragen, wird mir unvergeßlich sein.

---

Benares. — Vier Stunden nach der Abreise von Allahabad hält der Zug am rechten Gangesufer, gegenüber der heiligsten Stadt der Welt, jedenfalls einer Stadt deren Heiligkeit in das Dunkel der Zeiten zurückreicht. Während achthundert Jahren war Benares der Mittelpunkt des Buddhismus bis es, im 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, zu dem alten Hinduglauben zurückkehrte.

Wagen und Diener des Commissärs erwarten mich am Bahnhofe. Wir fahren über eine elende Schiffbrücke auf welcher sich eine Masse von Ochsenkarren zwischen den gebrechlichen Bambusgeländern drängen. An ein rasches Fortkommen ist nicht zu denken. Aber dieser unvermeidliche Aufenthalt gestattet mir ein wundervolles Bild zu schauen. Da liegt sie vor mir, am linken Gangesufer, auf einer fast senkrecht abfallenden Felserrasse, die alte heilige Stadt, mit den zahllosen Tempeln ihrer

Götter, mit den Palästen fast sämmtlicher indischer Fürsten. Jenes bizarre in siamesisch-chinesischem Geschmack errichtete Haus gehört dem Maharaja von Nepal. Die kolossale Moschee hat, den Hindugläubigen zum Spott, der fanatische Muselman Aurungzeb erbaut. Ihre beiden Minarets überragen alle andern Gebäude obgleich die meisten fünf bis sechs Geschosse zählen. Breite, hohe Staffeln, die berühmten Ghat, erleichtern den Gläubigen zu dem Ufer des Stromes herabzusteigen. Glückselig wem es gegönnt ist in den heiligen Fluten zu baden; dreimal glücklich wer sein Leben in der heiligen Stadt beschließt! Deshalb lassen sich auch so viele Kranke und Sterbende hierher bringen. Ihre Leiche wird am Fuße dieser Ghat verbrannt werden, und die Seele des Verbliebenen kann eine Reihenfolge wonniger Wandlungen mit Zuversicht erwarten. Als ich, in den Anblick versunken, um die Mittagsstunde, über die Brücke fuhr glich die schattenlose Bedute der Stadt einer Silhouette von mattem Golde, kaum wahrnehmbar auf dem goldbestäubten Hintergrunde des Himmels.

Endlich passirte der Wagen die Brücke, erklimm eine sehr steile Rampe und erreichte, nachdem er die Stadt außerhalb der Mauern umfahren hatte, das Cantonnement wo sich die Baracken der Truppen und die Compounds der Europäer befinden.

Schon aus der Entfernung macht mir das Haus des Commissärs den Eindruck einer Oase. Prachtvolle Bäume hüllen es in ihre Schatten, Blumenterrassen verbreiten ihre Wohlgerüche, und auf der Schwelle begrüßen mich Mr. und Mrs. Lumsden mit jener herzlichen Zuverlässigkeit welche der anglo-indischen Gastfreundschaft ihren eigentlichen Reiz verleiht.

Mein neuer Hindufreund aus Allahabad, welcher in Benares ansässig ist, findet sich alsbald ein. Er ist einer der großen Grundbesitzer dieser Gegend, war Mitglied des Rathes zu Kalkutta und Inspector im Departement des öffentlichen Unterrichts. Diesen hohen Aemtern verdankt er den Titel eines Raja. Er ist aber auch überdies, wie mir versichert wird, ein charakter-

feſter Ehrenmann der, bei mehrerer Gelegenheit keinen Anſtand nahm die Popularität deren er genoß ſeinen Ueberzeugungen zu opfern.

Mr. Lumsden ſchenkt mir ſeine Zeit während meines Beſuchs, und der Raja wird gleichfalls mein Begleiter ſein. Er ſpricht engliſch, wie bereits geſagt, fließend und correct, aber ſeine Art zu denken und zu urtheilen iſt indiſch geblieben. Wie intereſſant ſich Indien durch einen Hindu erklären zu laſſen!

Ich neckte ihn mit dem eiferſüchtigen und deſpotiſchen Temperament der hinduiſchen Ehemänner. Er wollte dies nicht zu geben. „Die Hinduſrau“, ſagte er, „iſt keineswegs eine Sklavin, wie von den Engländern behauptet wird. Sie geht wenig aus, weil ſie lieber zu Hauſe bleibt. Sie iſt von Natur ſchüchtern, oder vielmehr was man auf engliſch shy nennt. Wenn ein Mann ſeiner Frau eine Ausfahrt im offenen Wagen vorſchläge, würde ſie ihn für verrückt halten. Wahrscheinlich würde ſie ihm ſagen daß ſie vorzöge ſich in einen Brunnen zu ſtürzen. Deſhalb übt ſie doch in der Familie und im Hauſe einen größern Einfluß aus als ihr Gemahl.“

Es iſt 4 Uhr nachmittags, und die heiße Jahreszeit hat bereits begonnen. Unter ſolchen Umſtänden das kühle Haus zu verlaſſen, ſetzt einen gewiſſen Grad von Heldenmuth voraus. Wir beſitzen ihn. Die öffentlichen Gebäude außerhalb der Stadt, wie das Spital des Prinzen von Wales, das Collegium, die Normalschule, in welcher die officiellen Volksaufklärer, d. h. eingegeborene Schulmeiſter ihre Ausbildung erhalten, werden zuerſt beſucht. Auch das ſtädtiſche Rathhaus, die townhall, ein pompöſer Bau, wird mir gezeigt. Ich geſtehe daß mich ein ausgeſtopfter Tiger, den man dort ſieht, am meiſten intereſſirte weil er (vor zehn Jahren) in den Gaſſen (!) von Benares erlegt wurde.

Wir betreten ſodann die wirkliche, die Hinduſtadt. Die in den Bazaren und Kaufläden ausgebotenen Bronzewaren und geſtickten Stoffe genießen in ganz Indien eines hohen Rufes. Die

Arbeit ist gewöhnlich vortrefflich, aber die Zeichnung bizarr, barbarisch und, sehr oft, geschmacklos.

Sollte man es glauben, Benares haufmannifirt sich? Glücklicherweise mit Maß und Ziel. Häuser werden zwar abgetragen, aber so wenig als möglich, gerade nur so viel als für die Erleichterung des Verkehrs unumgänglich nothwendig ist. Uebrigens werden die Neubauten in dem landesüblichen Hindustile aufgeführt. In gewissen Stadtvierteln haben die Häuser, eigentlich Thürme, eine bedeutende Höhe. Der Grund ist ihre Uebevölkerung, und sie sind übervölkert weil sie sich in der Nähe der großen Heiligthümer und der Ghat befinden. Auch hier treten die Obergeschosse vor, sodaß die höchsten, in den durchwegs engen Gassen, die der gegenüberstehenden Häuser zu berühren scheinen. Man sieht auch kleine Brücken welche, in schwindelnder Höhe, von einer Seite der Gasse nach der andern führen. Die Fenster sind sehr klein weil man hierdurch das Eindringen der heißen Luft zu beschränken vermeint. Fast alle Mauern sind mit mythologischen Scenen in sehr grellen Farben bemalt. Nicht einen Augenblick vergißt man die sanetitas loci. Es gibt auch Moscheen aber, mit Ausnahme der bereits erwähnten des Kaisers Aurungzeb, drängen sie sich dem Auge wenig auf. Im ganzen zählt man in Benares 1454 brahminische Tempel und 272 Moscheen. Bei Sonnen- und Mondfinsternissen strömen hier an oder über 100000 Pilger aus allen Theilen der Halbinsel zusammen.

Diese grotesken, seltsamen, immer scheußlichen Fragen mit denen die Wände der Häuser und die Tempelmauern bedeckt sind scheinen ihre stieren Blicke auf uns zu heften. Ein unheimlicher Eindruck! Man möchte, aber man kann sich ihm nicht entziehen. Dagegen zeigen die Tempelthore von Bronze wahre Meisterstücke der Sculptur. Die Figuren und Scenen gehören dem Hindu-Olymp an. Man verschwendet die Kunst um Ungeheuer zu schaffen. Eine bunte Menge: Brahminen, Bajaderen, fromme Stadtbewohner und Pilger von nah und fern belagern

die Zugänge zu den Tempeln und füllen die anstoßenden engen, gekrümmten Gassen. Hier befinden sich winzige Buden in welchen Grotobilder und andere Gegenstände für denselben Zweck aus Similor, einem schwarzen Stein, Marmor oder Gips verfertigt, an die Gläubigen verkauft werden. In kleinen offenen Werkstätten werden wirkliche Götter erzeugt. Das Volk zweifelt nicht an der Gottheit dieser Producte; die Panditen leugnen sie. In diesem Wirrsal von Gäßchen zwischen sehr hohen Häusern, herrscht, obgleich die Sonne in ihnen nie sichtbar wird, eine erstickende Atmosphäre. Dazu das Gedränge. Nur mit Mühe brechen uns vier Polizeioldaten Bahn.

Ich werde kein Wort verlieren um die Unreinlichkeit und die mephitischen Ausdünstungen in dem Tempel der heiligen Küche zu beschreiben. Wir ergriffen sogleich die Flucht.

Einige Schritte weiter steht der hochberühmte „Goldene Tempel“, Bischevar, sogenannt weil die Pyramiden über dem Heiligthume mit vergoldeten Kupferplatten belegt sind. Runjet Sing hatte, am Todtenbette, seinem Nachfolger befohlen diesen besonders verehrten Tempel mit massivem Golde decken zu lassen. Letzterer zog es vor vergoldetes Kupfer zu spenden. Dieser Act der Sparsamkeit, welcher vielleicht den localen Göttern mißfiel, that wenigstens der malerischen Wirkung, welche der Contrast zwischen der Vergoldung und dem schwarzrothen Sandstein hervorbringt, keinen Eintrag.

Im Innern großes Gedränge von blumenbeladenen, opfernden, betenden, schwägenden Weibern. Dazu, von Zeit zu Zeit, die dumpfen Klänge der großen Glocke im Hofe.

Hinter dem Tempel befindet sich der mit dem Schweiß Vishnu's gefüllte heilige Teich in welchen eben Männer und Frauen Blumen warfen. Der ekelhafte Geruch des stehenden Wassers und der faulenden vegetabilischen Stoffe zwang uns zum eiligen Rückzuge. Wir suchten und fanden eine Thür und betraten einen kleinen unregelmäßigen Platz, auf allen Seiten von Sanctuarien umgeben und überragt von den Pyramiden

des Goldenen Tempels. In der Mitte, auf einem sehr niedern Fußgestelle, steht, aus einem ungeheuern Blocke gemeißelt, die kolossale Statue einer Kuh. Einige Schritte weiter bildeten einige Fakire, auf ihren gekreuzten Beinen sitzend, einen Kreis um das „heilige Feuer“. Während vierzig Tagen und Nächten werden sie ihre Plätze nicht verlassen. Die Hitze des Feuers, der Sonnenbrand beirren sie nicht. Beinahe vollkommen nackt, das Gesicht mit einer Maske von Staub, Asche und Schweiß bedeckt, das Haar struppig und verworren, gleichen sie eher Götzenbildern als menschlichen Wesen. Einer von ihnen, ein ganz junger Mensch, unbeweglich wie eine Bildsäule, heftete seinen erloschenen Blick auf mich. Eine mähenartige Fülle steifer, aneinanderklebender Locken sträubte sich auf einer niedern, vor der Zeit gefurchten Stirn. Ich frug mich ob dieses Häuflein entfleischter Knochen, diese geschwundenen Gliedmaßen, dieser kaum mehr menschliche nackte Körper einem lebenden Wesen angehören. Was mag wohl in den Köpfen dieser Hinduasceten vorgehen? Man antwortete mir: „Es sind Heuchler oder Fanatiker.“ Derlei leichte Erklärungen erklären aber, eigentlich, gar nichts. Für mich sind es lebende Räthsel. Ich suche vergebens nach dem Sphinx der sie mir lösen könnte.

Aber das Bild ist wunderbar: Noch nicht vollkommenes Dunkel. Der rosige Himmel der in Indien kurzen aber leuchtenden Abenddämmerung spiegelt sich in den Vergoldungen des Tempels, verbreitet warme Töne über die Sanctuarien die den Platz umgeben, über die steinere Kuh welche ihn beinahe ausfüllt und zu wachsen scheint in dem Maße als die nahende Nacht sie in ihre Schleier hüllt. Und vor uns, unbeweglich wie dies Idol, im grellen Lichte der Flammen welche sie zu verzehren scheinen, die Gruppe der Fakire!

Auch in Benares hat Jey Sing, dessen Bekanntschaft wir in seiner Hauptstadt Jeypur gemacht und welchen wir in seiner Sternwarte in Delhi wieder begegneten, ein großartiges Observatorium erbauen lassen (1693). Wir besuchten es und

ließen uns die Art erklären wie man damals den Lauf der Gestirne maß. Ich gestehe, das sanfte Licht der sich im Ganges zu unsern Füßen spiegelnden Sterne störte meine Aufmerksamkeit während des Vortrages.

Im Süden der Stadt steht ein, wegen seiner heiligen Affen, berühmter Tempel. Wenig erbaut durch meine Berührungen mit ihren Standesgenossen in Guzerat und Rajputana, unterließ ich ihnen in Durya Rand aufzuwarten.

Es fiel mir auf daß in Benares keiner der 1400 Tempel und keiner der Paläste über das 16. Jahrhundert zurückreicht. Mehrere dieser Gebäude gehören dem unserigen an. Man erklärt dies durch die Zerstörungen welche die mohammedanischen Eroberer, besonders im nördlichen Indien, angerichtet haben, dann auch dadurch daß sie das Volk zur Annahme des Islamisismus zwangen, jedoch ohne daß es ihnen gelang den noch fortlebenden hinduischen Geist zu tödten. Er widerstand dem blutigen Vordringen des Halbmondes; er widersteht den friedlichen Vorkämpfern der europäischen Civilisation.

Besuch bei dem Maharaja von Benares. Isri Perschad Narain Sing Bahadur ist kein Lehnsfürst aber, als Haupt einer erlauchten Familie und als der größte Grundbesitzer, die höchstgestellte Persönlichkeit in diesen Gegenden. Zu seinen Namen und Titeln fügt er die Buchstaben G. C. I. S. das heißt Großgefährte des Indischen Sternes. Trotz seiner 66 Jahre, ist er noch ein schöner vornehm aussehender Herr.

Sein Palast, natürlich überfüllt mit Dienern, Beamten, Höflingen, ist in europäischem Stile eingerichtet. An den Wänden Kupferstiche und Photographien. In der Mitte des Gemaches, wo er uns empfing, und das verfinstert war weil er an den Augen leidet, ein runder Tisch und Lehnstühle. Aber man sieht

wohl daß auf diesen Sesseln selten gegessen wird. Die Lebensluft in diesen Räumen ist eine entschieden indische. Uebrigens keine Ceremonie. Immer in Begleitung des Commissärs und des Raja, drang ich ohne Umstände in das Haus des Maharaja und wurde von ihm auf das artigste empfangen. Am nächsten Tage sandte er mir seinen ältesten Sohn und Nachfolger. Ein schöner junger Herr welcher den prachtvollen Anzug eines Raja mit Anmuth und Grazie trug. Er brachte mir Ansichten von Benares und ein Porträt seines Vaters.

---

Man muß die Ghat früh am Morgen besuchen, zur Zeit wo gebadet wird. Der Maharaja hat uns seine Barke zur Verfügung gestellt, und, der Kühle der ersten Stunde nach Sonnenaufgang genießend, gleiten wir sanft der Fels terrasse entlang. Sie gewährt einen höchst phantastischen Anblick. Mit Ausnahme des chinesischen Palastes der Fürsten von Nepal und der imposanten Moschee Aurlungzeb's, herrscht hier der Hindustil vor. Obgleich alle diese Gebäude auf den Höhen des Felsufers stehen, bilden sie doch keine ununterbrochene Reihe sondern vielmehr unregelmäßige Gruppen welche, den Falten des Abhanges folgend, bald vorspringen bald zurückstehen und, von einem sich bewegenden Rahne betrachtet, abwechselnd die Façade und die Seitenwände zeigen. Die Ghat, unregelmäßige, breite, zum Theil in den Felsen gehauene Treppen mit sehr hohen Stufen, schlängeln zwischen den Gebäuden dahin, zwingen sich in die engen Uferspalten, und erreichen endlich, in steilem Abfalle, den Rand des Wassers. In diesem Augenblicke gleichen sie einem Ameisenhaufen. Allenthalben ein Gedränge von badenden Männern, Weibern und Kindern. Mädchen und junge Frauen, die lichtbraunen Glieder in weiße oder rothe Gewänder gehüllt, die edle Stirn von einem Schleier umfassen dessen Zipfel in der Morgen-

Luft flattern, eilen die Treppen herab, schöpfen Wasser in der heiligen Flut, und schwingen die gefüllte Amphora, den metallenen in der Sonne leuchtenden Krug, mit einer anmuthigen Handbewegung auf den classisch geformten Kopf. Aufrecht und leichten Trittes ersteigen sie wieder die Ghat, erreichen alsbald den obern Rand der Terrasse, verschwinden endlich, wie Schatten, im Halbdunkel der Gassen.

Mittlerweile waschen die Badenden ihren Körper mit den Händen, tauchen einige male unter und lassen sich und ihre Kleider sodann durch die Sonne trocknen. Niemand entkleidet sich gänzlich, und jedermann beobachtet den äußersten Anstand. Hier begegnen sich alle Kasten. Nach dem Bade setzen sich die Männer aus den höhern Ständen auf ihnen vorbehaltenen Plätze, und schwätzen im Schatten riesiger Sonnenschirme welche eines der vielen eigenthümlichen Elemente dieses echt hinduischen Gemäldes bilden. Auf einem der Ghat, hart am Wasser und dicht neben den Badenden, werden Leichname verbrannt. Wir sahen einen welcher bereits in Asche verwandelt war; einen andern, noch unversehrt, wie man ihn seiner Umhüllung entkleidete, und den Flammen übergab; einen dritten der, noch in ein weißes Tuch gewickelt und an die Bahre festgebunden, von laufenden Kuli herabgetragen wurde. Dieser Ghat wird die Brandstätte genannt. Tod und Leben begegnen sich. Zahlreiche, auf der Treppe aufgestellte Steinplatten sind dem Andenken der Witwen geweiht welche, bevor diese zu fromme Sitte verboten war, hier den Sati vollzogen haben.

Mr. Lumsden lenkt meine Aufmerksamkeit auf einen schwarzen uns nahenden Punkt. Ein riesiger Nasgeier sitzt auf einem schwimmenden Todten. Andere ihm die Beute bestreitende Vögel verjagt er mit gewaltigen Flügelschlägen. Dann versenkt er den langen Schnabel, mehreremale hintereinander, in den aufgedunsenen Leichnam, entreißt ihm und verschlingt, mit rückwärts geneigtem Kopfe, nicht ohne Mühe, die scheußlichen Bissen. Er frißt mit Methode. Diese widerliche Gruppe: der

Todte, der Geier und die ihn umflatternden Mitbewerber trieben hart an unserm Boote vorüber.

Aber die Sonne macht sich fühlbar. Die Badenden sind nach Hause gegangen, die Kanephoren verschwunden, die Scheiterhaufen erlöschet. Schweigen und Einsamkeit herrschen über den Ghat.

---

## VII.

### Sikkim.

Vom 21. zum 28. März.

Die indischen Eisenbahnen. — Von Kalkutta nach Darjeeling. — Sikkim. — Nepal. — Butan. — Physiognomie von Darjeeling. — Ausflug nach Ranjit Bazar. — Esoma de Kőrös.

Von Benares nach Kalkutta. — In Britisch-Indien lassen die Eisenbahnen und Waggons wenig zu wünschen übrig. Sie wären vollkommen, könnte man die das Dienstpersonal größtentheils bildenden Eurasier durch Europäer ersetzen. Nicht als ob ich erstern Uebles nachreden wollte; im Gegentheil, ich zolle ihren Verdiensten volle Anerkennung. Aber man sagt ihnen nach daß sie, sich selbst überlassen, sehr leicht den Kopf verlieren. Alles geht vortrefflich solange keine Störung oder gar ein Unfall stattfindet. Aber das geringste unvorhergesehene Hinderniß setzt sie in Verlegenheit und kann ernste Folgen nach sich ziehen. Ein Beispiel kann ich aus eigener Erfahrung anführen. Bald nach der Abfahrt von Benares in der Richtung von Kalkutta, wurde plötzlich zwischen zwei Stationen angehalten. Der uns vorangehende Zug war entgleist und versperrte die Linie. Die Zugführer erwiesen sich als rathlos und ließen uns, statt nach der nächsten Station zurückzukehren, von Mittag bis abends in einem Einschnitt verweilen, inmitten einer baumlosen Ebene, ohne irgendeine schattige Zufluchtsstätte, außer unsern Waggons welche

die Sonne in einen Glühofen verwandelte. Eine unangenehme, ja gefährliche Lage in welcher, mehr oder weniger, das Leben der Reisenden auf dem Spiele stand. Die mechanische Vorrichtung mittels welcher, durch Bespritzung mit Wasser, eine kühle Atmosphäre im Innern der Waggons erzeugt wird stand still mit der Locomotive. Mein Vorrath von Eis, schöne große, in Filz sorgfältig gewickelte, in einer hölzernen Kiste verpackte Würfel, war geschmolzen. (In der heißen Jahreszeit reist kein Europäer ohne sich mit Eis zu versehen.) Diese fünf tödlichen Stunden waren eine harte Prüfung. Ich begreife jetzt daß vor einigen Jahren ein unternehmender Mann in den großen Stationen zwischen Bombay und Kalkutta eine gewisse Anzahl Särge von allen Größen zum Verkauf ausbot mit der Ankündigung: „Für die Bequemlichkeit der Reisenden.“

Am nächsten Morgen Ankunft in Kalkutta und, nach einem der Ruhe gewidmeten Tage, Abreise nach Darjeeling.

Entfernung von Peshawar nach Kalkutta 1609 Meilen.

Von Kalkutta nach Darjeeling. — Ehemals bedurfte eine Familie welche die frische Luft des Himalaja aufsuchte, im Palankin, 15—20 Tage um Darjeeling zu erreichen. Jetzt wird diese Entfernung in weniger als 30 Stunden zurückgelegt.

Ich verließ Kalkutta um die Mitte des Tages. Rasch durchflog der Zug eine unabsehbare, wohlbebaute, an vielen Stellen bewaldete Ebene. Unter diesem blendenden und glühenden Himmel wirkt der Anblick einiger Tamarinden oder indischer Feigenbäume wohlthätig auf das Auge. Man glaubt, augenblicklich, einige Kühlung der Atmosphäre zu fühlen. Allerdings, nur eine Täuschung.

Es war Nacht geworden als wir am Ufer des Ganges anlangten. Man setzt über den Strom in einer Dampffähre welche

gewöhnlich unterwegs im Schlamm stecken bleibt, was auch uns widerfuhr.

Die erste Morgendämmerung ließ uns im Norden den Himalaja errathen. In Siliguri, an der Grenze von Britisch-Sikkim, wurden die Reisenden in zwei von einer Locomotive gezogenen Char-à-bancs verpackt. Die Eisenbahn hat sich in einen einfachen, fortwährend steigenden Tramway verwandelt. Auf dem Grate eines Bergrückens, dessen Seiten beinahe senkrecht abfallen während rechts und links der Abgrund gähnt, beschreiben wir haarsträubende Curven und noch entsetzlichere Zickzacke. Aber je mehr wir uns erheben je frischer wird die Luft, je freier athmen wir, je mehr bekleidet sich das Bergland, anfangs mit niederm Gestrüpp, dann mit stattlichen Büschen, endlich mit prachtvollen Kastanienwäldern. Hinter uns, gegen Süden, steigt scheinbar die große Gangesebene am Himmel empor, einem ungeheuern grauen Teppiche ähnlich welcher, auf der Höhe unserer Gesichtslinie wie an eine Wand geheftet, sich nach unten entrollt bis er den Fuß der Berge erreicht die wir ersteigen. Von diesem dunkeln Hintergrunde reißen sich zwei große Silberbänder ab: die Nebenflüsse des Ganges und des Brahmaputra, der Mahananda und der Tista. Ersterer gleicht einer im Halbdunkel der Dämmerung leuchtenden Säule. Noch eine halbe Stunde, und die Nacht umfängt uns. Aber wir hören und riechen den Wald.

Die Luft ist entschieden kalt geworden. Endlich hält der Zug bei der militärischen Gesundheitsstation Zallapur, worauf er, mit dämonischer Geschwindigkeit, nach Darjeeling hinabraft. Entfernung von Kalkutta: 364 Meilen.

Ich steige in dem ganz guten kleinen Hotel eines Schottländers ab, und nachdem ich den nächsten Platz beim Feuer gewählt und mich sorgfältig in meinen Winterüberrock und einen Shawl gehüllt habe, erwarte ich, mit drei oder vier jungen Ehepaaren welche sich in ähnlicher Gemüthsstimmung befinden, mit Ungeduld das Auftragen des Abendmahls.

Darjeeling, erbaut auf einem der Strebepfeiler des Himalaja, 7000 Fuß über der Meeresfläche und 5000 Fuß über dem Flußbette des Ranjit, welcher Britisch-Sikkim von dem chinesischen Sikkim scheidet, ist, während der heißen Jahreszeit, das irdische Paradies der officiellen Welt und (im nahen Zallapur) eine Gesundheitsstation der Armee von Bengalen. Zugleich ist es der, der südlichen Himalajafette nächstgelegene, Europäern zugängliche Punkt.

Der Staat Sikkim, welchen man unabhängig nennt, der aber dem Kaiser von China tributpflichtig ist, kann mit einer Sackgasse verglichen werden zwischen den höchsten Bergen der Welt. Im Westen, auf dem Gebiete von Nepal, springt eine der Ketten des Himalaja nach dem Süden vor. Im Norden bilden seine Riesen einen Wall welcher nur durch drei Engpässe überschritten wird. Der höchste von ihnen, der Tantralapaß, liegt 16000 Fuß über dem Meere. Im Osten grenzt Sikkim an den, gleichfalls unabhängigen, Miniaturstaat Butan. Dort erniedrigen sich allmählich die Berge bis zur gänzlichen Verflachung in den Ebenen von Assam. In Sikkim galt der Kinchinjunga, 28000 Fuß über dem Meere, bis vor kurzem für den König der Alpenwelt. Er wurde durch den um 1000 Fuß höhern Berg Everett in Nepal entthront. Aber vor zwei Jahren erstiegen Mitglieder des londoner Alpenclubs, in Begleitung von Schweizerführern, einige nahe bisher für unzugänglich gehaltene Zinken, und von diesen Höhenpunkten entdeckten sie hinter dem Himalaja, im Norden und mit ihm parallel laufend, eine andere thibetanische Kette deren Gipfel den Kinchinjunga und Berg Everett offenbar überragen. Die Gießbäche von Sikkim, meist zwischen senkrechten oft an 1000 Fuß hohen Felswänden herabbrausend, führen, nachdem sie durch die Schluchten der Strebepfeiler des Himalaja gedrungen sind, ihre schäumenden Wasser den Nebenflüssen des Brahmaputra und Ganges zu. Einer dieser Gießbäche ist der Ranjit von dem bereits die Rede war.

Die den kleinen Staat beherrschende Dynastie ist thibetanischen

Ursprungs. Der Raja entrichtet seinen Tribut an den Kaiser von China durch Vermittelung der thibetanischen Oberbehörden in Lhassa. Die Beziehungen mit den Engländern reichen in das Jahr 1814 zurück. Um jene Zeit führte die Ostindische Compagnie mit Nepal Krieg. Der Raja von Sikkim schloß sich den Engländern an und erhielt zur Belohnung ein kleines Nepal abgenommenes Gebiet und eine jährliche Subvention von 300 Pfd. St. Später trat er der Compagnie den südlichen Theil seines Staates ab, nämlich den District von Darjeeling, und bequeme sich die „britische Garantie“ anzunehmen (1835). Seither haben in den gegenseitigen Beziehungen verschiedene Wandlungen stattgefunden. Besonders schwierig erwies sich der Raja im Punkte der Sklaverei zu deren Aufhebung er sich verpflichtet hatte. Vorstellungen in diesem Sinne nahm er übel auf. Eines Tags ließ er sich sogar beikommen dem englischen Commissär in Darjeeling einen schlimmen Streich zu spielen. Dieser hohe Beamte botanisirte auf dem Gebiete des Raja in Begleitung des bekannten Gelehrten Dr. Hooker, als die beiden Gentlemen ergriffen und in einen Käfig gesperrt wurden. In dieser Verfassung schleppte man sie, während sechs Wochen, durch alle Ortschaften des Landes. Die Folge war die Entziehung der Subvention und, einige Jahre später, der Abschluß eines neuen Vertrags durch welchen die Zahlung der Pension von dem guten Betragen (good behaviour) des Raja abhängig gemacht wurde. Unter gutem Betragen wird verstanden: freier Handelsverkehr, Unterhaltung der Reitpfade welche zu den thibetanischen Pässen führen und Schutz für europäische und andere Reisende.

Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Sikkim oder Lepcha, von Ghurka, Butia und Thibetanern. Die Ghurka (Nepaleser) welche der anglo-indischen Armee treffliche Soldaten liefern, sind ein kräftiger, kriegerischer, arbeitssamer Menschenschlag. Dagegen gelten die Lepcha, die eigentlichen Landesfinder, für weibisch, schwächlich und faul.

Die Lama oder buddhistischen Priester bilden die bevorzugte Klasse. Als solche sind sie vom Frondienst und jeglicher Steuerleistung befreit. Die Zahl der Klöster ist sehr beträchtlich. Darunter befinden sich drei große in der ganzen buddhistischen Welt hochverehrte Lamaserien.

Tamlang, die Hauptstadt des Raja, liegt auf einem hohen Berge. Man rühmt den soliden Bau des fürstlichen Palastes und der Wohnhäuser der Oberbeamten. Der Beruf letzterer ist die methodische Plünderung der Unterthanen Seiner Hoheit. Die Regenzeit verbringt der Raja mit seinen Staatsdienern, jenseit der Engpässe, in dem thibetanischen Hochthale Chumbi.

Dieser König oder Fürst ist, wie ich höre, ein wenig begabter Herr. Er that aber einen glücklichen Griff in der Wahl seines „Botschafters“ in Darjeeling. Letzterer soll ein schlauer Geselle sein, welcher hauptsächlich für die chinesischen Interessen, mehr noch als für die seines Herrn, zu wirken weiß.

Dieser kleine, sogenannte unabhängige, in einer Falte des Himalaja verborgene Staat liegt in einem der entlegensten Erdwinkel und ist sozusagen eine Welt für sich. Aber unter gewissen Umständen kann er seine Bedeutung haben. Um die politische Atmosphäre dieser Gegenden zu verstehen ist es nöthig auch auf die beiden Nachbarländer Nepal und Butan einen Blick zu werfen.

Vom geographischen Gesichtspunkte beurtheilt, ist Nepal ein großes Sikkim. Im Norden die höchsten Kolosse der Welt; zwischen Bergketten welche, nach Süden laufend, niedriger werden in dem Maße als sie sich der Gangesebene nähern, weite Thäler mit üppigem Ackerland oder dichte Wälder in welchen Heerden von Elefanten hausen. Diese Thiere bilden eine Hauptquelle des fürstlichen Einkommens, denn in Indien betrachtet jeder Maharaja den Besitz einer größern oder geringern Anzahl von schön gemalten, reich vergoldeten und geschirrten Elefanten als ein unabweisliches Bedürfniß. Er bezieht sie aus Nepal.

In den Adern der Bewohner fließt chinesisches und tatarisches Blut. Sie bekennen sich zur Lehre des Buddha.

Die Geschichte dieses, obgleich es an Britisch-Indien grenzt, so wenig bekannten Landes kann einen Beleg liefern für die weite Ausdehnung der Machtspähre des chinesischen Reichs. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts führten die Nepaleser Krieg mit China. Eine chinesische Armee überschritt die 14 — 16000 Fuß hohen Himalajapässe und näherte sich bis auf zwanzig Meilen der Landeshauptstadt Katamandu. Die Nepalesen wurden zu einem schmähligen Friedensschlusse gezwungen. Im Jahre 1814 entstanden Feindseligkeiten zwischen dieser Gebirgsvolke und der Ostindischen Compagnie, deren Truppen bis auf drei Tagesmärsche von der Hauptstadt vorgedrungen waren als Nepal Frieden schloß; aber es nahm weder die „Garantie“ noch eine Subvention an, sondern bewahrte seine volle Unabhängigkeit. Mit sehr seltenen Ausnahmen, sind die Grenzen dieses Staates den Europäern hermetisch verschlossen. Das einzige Zugeständniß welches gemacht wurde ist die Zulassung eines britischen Residenten am Hofe von Katamandu. Dieser Staatsbeamte und sein Arzt sind die einzigen Europäer welchen der Aufenthalt auf nepalesischem Gebiete gestattet ist, jedoch mit der Verpflichtung niemals einen eng gezogenen Raum, nächst ihrem Bungalow, zu überschreiten. Ueberdies werden sie auf ihren Spaziergängen stets von Wächtern begleitet. Ich frug wie sich Beamte für diesen Posten finden ließen. Man antwortete mir daß das Klima während der, in Indien so mörderischen heißen Jahreszeit, paradiesisch ist; daß der Resident im Winter einen zweimonatlichen Urlaub erhält, endlich daß der Posten äußerst wichtig, daher ausnahmsweise gut dotirt ist und Anspruch auf Beförderung gibt.

Durch seine geographische Beschaffenheit unterscheidet sich Butan wenig von Sikkim und Nepal. Man rühmt den landschaftlichen Reiz des Territoriums. Regiert wird es von dem Deb Raja oder politischen Chef und von dem Darm Raja, dem

religiöfen Oberhaupte. Letzterer ift ein eingeborener Gott, was ihn nicht abhält mit feinem irdifchen Collegen eine englische Penfion zu theilen.\*

Darjeeling. — Leider, leider dichter Nebel! Um mich zu tröften fagen mir meine liebenswürdigen Nachbarinnen am Frühftücktiſche daß der „Schnee“ the snows, nämlich der Kinchinjunga, in diefer Jahreszeit niemals fichtbar ift. Welches Mißgeſchick! Der Kaukaſus, mit Ausnahme einer halben Stunde, während welcher er mich alle Reize feiner ernften Schönheit bewundern ließ, erwies ſich ebenſo unhold.

Darjeeling ſteht am Rande einer großen Schlucht. Gegen Süden verhüllt die Kuppe von Gallapur die Ausſicht nach der Gangeſebene. Ringsum erheben ſich Berge zu den Wolken. Der Kinchinjunga allein nimmt, wenn es ihm beliebt ſich zu zeigen, den ganzen nördlichen Horizont ein.

Nach einem Befuch bei dem Commiſſär = Stellvertreter, Mr. Wace, einſamer Spaziergang in der Nähe der Stadt. Ueberall Wolken! Ueber mir, neben mir, unter mir. Sie kommen und gehen, und, was ich früher nie ſah, ſteigen und ſinken nebeneinander in ſenkrechtlicher Richtung. Zu meinen Füßen öffnet ſich die Schlucht, aber eine dichte Luſtſchicht verhüllt ſie. Ein kleiner buddhiſtiſcher Tempel der, gerade unter mir, an der Brüftung des Abfalls hängt ſcheint auf der glatten Waſſerfläche eines Sees zu ſchwimmen. Da ſteigt plötzlich aus dieſem eine weiße Nebelſäule empor, auf ihrem Wege nach oben erſt das Heiligthum umfangend, dann mich. Noch höher angelangt, verwandelt ſie ſich in einen Baldachin. Endlich zerrinnt das Luſtgebilde und mit ihm auch der vermeintliche See, und nichts

\* Anfänglich von 2500, gegenwärtig von 5000 Pf. St. Dieſe Summe iſt eine Entſchädigung für Abtretung von Gebieten in Bengal und Affam.

hindert mich mehr den Blick in die Tiefe zu senken. Andere male dringen Sonnenstrahlen durch das Chaos von Fels und Wolken. Da kommen plötzlich einzelne Bruchstücke der Stadt Darjeeling zum Vorschein. Gärten und Villen und wieder Gärten und zierliche Häuser, erst noch durch dicke Nebelballen verhangen und nun in all ihrer Schönheit in vollem Sonnenglanze sichtbar. Die Stadt, auf der Kuppe eines in die große Kluft vorspringenden Bergrückens erbaut — ich möchte ihn ein Promontorium nennen — kriecht von Terrasse zu Terrasse, und alle diese Terrassen schweben zwischen Himmel und Abgrund. Von den am höchsten Grate stehenden Häusern hinabblickend, sieht man in den Hof meines Hotels. Von letzterm, in fast senkrechter Richtung gleichfalls nach unten, beherrscht man den öffentlichen Platz mit seinen Baumgruppen und dem großen Hindutempel, und, in einiger Entfernung, eine Heilanstalt deren Architektur an Grosvenor-Gardens oder Alexandra-Hotel in London erinnert. Die anliegenden Höhen sind mit Häusern und Cottages, mit kleinern und größern Gärten besät. Die sie verbindenden trefflich gehaltenen Fahrwege und Reitpfade schlängeln sich den Vorsprüngen und Einschnitten des Berges entlang. Es ist einer der bevorzugten Orte unsers Erdballs, dies Darjeeling! Wohlstand und Behaglichkeit stehen ihm auf der Stirne geschrieben.

In den spätern Nachmittagsstunden füllen sich die Wege mit Reitern und Amazonen, mit Ladies welche in „Dandy“ getragen werden, und selbst mit Fußgängern, denn hier gestattet sich der Anglo-Indier den Gebrauch seiner Beine.

Neben dieser eleganten Welt drängen sich Ghurka, Lepcha und Thibetaner welche alle, mehr oder weniger, den tatarischen oder chinesischen Typus zeigen aber nicht die geringste Stammesähnlichkeit mit den wenigen Hindu welche ihren englischen Herren hierher gefolgt sind. Die Ghurka oder Nepalesen sind ein kräftiger Menschenschlag von mittlern oder kleinem Wuchse und stark entwickelten Muskeln. Sie kleiden sich wie die Tataren in Peking,

tragen eine aufgestülpte Pelzmütze am Kopfe und einen tüchtigen Stock in der Hand. Ihr Anblick versetzt mich, weit über den Himalaja hinweg, nach Centralasien und an die Chinesische Mauer. Männer von Stand tragen, mit Ausnahme des Zopfes, die chinesische Tracht. Ihre Kasaken sowol wie die Beinkleider scheinen aus den Werkstätten chinesischer Schneider hervorgegangen zu sein. Die Weiber, und man sieht deren in großer Anzahl, gehen unverschleiert aus und machen sich durch ihr freies Benehmen bemerkbar. Die Leute von tatarischer Abkunft sind leicht zu erkennen an der Stumpfnase, dem breiten Gesicht und dem von einem Ohre zum andern reichenden Munde mit Hai-fischzähnen und fleischigen Wulstlippen. Dies Volk schwätzt mit Stentorstimmen und lacht ohne Unterlaß, was gegen das verdrossene und melancholische Wesen der Hindu angenehm absteht.

Vor einem geräumigen Filzzelte hatte ich die Ehre einer Dame von hohem Stande vorgestellt zu werden. Sie lebt hier mit ihren fünf legitimen Gatten.

Alles in allem war der heutige ein guter und angenehmer Tag. Nur eines hat gefehlt, der Kinchinjunga.

---

Um 5 Uhr morgens stürzt Mr. Doyle, der Eigenthümer des Hotels, in mein Schlafzimmer und führt mich eiligst auf die Veranda. Es ist noch Nacht, eine bitterkalte Nacht, aber im Norden glänzt eine himmlische Vision. Man stelle sich das sturmgepeitschte Meer vor, mit einer sich bäumenden, alle andern überragenden ungeheuern Woge; und man stelle sich vor dieser Ocean sei in seinem Zorne plötzlich zu Stein, oder besser, ein schneebedecktes mit rothigen Lichtern und violetten Schatten umflossenes Eismeer geworden. Dies Zauberbild nimmt den ganzen nördlichen Himmel ein: es ist der Kinchinjunga.

---

Um 8 Uhr morgens trete ich einen Ausflug nach den Ufern des Ranjit an. Ich will die äußerste Grenze des Indischen Reichs gegen Thibet sehen und, womöglich, überschreiten. Diese Grenze macht hier der Ranjit, und eine Brücke aus Bambusrohr unterhält die Verbindung zwischen den zwei größten Reichen der Welt. Nun ist aber diese Brücke, wie mir gesagt wird, nur für Landesfinder und Seiltänzer gangbar. Hiervon gedenke ich mich durch den Augenschein zu überzeugen.

Mr. Wace, im Begriff abzureisen und mit Geschäften überladen, ist verhindert mich zu begleiten. Worauf es, wie er sagt, hauptsächlich ankommt, sind gute Träger welche nicht die Gelegenheit benutzen nach dem unabhängigen Gebiete zu entlaufen. Um sich der Treue meiner Kuli zu versichern stellt er mir zwei seiner „Orderlies“ d. h. eingeborene Polizeioldaten zur Verfügung.

Die zu lösende Aufgabe ist folgende: Man hat auf einem sehr steilen aber gut unterhaltenen Reitpfade in den früher erwähnten 5000 Fuß tiefen Abgrund hinabzusteigen. Dort angekommen, findet sich der Reisende an den Ufern des Grenzflusses Ranjit, wo ihm, wegen der bösen Luft, ein kurzer Aufenthalt angerathen wird. In allen Schluchten des Himalaja herrscht bekanntlich die Malaria. Eine daselbst zugebrachte Nacht kann den Tod nach sich ziehen. Endlich bleibt der gymnastische Theil der Aufgabe zu lösen, nämlich eine Brücke zu überschreiten welche nichts anderes ist als ein von Bambusstäben gebildetes, auf beiden Ufern an Bäumen befestigtes, in der Luft schlotterndes Band.

Der Anblick meines Dandy erfüllt mich mit trüben Ahnungen. Die Träger, acht an der Zahl, lösen sich in kurzen Zwischenräumen ab, die beiden Orderlies und mein portugiesischer Boy vervollständigen die kleine Karavane. Mein getreuer Checco zieht die sybaritischen Genüsse des Hotels vor. Der Tag ist prachtvoll, die Luft frisch und elastisch. Vor uns zeichnet der Kinchinjunga seinen weißen Kamm auf den blauen Morgenhimmel.

Aber bald verschwindet diese Fata Morgana hinter dem nahen Berggelände. Um den Ranjit zu erreichen, der wie bereits gesagt 5000 Fuß tiefer als Darjeeling fließt, haben wir wegen der vielen Krümmungen des Weges elf Meilen zurückzulegen. Der an vielen Stellen äußerst steile Pfad führt uns zunächst an dem erwähnten kleinen Buddhatemple vorüber. Es muß ein Festtag sein, nach den vielen Wimpeln zu schließen welche an der Spitze kleiner Stangen lustig in der Morgenluft flattern. Bald haben wir die letzten englischen Bungalow hinter uns gelassen und, Thee- und Chinabaumpflanzungen durchschreitend, den Urwald erreicht. Zu unsern Füßen erschließt sich ein Labyrinth von Thälern und Schluchten aber dichte oben horizontal abgeschnittene Nebelschichten geben ihnen das Ansehen von ebenso vielen Seen. Zuweilen steigen Wasserdünste in Säulenform aus den untern Bergspalten empor. Geballte Nebelwolken umhüllen uns momentan. Aber der leiseste Lufthauch zerstreut sie. Da thut sich vor mir ein Schauspiel ohnegleichen auf. Ich senke den Blick in die Tiefe, aber ich kann die Schlucht nicht ergründen, dann erhebe ich ihn langsam, von Geschoß zu Geschoß, bis er an den Himmel streift. Allenthalben Wald: dunkel- und saftgrün in unserer Nähe, weiterhin blaugrün, und hellblau auf den Höhen, je nach den Abstufungen des Lichts und der Entfernung. Mit den unablässlichen Wendungen des Pfades wechselt die Aussicht bei jedem Schritte, bis endlich der Reisende gänzlich verwirrt und unfähig geworden ist sich, ohne Kompaß, zu orientiren. Keine ganz senkrecht abfallenden Felswände, keine natürlichen Mauern, aber sehr steile schiefe Ebenen. Im Rücken weiße Punkte welche sich zu erheben scheinen in dem Maße als wir in die Tiefe hinabsteigen. Diese weißen Punkte sind die Cottages der Pflanzer an welchen wir vorüberkamen. Die Theepflanze ist niedrig und immer schachbretförmig gesetzt; in der Mitte des „Theegartens“ steht das Bungalow. In ihm wohnen, man erkennt es auf den ersten Blick, der Unternehmungsgeist, der Muth, die Ausdauer, die Bequemlichkeitsliebe des Anglojachsen.

Wir kamen auch durch einige Chinabaumpflanzungen. Der Chinabaum, dessen erste Bekanntschaft ich in Java machte, ist etwas steif und pompös. Wir gewahrten einige sehr schöne Exemplare längs dem Pfade. In den höhern Regionen von Eichen, Kastanienbäumen und Magnolien umgeben, in den untern, von der *Alsophila gigantea* und andern Riesen des Urwaldes, sahen sie wie verlegen aus und als ob sie die etwas zu gemischte Gesellschaft verschmähten.

Mein Dandy ist höchst unbequem; die Kuli marschiren im Schnellschritt; die Stöße des Tragsessels sind mehr als unsanft und die fortwährenden leiblichen Berührungen mit den Trägern nicht angenehm. Auch sitzt man schlecht. Diese Lepcha sehen wie Schwächlinge aus, sind in Lumpen gehüllt, und der Ausdruck ihrer Gesichter gefällt mir nicht. Da lobe ich mir ihre japanesischen Amtsbrüder, die schönen schlanken Männer, mit winzigen Händen und Füßen, nackt mit Ausnahme des Gürtels, aber reinlich und am ganzen Körper tatouirt, und, was das Beste, immer lachend, fröhlich und zuvorkommend. Die Lepcha lachen auch, aber nur untereinander. Dem Europäer gegenüber sind sie mürrisch und frech. Dasselbe kann man von den Leuten, Männern und Frauen sagen welchen wir begegnen, sofern sie Lepcha sind, nicht aber von den gutmüthig und fröhlich aussehenden Ghurka und Thibetanern. Das charakteristische Merkmal der Lepcha sind ihre kolossalen Waden.

Nach zweistündigem raschem Marsche vernehmen wir mit Vergnügen das Rauschen fließenden Wassers. Es ist der „kleine“ Kanjit. Am rechten Ufer des „großen“ langen wir eine Stunde später an. Dieser klare Waldstrom fließt zwischen bewaldeten Ufern und erinnert mich an die Traun unterhalb Ischl. Auch die Breite dieses Flusses scheint er zu haben. Die berühmte Rohrbrücke ist zerstört. Der durch die letzten Regen angeschwollene Fluß hat sie fortgerissen. Einige Ueberbleibsel hängen noch an den Bäumen. Und dies ist das einzige Verkehrsmittel zwischen Britisch-Indien und China! Keine Posten, keine

menschliche Wohnung, kein Schilderhaus am britischen Ufer, dessen Wacht den Thieren der Wildniß überlassen bleibt.

Auf dem jenseitigen, dem chinesischen Ufer, steht eine Gruppe von Bambushütten, Ranjit Bazar genannt. Die von Thibet kommenden Reisenden, pflegen dort, nachdem sie die Hochpässe überstiegen, ihren Mundvorrath zu erneuern.

Die Hitze in dieser Schlucht schien mir erstickend, die Luft schwer und betäubend. Bekanntlich ist sie Fremden verderblich. Nur die hier ansässigen Eingeborenen athmen sie ohne Nachtheil, vertauschen sie aber, sonderbarerweise, nicht ungestraft mit einem bessern Klima. Die Brücke war, wie bereits erwähnt, zerstört. Ich hätte sie auch nicht passiren können. Aber am jenseitigen Ufer lag ein Kahn. Ich ließ ihn herüberrufen ungeachtet der schüchternen Einwendungen meines goanesischen Dieners. Er war, sagte er, mehrmals mit Engländern in Darjeeling und einmal hier gewesen, aber keinem dieser Gentlemen fiel es bei den Fluß zu überschreiten. Hierbei machte er ein jämmerliches Gesicht und suchte pantomimisch die Procedur des Halsabschneidens auszudrücken: „People not goody“, sagte er, „bady, bady.“ Am Ende gelang es mir ihn zu beschwichtigen. Die Kuli wurden der Wachsamkeit der Orderlies empfohlen; wir, ich und der Goanese, bestiegen den Kahn und, nicht ohne das erhebende Gefühl des Tapfern in mir zu verspüren, befahl ich dem Fährmann abzustößen.

Die Strömung war stark und günstig, und ein paar Ruder schläge brachten uns hinüber. Hier hieß es über hohes Steingerölle klettern. Wie das ohne Sonnenstich oder Schlaganfall bewerkstelligt wurde ist mir ein Räthsel. Am Landungsplatze stand ein Duzend Männer in Tatarentracht. Sie maßen uns mit den Augen ohne ein Wort zu verlieren. Einige Weiber liefen herbei um mich zu betrachten. Alles, Männer, Weiber, Kinder, sah elend aus. Ich machte eine Skizze und kehrte dann, nicht unzufrieden mit mir selbst, nach dem Britischen Reiche zurück. Dort wurden meine Kuli gezählt, und siehe, es fehlte kein

theueres Haupt: das Verdienst der beiden Orderlies, wie diese mir durch Zeichen zu verstehen gaben. Nach einem kurzen auf dem Grase eingenommenen Frühstück, wurde der Dandy wieder bestiegen und der Rückweg angetreten. Warum es leugnen? Ich fühlte mich in gehobener Stimmung. Ich hatte den Fuß auf das Gebiet des Raja von Sikkim gesetzt, der ein Lehnsfürst des Kaisers von China und ein Colleague des Dalai Lama ist, und welchem, nach seiner Auffassung, das indo-britische Reich einen jährlichen Tribut entrichtet. Weit entfernt mich Cook oder Dumont d'Urville an die Seite zu stellen, hatte ich doch das Gefühl kein ganz geringes Wagniß bestanden zu haben. Hatte ich nicht riskirt, wie Dr. Hooper und sein Freund, der Commissär, in einen Käfig gesperrt und im Lande spazieren getragen zu werden? Diese schmeichelhaften Betrachtungen verkürzten den Rückweg und ließen mich den fünfständigen Contact mit meinen keuchenden und schweißtriefenden Lepcha geduldig ertragen.

Es war eben die Zeit der Abendpromenade als ich in Darjeeling ankam. Eine elegante junge Dame, welche ich mich erinnerte irgendwo, in Hyderabad oder Bangalore oder in Bombay in der Welt begegnet zu haben, ließ als sie mich sah ihren Tragessehl halten. Hier muß ich meine Schwäche bekennen. Ohne alle Einleitung, erzählte ich ihr sogleich von meinem Ausfluge. „Ich komme“, sagte ich, „vom Ranjit, und ich war am jenseitigen Ufer.“ Ich erwartete einen Ausruf des Erstaunens. „Nicht wahr“, sagte die junge Miß, „das Land ist allerliebft. Ich bin im vorigen Sommer mit meiner Mutter dort gewesen.“ Ich fiel aus den Wolken. Und Cook und d'Urville, mit denen ich mich verglich! Mögen mir ihre Manen meine Thorheit vergeben! Ich brach das Gespräch sogleich ab, vielleicht etwas zu plötzlich, und schlich mit gesenktem Haupte, mit langem Gesichte und gebrochenen Gliedmaßen, traurig und enttäuscht, nach meinem Gasthose zurück.

Der Kinchinjunga ist er, wird er sichtbar sein? Jedenfalls bietet er der wenig zahlreichen aber guten Gesellschaft in Mr. Doyle's Hotel einen unererschöpflichen Gegenstand des Gesprächs. Da der Riese einen etwas langen Namen trägt, so wird er kurzweg „Schnee“ genannt. Heute, den ganzen Morgen über hat der „Schnee“ die Güte sich bewundern zu lassen. Um Mittag bedeckt ihn eine dichte, himmelblaue Luftschichte. Der Kolosß ist verschwunden, das Firmament an seine Stelle getreten. Vergebene Mühe ihn zu suchen.

Die „Promenade“ ist heute sehr belebt. Nachdem ich sie hinabgeschritten, Government-House und seine Gärten zur Rechten lassend, betrete ich einen einsamen Pfad der zum Kirchhofe führt. Er ist das Ideal eines Camposanto. Die Gräber liegen zerstreut auf einigen Terrassen welche die Schlucht überragen in deren Tiefe mein Blick niemals zu dringen vermocht hat. Die Grabchriften erzählen fast alle dieselbe Geschichte. Eine Mutter beweint ihr Baby welches dem Klima der Ebene erlag; ein junger Civilian, ein junger Offizier, Opfer ihrer Dienstpflicht, hatten die verpestete Luft ihrer Stationen zu lange eingeathmet. Aber ich suche ein Grab und kann es nicht finden. Die Nacht überrascht mich, und ich muß von diesem elegischen Ort scheiden ohne den Zweck meiner frommen Pilgerfahrt erreicht zu haben.

Alexander Gjoma de Körös verließ Ungarn, sein Vaterland, in früher Jugend. Unbemittelt, aber von dem Drange des Wissens beseelt, durchzog er zu Fuß Syrien, Persien, Afghanistan und erreichte, auf diesem Europäern damals verschlossenen Wege, die thibetanische Provinz Ladak. Das Studium der Landessprachen war der Zweck des Reisenden. Seine Armuth entkräftete den Argwohn. Drei Jahre brachte er in Lamaserien zu, davon einen ganzen Winter, in Begleitung eines Brahminen, ohne Feuer und ohne Möbel. Einige englische Agenten des

Generalgouverneurs von Indien im Penjab entdeckten den jungen ungarischen Gelehrten und erkannten sogleich seinen Werth. Nicht ohne Mühe bewogen sie ihn eine magere Pension von 50 Rupien, etwa 100 Frs. monatlich, anzunehmen. Viel später erfuhr man daß die Hälfte dieser bescheidenen Summe für seine persönlichen Bedürfnisse hinreichte, und daß er den Rest zum Ankauf kostbarer Manuscripte verwendete, welche er als Eigenthum der indischen Regierung betrachtete. Sein Stolz, seine Selbstverleugnung, seine Verachtung für alle Bequemlichkeiten des Lebens verletzten seine englischen Freunde in Bewunderung und zuweilen in Verzweiflung, wenn es ihnen nicht gelang ihrem Schützlinge eine geringe Aushilfe aufzudringen. In dieser Weise, abgetrennt von der gesitteten Welt, fortwährend mit Entbehrungen aller Art kämpfend, anfangs auf den Umgang seines Brahminen beschränkt, später allein oder mit den Bonzen irgend-einer Lamaserie lebend, verfaßte er sein berühmtes Wörterbuch und eine Grammatik der thibetanischen Sprache. Die indische Regierung ließ diese Werke auf Staatskosten drucken und verlängerte ihm den Genuß seiner Pension. Im Jahre 1834 wurde er von der Asiatic Society in Kalkutta zum Ehrenmitgliede erwählt.

Im Jahre 1842 unternahm er eine neue Reise nach Thibet, diesmal mit der Absicht bis Lhassa vorzudringen. Diese Hauptstadt des Dalai Lama hatte damals, wenn ich nicht irre, mit Ausnahme des Abbé Huc und seines Gefährten, kein Europäer besucht. Aber es war Csoma nicht beschieden seinen Voratz auszuführen. Er verließ Kalkutta bei Beginn der heißen Jahreszeit, durchzog, wie man vermuthet, zu Fuß, die Ebene des Ganges und nahm in einer der Schluchten des Himalaja den Keim des Fiebers in sich auf welches ihn, wenige Tage nach seiner Ankunft in Darjeeling, hinwegraffte. Die Regierung ließ ihm auf dem dortigen Kirchhofe ein Grabmal errichten und es, als es in Verfall gerathen war, im vorigen Jahre durch ein neues ersetzen.

Held und Märtyrer der Wissenschaft, trug Csoma de Körös auf seinem Antlitze das göttliche Feuer das ihn verzehrte. Aber dieser mächtig modellirte Kopf saß auf einem kleinen und schwächlichen, meist ärmlich gekleideten Körper. In der gelehrten Welt von Kalkutta überlebt ihn der Ruf seines Namens. Weniger bekannt ist er dem europäischen Publikum, und nicht viele seiner Landsleute dürften wissen daß der Himalaja eine Zierde Ungarns in seinen Falten birgt.\*

Die Sonne ist kaum aufgegangen und schon erklimmen die Träger meines Dandy die Höhe von Jallapur. Noch ein letzter Blick zurück und hinauf nach dem „Schnee“ welcher in diesem Augenblick einem weißen am blauen Himmel flatternden Bande gleicht. Bald darauf wird der Bahnhof erreicht. Der Director dieser Linie erbot sich mich im Trolly nach der Station Kurseong zu fahren, wo ich Diener und Gepäck finden werde. Unser Gewicht liefert die bewegende Kraft, und, wenn das leichte Fuhrwerk, besonders an den Krümmungen, durchzugehen droht, weiß mein Führer es zu zähmen. Eine Schnelligkeit von 16 Meilen die Stunde scheint ihm das Richtige. Mit unsäglichem Behagen schlürfen wir die, in diesen frühen Morgenstunden, frische und elastische Luft des Hochgebirges. Vor uns entrollt sich die diesmal in Licht gebadete Ebene. Der Mahananda und der Tista ziehen ihre, jetzt himmelblauen, Streifen über den gelben Vorhang der zu sinken scheint in dem Maße als wir uns den Niederungen nähern.

Unweit der Station finden wir, unser harrend, Mr. Daniell und seinen Partner. Sie führen mich in ihren Theegarten. Die Pflanzung bedeckt die Seiten einer steil abfallenden Schlucht.

---

\* Nach meiner Rückkunft nach Europa sah ich eine in London bei Trübner (1885) erschienene Biographie des Gelehrten.

In der Tiefe gewahrt man das jetzt gänzlich vertrocknete Bett des Balaju. Im Westen, in unmittelbarer Nähe, erheben sich die Bergriesen von Nepal. Von hier zur Grenze werden nur 19 Meilen gezählt.

Ungeachtet eines Verbots welches den Nepalesen den Austritt aus dem Lande untersagt, beziehen die englischen Pflanzer die größte Zahl ihrer Arbeitskräfte aus Nepal. Der Mann erhält hier, in Vergleich mit seinem Vaterlande, dreifachen Lohn. Daher die periodische, sehr bedeutende, Einwanderung von Ghurka in Britisch-Sikkim. Nach der Ernte ziehen diese Leute mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurück. Wenn es nur nicht so schwierig wäre die Grenze, ungesehen zu überschreiten! Ungesehen von dem Commandanten einer kleinen Grenzfestung. Glücklicherweise, gibt es in Nepal, wie anderwärts, Mittel sich mit dem Himmel zu verständigen. Der Commandant ist ein gemüthlicher Herr. Er versteht es ein Auge zuzudrücken, aber er ist nicht blind und hat gesehen daß seine Nachbarn, die Engländer, von ihrem Boden großen Vortheil ziehen. Er hat also auch einen kleinen Theegarten gepflanzt, und die heimkehrenden Ghurka verächteln es nicht ihm während einiger Tage Frondienste zu leisten, worauf er sie in Frieden weiter ziehen läßt.

Mr. Daniell erklärte mir die, sehr einfache und praktische Methode welche sowol bei der Ernte als bei der Bereitung und Verpackung der Blätter beobachtet wird.

Der Theebau hat in Britisch-Sikkim einen bedeutenden Aufschwung genommen. Aber für den Absatz fehlt der Markt. Bisher stößt die Ausfuhr nach Thibet, wegen des Widerstandes der Lama und der obersten Behörde in Ghassa, auf unüberwindliche Hindernisse. Der thibetanische oder vielmehr chinesische Thee ist von minderer Gattung und theurer als der von den Engländern in Sikkim gebaute. Die englische Regierung hat, zu wiederholten malen auf diplomatischem Wege, versucht die von den Lama bereiteten Schwierigkeiten zu heben. Aber bisher blieben die Verhandlungen mit dem Tjungli-Namen in Peking ohne Erfolg.

Ueberhaupt ist Europäern der Zutritt nach Thibet aus Sikkim auf das strengste untersagt. Einige Abenteurer haben zwar versucht in das geheimnißvolle Land zu dringen, aber der „Botschafter“ des Raja in Darjeeling ermangelte niemals dem Befehlshaber des äußersten chinesischen Postens in den Engpässen bei guter Zeit einen nützlichen Wink zu ertheilen. Der Offizier empfing die Reisenden auf das verbindlichste und drückte ihnen sein Leidwesen darüber aus daß ihm seine Instruktionen nicht gestattet weiße Barbaren über die Grenze zu lassen. Als Beweis zeigte er ihnen einen Maueranschlag welcher ihn, im Uebertretungsfalle, mit dem Verluste seines Kopfes bedroht. Eine artige Weise den Reisenden das Schicksal anzudeuten welches sie ereilen würde, wenn es ihnen befielen die Grenze zu überschreiten. Es blieb ihnen also nichts übrig als umzukehren, und der Weg nach Lhasa ist und bleibt den Europäern verschlossen.

Auf den westlichen Grenzen herrscht einiger Verkehr, namentlich zwischen der Provinz Ladak und dem Penjab, durch das dazwischenliegende Kaschmir. Aber dieser Handel wird durch Karavanen von Asiaten unterhalten und nicht durch Europäer für welche ein Versuch einzudringen auch dort mit ernstlichen Gefahren verbunden wäre, im besten Falle mit der Unannehmlichkeit unverrichteter Dinge umzukehren.

---

Wir haben die prachtvollen Kastanienwälder welche die Anhöhen nächst Darjeeling beschatten hinter uns gelassen. In dem Maße als der Tramway herabsteigt, ersetzt die immer zunehmende Hitze die frische elastische Gebirgsluft. Gegen Abend, nach einer raschen Fahrt durch einen Salwald, läuft der Zug im Bahnhofe von Siluri ein. Hier ist die Grenze zwischen Britisch-Sikkim und Bengalen.

Am nächsten Morgen wird der Ganges überschifft. Dieser Strom ist wirklich majestätisch. Er wälzt zwar seine gelben

Fluten durch eine einförmige, unabsehbare Ebene. Dennoch geräth jedermann, bei seinem Anblick, in Entzücken. Warum? Weil man nicht nur mit dem physischen, sondern auch mit dem geistigen Auge sieht, und weil die Gedanken und Erinnerungen welche der Anblick eines Gegenstandes in uns wach ruft den Werth des letztern vermindern oder erhöhen.

Die von uns berührten Ortschaften sind Gruppen von Hütten auf kleinen isolirten Maulwurfshügeln inmitten der Ebene. Alle Häuser tragen die indische Kapuze. Es ist dasselbe Motiv welches mir über den Fenstern der Paläste in Rajputana zum ersten mal auffiel und ein wesentliches Element des hinduischen Baustils bildet. Der Palast hat es der Hütte entlehnt.\*

Um Mittag Rückkehr nach Kalkutta.

---

\* Vgl. S. 51.

## VIII.

### Bengalen.

Vom 28. März zum 9. April.

Kalkutta. — Die todte Jahreszeit. — Die Bildsäulen der großen Männer. — Pondichery. — Ceylon. — Abreise nach Australien. — Politische Uebersicht.

Kalkutta. — Die früher als gewöhnlich eingetretene Hitze hat den Beginn der todten Jahreszeit beschleunigt. Mayfair und Belgravia haben ihre Fenstervorhänge herabgelassen. Man ist oder scheint in Goodwood zu sein. Man schämt sich die Gassen zu betreten, gleichsam in flagranti gegen die Gesetze der Mode ertappt zu werden. Darum fühlt ein jeder das Bedürfniß seine Anwesenheit zu entschuldigen indem er betheuert auf der Durchreise begriffen zu sein.

In dieser Verfassung befindet sich dormalen Kalkutta. Die Stadt der Paläste schlummert, sie hält ihre Siesta. Government-House ist geschlossen, der Vicekönig nach Simla abgezogen, und mit ihm sein Hofstaat, sein „Stab“, die Chefs und Unterchefs der verschiedenen Departements. Wer nicht der Centralregierung angehört, und dem daher die Ehren und Annehmlichkeiten von Simla versagt sind, geht nach Darjeeling. Dort ist das Rendezvous des Lieutenant-Governors und der officiellen Welt der Präsidentschaft von Bengalen. Bereits leert sich Kalkutta. Nur die Gerichtshöfe — infallibil giustizia — sitzen noch. Daher ist auch mein Gastfreund ein Mann des Gesetzes.

Justice Cunningham vom Obersten Gerichtshof hat die Güte mich bei sich zu beherbergen und mit einigen noch anwesenden Notabilitäten bekannt zu machen, darunter der Statthalter der Präsidentschaft von Bengalen Mr. Rivers Thomson; der Befehlshaber der Division, General Wilkinson; Mr. Tawnay, Präsident der Universität von Kalkutta und einer der größten lebenden Kenner des Sanskrit; der katholische Erzbischof Mlgre. Goëtkan, der Chief Justice Sir Richard Garth u. a. Hier, wie in unsern Hauptstädten, bringt die todte Jahreszeit zuweilen angenehme Ueberraschungen. Man begegnet sich in kleinem Kreise. Interessante Personen an welchen man, während Monaten, in der eleganten Menge mit einem Händedruck und dem Austausch einiger banaler Phrasen vorüberging hat man jetzt Gelegenheit und Muße kennen zu lernen. Für mich waren dies allerdings ganz neue Bekanntschaften, und ich verdankte diese Begegnungen dem Zufall und der Liebenswürdigkeit meines Amphitryon. Im übrigen, abgesehen von einigen Wagen welche noch abends am Maidan auf- und niederfahren, schien die Stadt in Schlaf versunken.

Jedoch, wach oder schlafend, macht Kalkutta, von Howrah am rechten Ufer des Hugly gesehen, den Eindruck der Pracht, ich möchte sagen einer sich unbewußten, ruhigen Pracht. Ebenso wenn man das Innere betritt. Die Häuser der Functionäre und der hohen Finanz sind übrigens nicht alle palastartig, sie erinnern eher an italienische Villen, um so mehr da es nicht an Bäumen und Gärten fehlt.

Government-House sah ich nur von außen. Es ist ein weitläufiger Prachtbau im sogenannten classischen Stile, so alt wie das Jahrhundert, und trägt auch das Gepräge des Geschmacks jener Zeit. Der künstlerische Werth mag verschieden beurtheilt werden, aber niemand wird bestreiten daß der Hindu, welcher an dem imposanten Palaste vorübergeht, sich sagt: der Bewohner dieses Hauses muß ein sehr großer Herr, a very big swell, sein. In dieser Beziehung hat der Künstler jedenfalls seine Auf-

gabe gut gelöst. Ich sah noch andere monumentale Bauten: das Rathhaus, die Paläste des Rathes von Bengalen und der Justiz und einige andere.

Mir gefallen die Esplanade und die „Gärten“, der Maidan mit der aus Birmanien gebrachten Pagode, und ganz besonders die auf der Promenade errichteten Denkmale der anglo-indischen Größen. Wenn ich unter der Statue des großen Lord Lawrence vorüberfahre erkenne ich in dem schönen, leicht geneigten Kopfe von Erz die sympathischen und beweglichen Züge seiner Tochter, der Gemahlin meines Gastfreundes Mr. Cunningham. Es ist eine schöne Sitte das Andenken großer Mitbürger in Erz und Marmor zu verewigen, vorausgesetzt daß der Parteigeist der Wahl des zu Ehrenden ferne bleibt; denn man soll diese Auszeichnung nur jenen zuerkennen lassen welche sie verdienen. Und dies ist hier der Fall. Der öffentliche Spaziergang, Government-House, Town-Hall, die Kathedrale von St.-Paul sind reich an Denkmälern, Bildsäulen und Inscriptionen welche die Gründer und Pfleger des indo-britischen Reiches verherrlichen: Warren Hastings\* — die Zeit hat die Wolken zerstreut welche ihre Schatten auf diese große Gestalt geworfen hatten — Cornwallis, Wellesley, Marquis Hastings, Bentinck, Auckland, Har- dinge, Canning, Ellenborough, Elgin, die Brüder Lawrence und so viele andere. Der Cultus seiner großen Männer kennzeichnet und ehrt den Anglo-Indier und verleiht der Hauptstadt Indiens ihr eigenthümliches Gepräge: feierlich, imposant, prachtvoll und, dabei, entschieden bureaukratisch.

Kalkutta war, noch vor nicht langer Zeit, wegen seines mörderischen Klimas verrufen. Heute, dank der Austrocknung der nahen Sümpfe und dem Ueberflusse an gutem Trinkwasser, gleichfalls eine Eroberung der neuesten Zeit, gilt es für die gesündeste Stadt der Welt. Darum entflieht aber doch wer

---

\* Seine Statue trägt die Jahreszahl 1831.

immer nur kann während der heißen Monate, und in diesem Augenblicke wüthet die Cholera in den von Eingeborenen bewohnten Stadttheilen.

---

Der „*Tibre*“, von den *Messageries Maritimes*, ein guter alter Bekannter, ist überfüllt. Eine volle Ladung eleganter Griechinnen aus dem hiesigen hohen Handelsstande und, als Gegensatz, mehrere Barmherzige Schwestern. Letztere sind Französinnen und kehren von einem Kirchenfeste in Chandernagor nach ihrem Kloster in Pondichery zurück. Erstere suchen irdische Freuden und eine kühlere Atmosphäre in London und Paris.

Es herrscht vollkommene Windstille. So weit wäre der Himmel günstig. Aber wir sitzen die ganze Nacht im Hügly fest. Erst mit der Flut werden wir wieder flott. Die Miasmen des Flusses und Moskitoschwärme machen den Aufenthalt nicht angenehm. Glücklicherweise holte sich aber niemand das Fieber. In Madras machen, eben jetzt, die Blattern große Verheerungen, weshalb dort nicht angelegt wurde.

Mit Vergnügen sehe ich Pondichery zum zweiten male. Das Land und die Stadt, vom Meere betrachtet, erinnern an Madras. Nur trägt Pondichery einen französischen Anstrich. Eigentlich sieht man, vom Schiffe aus, nichts als die Kathedrale und den Palast des Gouverneurs, und, als Hintergrund, einen grünen Vorhang von Cocospalmen. Geht man an das Land, so erfreut sich das Auge an der Reinlichkeit der Gassen. Die Stadt ist klein, und wir verlassen sie alsogleich in einem *Pousse-pousse*, einem mit zwei Rädern versehenen Sessel, welchen drei Kuli vor sich herstoßen. So fahren wir, im raschen Trabe, unter schattigen Alleen, zwischen frischgrünen Reisfeldern, hier und da mit Gruppen von Cocospalmen besäet. Ihre vom Wind leicht bewegten Fächer versprechen Kühlung, aber die Luft bleibt darum doch erstickend heiß. Auch hier, wie in Madras, unter

den Laubgewölben der Avenuen, ein Gewimmel von weißen, rosenfarbigen, schwarzbraunen, letzteres heißt, mit Ausnahme des Gürtels, nackten Gestalten. Man sieht auch viele Weiber. Alles geht langsam und scheint in eifriges Gespräch vertieft; aber niemand hat Eile. Es sind geborene Spaziergänger.

Der kleine Tempel von Ventnore verdient seinen Ruf. Auf dem Rückwege wird das berühmte „Goldene Haus“ besucht. Einst der Palast eines am Hofe von Versailles in Gunst stehenden Rajas, ist es jetzt von armen Leuten bewohnt. Der Hof, im italienischen Renaissancestil des Goldenen Zeitalters, ist im kleinen der Cortile des Palastes Massimo alle Colonne in Rom. In den Gemächern schönes indisches Holzschnitzwerk, im Treppenhause prachtvolle Eisengeländer, ein Meisterstück französischer Schlosserarbeit. Im Schlafzimmer ein reich verziertes gleichfalls aus Frankreich stammendes Bett, welches aber besser in einer gewissen Kammer von Pompeji aufbewahrt würde.

Die heißesten Stunden des Tages brachte ich bei dem Gouverneur zu. Mr. Drouet sowie seine Secretäre sind von der Insel Reunion gebürtig, und die Luft, die man in dem Hause athmet ist eine französisch-creolische.

Endlich ankert der Libre vor Colombo wo ich, diesmal, das Vergnügen habe den Gouverneur von Ceylon, Sir Arthur Gordon, zu finden.

Hierauf vier Ruhetage zu Colpetti, in einem Landhause des österreichischen Viceconsuls Herrn Schulze. Rechts und links, soweit das Auge reicht, niedere Felsterrassen, mit Cocospalmen bewaldet und unablässig von einem Ocean gepeitscht der von hier bis zum Eismeer kein Land mehr bespült. Ach brächte dies Eis uns einige Kühlung! Ich habe nie eine drückendere Hitze empfunden.

Hier endigen meine indischen Reisen. Das Buch der Tausendundeine Nacht ist geschlossen. Aber die Erinnerungen werden bleiben.

Niemand wird von mir eine erschöpfende Darstellung der indischen Zustände erwarten. Eine solche Leistung, selbst wenn sie meine Kräfte nicht überstiege, würde mich jenseits der Grenzen führen welche ich mir zog. Denn, wie bereits bemerkt, verzeichne ich in diesen Blättern nur die von mir selbst, an Ort und Stelle, gemachten Wahrnehmungen. Gewiß, ich trat diese Reise nicht ganz unvorbereitet an. Indien, welches so lebhaft zur Phantasie spricht, übte von jeher auf mich einen unwiderstehlichen Reiz. Während einer langen, amtlichen Thätigkeit, im Drange der Geschäfte, und zuweilen unter schwierigen Umständen, verlor ich dies Land der Wunder nie ganz aus den Augen. Wenn Muße vorhanden war, nahm ich immer wieder mit Vergnügen meine indischen Studien auf. Und nicht nur aus Büchern wurde geschöpft sondern auch aus den mündlichen Mittheilungen anglo-indischer Beamter, Militärs, Missionare mit welchen mich der Zufall in Berührung brachte. Aber darum fühle ich mich doch nicht zu einem selbständigen Urtheil berechtigt. Ich beschränke mich daher auf eine Zusammenstellung der oft weit auseinanderlaufenden Ansichten welche die officielle Welt in Indien heute in zwei Heereslager theilt, sowie der mir von andern vertrauenswerthen Personen gemachten Mittheilungen. Am Schlusse werde ich mir sodann einige, mir angehörige, Betrachtungen erlauben.

Zwei Fragen bewegen in diesem Augenblicke die anglo-indische Welt: Afghanistan und alles was sich daran knüpft, und die im Innern, je nach den verschiedenen Anschauungen, vorzunehmenden oder zu verhindernden Reformen. Da in Betreff auf Afghanistan die endgültigen Beschlüsse in London und nicht in Kalkutta oder Simla gefaßt werden müssen, behalte ich mir die Erörterung dieses Gegenstandes für den letzten Abschnitt dieses Buches vor, in welchem ich die allgemeine Reichspolitik Englands zu besprechen gedenke.

Die Entwicklung der Autonomie der Gemeinden (local self government), der öffentliche Unterricht, die Zulassung von in

den Staatschulen erzogenen Indiern zu einer größern Anzahl von Stellen im Staatsdienste und zu höhern Aemtern, die einheimische Presse und eine äußerst wichtige Neuerung in der Criminalgesetzgebung stehen heute auf der Tagesordnung.

Hinsichtlich der Gemeindeautonomie besagt die hierauf bezügliche Entschließung des Vic Königs und seines Rathes ausdrücklich daß sie die politische Erziehung des Volkes zum Gegenstand habe. Nun bestand bereits vormalig in vielen Landgemeinden ein aus den Familienvätern oder Notabeln des Dorfes gebildeter Rath. Aber dies einheimische Institut verfiel allmählich oder wurde von der Ostindischen Compagnie gesetzlich beseitigt. Die von Lord Ripon beabsichtigten Einrichtungen sind mehr und anderes als die ehemaligen Dorfgemeinden waren. Wie mir allseitig versichert wird, ist das Princip der Wahl dem Hindu unbekannt. Jedenfalls widerstrebt er auf das entschiedenste der Wahl durch seinesgleichen. Wenn schon eine Wahl stattfinden muß, will er von seinen Vorgesetzten gewählt werden, und seine Vorgesetzten sind die Mitglieder der englischen Bureaukratie, für ihn persönlich, der Beamte seines Districts, der „Magistrate“. In den Nordwestlichen Provinzen war der Widerstand so heftig und so hartnäckig daß Lord Ripon sich dazu herbeilassen mußte, im Widerspruche mit seinem neuen Gesetze, den Gouverneur dieser Provinzen mit der Zusammensetzung der Municipalitäten zu beauftragen. Man sieht — und ich könnte noch viele andere Beweise anführen — mit welchen Schwierigkeiten bei jedem Schritte auf dieser Bahn der Neuerungen man zu kämpfen hat, und wie wenig es, im Laufe eines Jahrhunderts, gelungen ist die hinduische Denkungsart den anglo-sächsischen Anschauungen näher zu führen.

Kurz nach Dämpfung der großen Rebellion von 1857 eröffnete eine Proclamation der Königin, in einem beschränkten Maße, ihren eingeborenen Unterthanen den Eintritt in den Staatsdienst, und es wurde seither eine bedeutende Anzahl von Hindu und Mohammedanern in kleinen Aemtern, besonders im

Justizfache, angestellt. Man sagt daß unter ihnen begabte und unterrichtete Individuen nicht gänzlich fehlen, und daß man zuweilen selbst auf ausgezeichnete Männer stößt welche sich die Anschauungen des Occidents bis zu einem gewissen Grade angeeignet haben. Aber sie bilden seltene Ausnahmen. Nunmehr wird beabsichtigt die Eingeborenen in größerer Zahl und zu höhern Aemtern zuzulassen. Diese Neuerung wird von den jungen „Literaten“, besonders von den Babu in Bengalen und von der indischen Tagespresse mit Ungeßüm verlangt, und zwar als ein Recht mit Berufung auf das Princip der Gleichheit der Rassen.

Im Grunde aber überwiegt die Unterrichtsfrage alle übrigen. Bereits im Jahre 1823 lenkte Mountstuart Elphinstone, damals Gouverneur von Bombay, die Aufmerksamkeit der Centralregierung auf die Nothwendigkeit für den höhern Unterricht der Eingeborenen Fürsorge zu treffen. Ein entscheidender Schritt in dieser Richtung wurde aber erst im Jahre 1835 in Kalkutta gethan durch die Einsetzung einer Commission mit der Aufgabe einen Studienplan zu entwerfen. Den Vorsitz führte der berühmte Geschichtschreiber Mr., nachmals Lord, Macaulay. Es handelte sich hauptsächlich um Errichtung von einheimischen Collegien und Universitäten. Sogleich bildeten sich im Schoße dieser Versammlung zwei, numerisch gleiche, sich schroff gegenüberstehende Fractionen, die „orientalistische“ und die „englische“. Die „Orientalisten“ beantragten, außer einem Lehrcurse der orientalischen Litteratur, den Unterricht im Hindustani, dem Arabischen und Persischen; die „Engländer“ einen Lehrkurs der englischen Sprache und Litteratur. Ein höchst merkwürdiger Bericht des Präsidenten der Commission bestimmte den Generalgouverneur Lord Bentinck sich zu Gunsten der Vorschläge der englischen Fraction zu entscheiden. In diesem Schriftstücke, sagt Macaulay: „Wie sollten wir gestatten daß, auf Staatsunkosten, chirurgische Doctrinen gelehrt würden, welche einem englischen Hufschmied die Schamröthe in das Gesicht treiben, oder ein

astronomisches System worüber englische Schulmädchen lachen würden, oder die Geschichte von Königen welche, 30 Fuß hoch waren und während 30000 Jahren regierten, und zu deren Zeit es Seen gab in welchen Honig und Buttermilch flossen?“ Wenn mein junger mohammedanischer Freund in Bombay in dieser Commission geessen wäre, hätte er dem berühmten Präsidenten wahrscheinlich geantwortet: „Was Sie so lächerlich finden ist nur ein Symbol welches ausdrücken soll daß es große Könige gab, während deren langer Regierung Wohlstand und Ueberfluß im Lande herrschten. Ihre Spöttereien beweisen nur Ihre Unkenntniß des Geistes der orientalischen Nationen, welche Sie ebenso wenig verstehen als wir Ihre classischen Autoren verstehen werden, welche man uns in den künftigen Collegien lehren soll.“\*

Dieselben Principien kamen, in der Folge, in allen öffentlichen Lehranstalten des Reiches zur Anwendung.

In Indien theilt sich die europäische Gesellschaft in zwei Heerlager: das conservative und das liberale. Die Conservativen wollen die heutigen Zustände wahren. Viele unter ihnen zögen wol Indien vor, wie es vor fünfzig Jahren gewesen ist. Aber sie begreifen daß die großen Umgestaltungen welche sich seither, besonders seit der Rebellion 1857, vollzogen haben nicht ungeschehen gemacht werden können. Sie sind auch zu einsichtsvoll um sich zu schmeicheln daß es möglich sei zu den Zuständen der Vergangenheit zurückzukehren. Sie unterwerfen sich also dem Unvermeidlichen, sie lassen den Statusquo zu. Aber jeden Schritt vorwärts auf der, ihrer Ueberzeugung nach, schiefen Ebene betrachten sie als einen Schritt der zum Untergange der britischen Herrschaft und zugleich zum Ruin Indiens führen muß.

„Dies Reich“, sagen sie, „beruht auf dem Princip der Eroberung. Eroberte Länder können nur durch eine unbeschränkte

---

\* Bacon und Shafspeare befinden sich unter den englischen Autoren deren Studium Macaulay den Schülern der einheimischen Collegien empfahl (!).

Gewalt regiert werden. Zu jeder Zeit übten wir hier ein absolutes Regiment. Unsere Regierung stützte sich, einerseits, auf die Armee und, andererseits, auf die mehr oder weniger warme, mehr oder weniger kühle aber, mit gewissen Ausnahmen, allgemeine Zustimmung der Völker. Dies war die Ansicht unserer größten Staatsmänner, selbst solcher welche zu liberalen Anschauungen hinneigten. Sie begriffen daß die Lehrsätze ihrer Schule auf Indien keine Anwendung finden. Als Beweis kann dienen daß viele hier mit sehr vorgerückten Ansichten ankommende junge Männer, welche sich dem indischen Staatsdienst widmen, nach wenigen Jahren, durch den Augenschein belehrt, ihre mitgebrachten Doctrinen abstreifen und Conservative werden. Die (oben citirte) Entschließung Lord Ripon's ist ein Ereigniß von ungeheurer Tragweite, denn, wenn verwirklicht, muß die ganze Lage sich gründlich umgestalten. Sie hat keinen Sinn oder diesen: die Regierung faßt den Augenblick in das Auge wo sie Indien sich selbst überlassen muß. Dies wird geschehen wenn, dank der Erziehung welche wir ihnen geben, die Indier im Stande sein werden sich selbst zu regieren. Inzwischen und zu diesem Behufe, müssen sie, mittels des Unterrichts in den Collegien und mittels repräsentativer Verfassungen in den Gemeinden, für das öffentliche Leben erzogen werden. So wird die Politik Lord Ripon's von der einheimischen Presse aufgefaßt. Diese Worte, an so hoher Stelle gesprochen, verwirren das öffentliche Urtheil, erregen unter den Literaten überspannte und gefährliche Hoffnungen und untergraben das Ansehen der Regierungsorgane im Schoße der Bevölkerung.

„Ihr wollt den Gemeinden die Leitung ihrer Angelegenheiten übergeben. Bisher waren hiermit die Districtsbeamten beauftragt, deren Verdienst um dies Land von niemandem bestritten wird. Künftighin werden sie durch unwissende Bauern, welche sich nur mit ihren eigenen Interessen befassen werden, oder durch einheimische Journalisten und Advocaten ersetzt werden.

Den englischen Functionären wird ein nutzloses Recht der Beaufsichtigung gelassen werden.

„Unser Criminalgesetzbuch erfuhr im Laufe der Zeit mehrere wesentliche Umänderungen, aber Ein Princip wurde immer aufrecht erhalten, nämlich der Grundsatz daß die peinliche Gerichtsbarkeit in Beziehung auf europäisch-britische Unterthanen nur von britischen Richtern, welche Europäer sind, geübt werden dürfe. In dieser Bestimmung lag für die auf dem Lande ansässigen Weißen der einzige wirkfame Schutz gegen den landesüblichen Meineid und falsche Zeugenschaft. Aber dies Lebensprincip unserer Gesetzgebung soll nunmehr beseitigt werden. Darauf hin zielt die berühmte Albert-Bill, und daher der Schrei der Entrüstung welcher von einem Ende Indiens zum andern ertönt.\*

„In Hinsicht auf den öffentlichen Unterricht geben wir zu daß sich unter den Professoren tüchtige Gelehrte befinden, aber der Unterricht welchen wir den Eingeborenen ertheilen ist oberflächlich, das System verwerflich, das Ergebnis beklagenswerth.“

Dies sehr ungünstige Zeugniß wurde mir von vielen Seiten bestätigt. „Die Eingeborenen“, sagte man mir, „verlieren in unsern Collegien alle Begriffe von Moral. Wir nehmen ihnen ihre religiösen Ueberzeugungen ohne irgendeinen Ersatz zu bieten. Wir berauben sie der Fähigkeit zu glauben. Wir befehlen sie zu Nihilisten, zu Malcontenten und zu Feinden Englands.“

Alle katholischen Priester und die meisten protestantischen Missionare, welche ich sah, sprachen sich in diesem Sinne aus.

„Ihr seid“, sagen die Conservativen zu den Liberalen, „Utopisten. Ihr wollt ein neues Indien schaffen. Ihr wollt das Bestehende zerstören und jagt leeren Phantasiebildern nach.

---

\* In einer denkwürdigen Rede welche Lord Lytton, Lord Ripon's unmittelbarer Vorgänger, im April 1883 im Oberhause hielt, faßte dieser conservative Staatsmann die Beschwerden zusammen zu welchen die beabsichtigten Neuerungen, auf dem Gebiete der Verwaltung sowie der Criminalprocedur, Anlaß geben.

Ihr wollt eine indische Nation schaffen. Aber es hat nie eine solche gegeben. Um diesen Zweck zu erreichen müßtet ihr vorerst die Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache, der Religion, der Kasten hinwegräumen können, ihr müßtet die Schranken niederreißen welche die Zeit, während einer langen Reihe von Jahrhunderten, errichtet hat. Ihr sucht und wollt das Unmögliche.“

Hierauf erwidern die Liberalen: „Ihr seid Egoisten. Wir sind hier die privilegirte Nation. Ihr wollt diese Stellung wahren. Ihr zittert für euere Aemter und Gehalte. Ihr wollt ein System aufrecht erhalten welches den nachgeborenen Söhnen der Aristokratie und der Gentry und einigen wenigen jungen Leuten aus andern Ständen, welche gewisse Prüfungen bestanden haben, ein reichliches Auskommen sichert. Ihr wollt nicht zugeben daß Indien geschaffen wurde für die Kinder seines Bodens und nicht um von Fremdlingen ausgebeutet zu werden.

„Unserer Ansicht nach ist England, welches über einen bedeutenden Theil des menschlichen Geschlechtes herrscht, nicht nur für das materielle Wohlfsein sondern auch für den moralischen und geistigen Zustand der von ihm regierten Völker verantwortlich. Ihr Los nach allen Richtungen zu bessern ist Englands Pflicht und Beruf. Hierzulande liegt ihm ob: den Eingeborenen zu erziehen, ihn an die Selbstregierung, vorerst in der Gemeinde, zu gewöhnen, ihn als Richter in die Gerichtshallen einzuführen, ihn allmählich für die Uebernahme höherer Aemter vorzubereiten und ihm dergestalt, für die Zukunft, einen wesentlichen Antheil an der Regierung seines Landes zu sichern. Gewiß, dieser Weg führt, möglicherweise, zur Emancipation, d. h. zum Ende der englischen Herrschaft in Indien. Aber diese Rücksicht darf uns nicht beirren in der Lösung unserer Aufgabe. Auch liegt diese letzte Phase in weiter Ferne. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, könnten wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Wir können die vor einem halben Jahrhundert betretenen, anfangs langsam und mit schwankenden, seit dreißig

Jahren, mit festen Schritten stetig verfolgten Pfade nicht verlassen.“ Hierin sind alle Liberalen einig. Die Gemäßigten wollen daß man in dieser Richtung nicht allzu rasch sondern vorsichtig vorwärts schreite, die Heißsporne empfehlen den Dublirschritt. „Ja“, sagen letztere, „wir wollen eine Nation schaffen, dieselbe Nation vom Cap Comorin bis zum Fuße des Himalaja. Die Kasten sind ein Hinderniß, aber dies Hinderniß wird verschwinden in Folge der Aufklärung welche wir, durch unsern Unterricht, verbreiten. Die ersten Erfolge sind bereits sichtbar in unsern Collegien. Also, man schwäche die Bande welche die Kasten umschließen (die Radicalsten verlangen kurzweg Abschaffung der Kasten); man beseitige die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sekten, mit einem Worte, man zerbreche und verwandle in Atome diese alte, buntscheckige, der Neuerung feindliche, in Kasten, Klassen und Sekten getheilte Gesellschaft. Und nachdem wir sie in Atome verwandelt haben, wollen wir sie zu einer Nation zusammenschmelzen.

„Dies setzt aber voraus daß der eingeborene «Literat» für den höhern Staatsdienst herangezogen und der Bauer, in der Schule der autonomen Gemeinde, zur politischen Reife gebracht werde.“

Dies wäre, in kurzem, das liberale Programm. Hören wir nunmehr einige Stimmen welchen ich das Recht zugestehen muß sich vernehmen zu lassen.

Ein in den Verwaltungsgeschäften bewandeter anglo-indischer hoher Staatsdiener sagte mir:

„Ich bekenne mich zur Politik Lord Ripon's; besonders soweit es sich um die brennende Tagesfrage der localen Selbstregierung handelt. Seit fünfzig Jahren erziehen wir die Eingeborenen. Zwei Generationen sind durch unsere Schulen gegangen. Wir haben Universitäten und Collegien errichtet für den höhern Unterricht. Dennoch befindet sich die Verwaltung der Länder, von der Dorfgemeinde aufwärts zu den höchsten Stellen, in den Händen der herrschenden Klasse, d. h. Fremder. Ist

dieser Zustand auf die Länge haltbar? Ich bezweifle es. Oder vielmehr ich behaupte, es ist dies moralisch, logisch, sogar physisch unmöglich. War es gut gethan diesen Erziehungsplan anzunehmen? Ich weiß es nicht. Uebrigens handelt es sich heute nicht mehr hierum. Die Ergebnisse dieses Systems sind eine Thatfache mit welcher wir rechnen müssen. Wir können nicht zu unserm Ausgangspunkte zurückkehren. Wir können die Ideen nicht vernichten zu welchen wir seit einem halben Jahrhundert die Saat gelegt haben. Es bleibt also nichts übrig als auf demselben Wege zu verharren. Mit welchem Erfolge? Wer weiß es? Daß hiermit wirkliche Gefahr verbunden ist bin ich weit entfernt zu bestreiten. Wir können sie aber nur beschwören, oder wenigstens vermindern, indem wir versuchen eine allzu rasche Entwicklung der in den höhern Klassen keimenden Gedanken, Wünsche und Bestrebungen möglichst hintanzuhalten. Das einzige Mittel um diesen Zweck zu erreichen sind gewisse Concessionen welche sie für einige Zeit befriedigen, und, wenn Neues verlangt wird, neue Zugeständnisse. Der von den Literaten\* durch die einheimische Presse auf uns ausgeübte Druck ist unwiderstehlich. Man muß also nachgeben, aber allmählich, Schritt für Schritt. Zuerst überlasse man diesen jungen Leuten die Verwaltung, die Polizei und die richterliche Gewalt in den Districten, später in den Divisionen. Gewiß — dies als Antwort auf eine meiner Bemerkungen — gewiß, auf diesem Wege wird man vielleicht am Ende bei der Emancipation ankommen. Jedenfalls stehen uns harte Zeiten und große Umformungen bevor. Aber ich sehe kein Mittel dies zu verhüten. Wir sind entwaffnet. Wir können, vielleicht, während einiger Zeit, die Fortschritte des Uebels aufhalten — wenn was geschieht vom Uebel ist (hier erkennt man den Radicalen) — aber wir haben nicht die geringste Aussicht es zu beseitigen. Mittlerweile finden wir

---

\* Das heißt die auf den Universitäten und Staatscollegien gebildeten jungen Indier, Hindu sowol als Mohammedaner.

aufrichtige Bundesgenossen in einem große Theile der Bevölkerung, unter allen Kasten und in den verschiedensten Theilen des Landes. Man hält an der *pax britannica*, und nichts erschreckt den besonnenen und ruhigen Theil des Publikums mehr als der Gedanke daß wir Indien aufgeben könnten.“

Dies ist die Ansicht eines einsichtsvollen hochgestellten Mannes der liberalen Schule. Ueber die von ihm empfohlene Politik werde ich mir nur Eine Bemerkung erlauben. Ich weiß aus langer Erfahrung daß wer den von ihm empfohlenen Weg der Zugeständnisse betritt, sicher sein kann in den Graben zu fallen den er vermeiden will, daß er aber nicht sicher ist daß es ihm gelingen werde den Sturz zu verzögern.

Aber sind diese jungen Literaten wirklich so unwiderstehliche Wesen? Hören wir hierüber einen andern Zeugen, gleichfalls der liberalen Richtung angehörig, aber dessen Urtheil für mich von besonderm Gewichte ist:

„Vor unserer Ankunft und während der ersten Jahrzehnte unserer Herrschaft, waren die Bevölkerungen Indiens ein träger, apathischer Körper, zugänglich plötzlichen Anfällen panischen Schreckens und behaftet mit Krankheiten und Uebeln aller Art, die natürliche Folge der Einfälle fremder Eroberer und der häufigen Kriege zwischen einheimischen Tyrannen. Wir brachten Indien die Wohlthaten eines tiefen Friedens, zugleich aber auch die Keime einer Bewegung welche eben erst fühlbar wird aber deren letzter Ausgang sich jeder Berechnung entzieht. Dieser Koloß, dank unserer Dazwischenkunft, beginnt sich zu regen, langsam, schwerfällig, etwa wie ein großes Schiff welches sich, mit Hülfe des Dampfes, langsam von seinem Ankerplatz entfernt.

„Diese Bewegung hat die Massen noch nicht ergriffen. Die Massen sind träge. Aber unter der in unsern Collegien erzogenen Jugend haben wir Ideen verbreitet von welchen sie, vordem, keine Ahnung hatten. Das Studium unserer Sprache und unserer Autoren bringt sie auf neue Gedanken und erregt früher ungeahnte Wünsche. Sie träumen von nationaler Freiheit, ob-

gleich die indische Nation erst geschaffen werden müßte; sie begnügen sich nicht mehr mit den durch eine weise und gerechte Administration im Lande verbreiteten Wohlthaten; sie verlangen mit steigendem Ungestüm zwei Dinge: politische Gleichheit und Antheil an der Leitung der Angelegenheiten des Landes.

„Dies sind wichtige und unleugbare Thatfachen, gegen welche es nutzlos und gefährlich wäre die Augen zu schließen, um so mehr als sie unser Werk sind. War was wir thaten wohlgethan oder war es vom Uebel? Ich weiß es nicht, doch denke ich wir konnten nicht anders handeln. Aber wer Ihnen gesagt hat daß die Regierung entwaffnet ist gegenüber der vom Thatendrange, und besonders von dem Drange nach Staatsanstellungen, besetzten Jugend täuscht sich vollkommen. Die Regierung besitzt hinlängliche Mittel um den Umtrieben der einheimischen Progressisten augenblicklich ein Ende zu machen. Diese Umtriebe könnten nur gefährlich werden im Falle großer europäischer Verwickelungen und großer Mißerfolge der britischen Waffen.

„Man sucht eine größere Anzahl einheimischer Literaten zu den Staatsämtern zugelassen zu werden. Den Babu ein einfaches Nein entgegenzusetzen ist, nicht weil es uns hierzu an der physischen Kraft fehlte, aber aus moralischen Gründen, unmöglich. Ich möchte hinzufügen, es ist logisch unmöglich. Man muß sich aber klar werden über das Maß der möglichen Zugeständnisse. Unsere Territorien sind in Districte getheilt, deren jeder von einem «Collector» oder «Magistrat» verwaltet wird. Sechs Districte bilden eine Division an deren Spitze der «Commissioner» steht, und sämtliche Divisionen die Provinz deren oberste Verwaltung der Gouverneur leitet.\* Man könnte damit

---

\* Der Vicekönig (so betitelt seit der Auflösung der Ostindischen Compagnie) und Generalgouverneur von Indien hat unter seinem Befehl 1) die von der Königin ernannten Gouverneure von Madras und Bombay; 2) die von ihm, dem Vicekönig, ernannten Lieutenants-Gouver-

beginnen, jedoch nur versuchsweise, daß die Verwaltung von Districten einheimischen Beamten anvertraut würde. Weiter sollte man aber nicht gehen.“

„Und wem soll“, frug ich, „die Leitung der Districte übergeben werden? Den größern Grundbesitzern des Districts? Aber wenn sich deren keine finden welche geneigt oder befähigt sind dies Amt zu übernehmen, werden Sie dann nicht genöthigt sein den Districtsverwalter in der sogenannten Intelligenz, unter den Babu zu suchen? In diesem Falle säen Sie Wind, und werden Sturm ernten.“

„Gewiß“, war die Antwort, „wäre es besser an die Spitze der Districte Männer zu stellen welche durch ihren Besitz einige Bürgschaft böten. Uebrigens ist zur Befürchtung daß wir uns zu immer größern Zugeständnissen drängen lassen könnten kein Grund vorhanden; denn, wenn es in Indien überhaupt eine öffentliche Meinung gibt welche diesen Namen verdient, so ist sie entschieden conservativ und jeder Neuerung abhold. Zu diesen Gesinnungen bekennen sich die wohlhabenden Zemindare am Lande und die reichen Bankiers in den Städten offen und ohne allen Rückhalt.“

Was den öffentlichen Unterricht anbelangt, behauptet derselbe Staatsmann daß, bei dem religiösen Geiste der alle Klassen durchdringt und bei den vielen Sekten in welche das Volk getheilt ist, die Regierung, soweit es sich um Fragen der Religion handelt, eine vollkommene Neutralität bewahren muß. „Alles in allem, wandelt die Regierung den richtigen Weg; nur darf sie nicht zu rasch vorwärts gehen; besser wäre vielleicht sogar den Radschuh etwas einzulegen.“

„Die trüben Ahnungen der Conservativen scheinen mir nicht gerechtfertigt. Wenn wir fortfahren unsere Fahne hoch zu tragen,

---

neure von Bengalen, von den Nordwestlichen Provinzen und vom Penjab, sodann den Obercommissär der Centralprovinzen; 3) die gleichfalls von ihm bestellten diplomatischen Agenten, d. h. die Residenten bei den Lehnsfürsten.

wenn wir unablässig und laut verkünden daß unser Besitztitel ein rechtmäßiger, und daß wir fest entschlossen sind auf diesem Rechtsboden zu verharren, so verlieren die knabenhaften Bestrebungen und Wünsche der in unsern Collegien erzogenen Indier ihre Schrecken.“

Um diese Schilderung der liberalen Meinung zu vervollständigen lasse ich hier einen andern hochgestellten Mann derselben Gesinnung sprechen:

„Es sind fünfzig Jahre verflossen seit der gegenwärtig noch befolgte Schulplan in das Leben trat. Ich will nicht untersuchen ob er gut oder schlecht ist. Ich gebe sogar seine bedenklichen und gefährlichen Seiten zu. Aber wäre ich im Jahre 1835 Mitglied der Commission Macaulay's gewesen so würde ich meine Zustimmung gegeben haben. Uebrigens, heute befinden wir uns einer vollzogenen Thatsache gegenüber. Die Gouverneure, wie ihre Untergebenen, sind nicht berufen den vorgezeichneten Weg zu verlassen, sondern sie müssen die bestehenden Gesetze in Anwendung bringen in der ihnen am besten scheinenden Weise. Es wird behauptet der der einheimischen Jugend ertheilte Unterricht erzeuge Unzufriedenheit und gefährliche Bestrebungen, untergrabe und gefährde die englische Herrschaft. Die Wahrheit aber ist daß unsere Macht heute fester wurzelt als dies vor fünfzig Jahren der Fall war.“

„Infolge oder ungeachtet des Unterrichts?“ frug ich.

„Vielleicht ungeachtet des von uns angenommenen Systems. Ich gebe dies zu oder, vielmehr, ich gebe es nicht zu, und zwar aus diesen Gründen: Je mehr die öffentliche Bildung sich verbreitet, je allgemeiner wird die Ueberzeugung werden daß die englische Herrschaft eine Wohlthat für Indien ist. Hier, als Beispiel, zwei Thatsachen die ich verbürgen kann. Ein in Benares lebender Hindu, einer der Procereß der Gegend und ein uns offenkundig wenig geneigter Mann, sagte unlängst zu einem Freunde: — Weißt du was geschähe wenn die Engländer abzögen? Stelle dir vor daß wir in unsern Thiergärten die Käfige

der wilden Bestien öffnieten. In wenigen Augenblicken würden sie uns zerreißen und sich selbst gefressen haben, und nichts bliebe übrig als ein Tiger mit blutigem Rachen, und dieser Tiger wäre ein Mohammedaner.

„Meine zweite Geschichte. Die Handlung spielt im äußersten Süden. Zwei Hindu von hoher Kaste besprechen die Zustände Indiens. Der eine sagt: — Die Engländer sind noch unentbehrlich, aber je mehr sich unter uns die Bildung verbreitet, je mehr werden wir in den Stand gesetzt uns selbst zu regieren. In einiger Zeit werden wir hinter ihnen nicht mehr zurückstehen. Dann können sie gehen. — Du täuschest dich, entgegnet der Freund. Es ist als ob du sagtest, mein Bruder ist um zwei Jahre älter als ich. Also werde ich in drei Jahren älter als er sein.

„Die Gefahr liegt nicht im Unterricht sondern in der Richtung welche man ihm gibt. Statt Literaten heranzubilden die nur den Eintritt in besoldete Aemter im Auge haben, sollte man den jungen Leuten eine technische Erziehung geben. Wir könnten aus ihnen gute Ingenieure, gute Förster und Landwirthe machen. Viele gute Advocaten sind bereits aus unsern Schulen hervorgegangen.

„Man behauptet das Dasein einer fremden Herrschaft verletze das Nationalgefühl. Man vergißt ganz daß der bei weitem größte Theil Indiens stets fremden Herrschern gehorchte, daß es nie eine indische Nation gab sondern mehrere Nationen welche, durch Abstammung, Glauben, Traditionen und Sitten getrennt, nur den Haß der einen gegen die andern unter sich gemein haben.“

Die, gänzlich freie, einheimische Presse ist nur eine Folge und ein Corollar des bestehenden Unterrichtswesens. Macaulay fand daß sie mehr Gutes als Uebels thue. Diese Ansicht wird von den heutigen Functionären, selbst von den liberalsten, in keiner Weise getheilt. Eine freie Presse setzt eine, in Indien nicht bestehende, öffentliche Meinung voraus welche, obgleich

zum Theil durch die Presse gebildet, doch im Stande ist letztere in gewissen Schranken zu erhalten und von gewissen Verirrungen abzuhalten. Ueberdies ist Preßfreiheit eine Anomalie in einem Staate der keine parlamentarische Verfassung besitzt und von einer, den Vorgesetzten und nicht dem Lande verantwortlichen, Bureaukratie regiert wird. Im allgemeinen wird den einheimischen Blättern wenig Gutes nachgerühmt. Eine ungezügelte Sprache, Verwirrung in den Ideen, fabelhafte Unkenntniß des besprochenen Gegenstandes kennzeichnen den einheimischen Journalismus. Man beschuldigt ihn auch durch Einschüchterung Geld zu erpressen. Reiche Zemindare, deren Gewissen nicht ganz rein, sind eine ergiebige Erwerbsquelle, und das sogenannte hush money bildet die Haupteinnahme der gelesenen Zeitungen. In der anglo-indischen Welt spricht sich die öffentliche Meinung laut gegen diese Mißbräuche aus, und man würde solchen Aergernissen längst ein Ende gemacht haben, ohne die dem Engländer angeborene Abneigung gegen die Censur, und weil namentlich die Männer der liberalen Schule das Princip der Preßfreiheit nicht antasten wollen. Gleich bei seinem Amtsantritte hatte Lord Lytton, durch einen im Conseil gefaßten Beschluß, den schreiendsten Mißbräuchen der Tagespresse zu steuern gesucht. Aber dies Gesetz wurde durch seinen Nachfolger, Lord Ripon, alsbald wieder außer Kraft gesetzt.

Ueber Cines herrscht vollkommene Uebereinstimmung, nämlich über den übeln Einfluß der Presse auf alle welche lesen können. Nirgends ist dies fühlbarer als in Bengalen und in den Nordwestlichen Provinzen. Aber nirgends berührt sie die Massen. Am wenigsten im Süden.

Indien ist ein ungeheures Gebiet, und die Eingeborenen der verschiedenen Theile desselben erfreuen sich nicht alle derselben Begabung aber, im allgemeinen, gelten sie für ausgerüstet mit nicht unbedeutenden Fähigkeiten. Man erkennt ihnen Gedächtniß zu, eine große Geschicklichkeit im Nachahmen, und eine seltene Leichtigkeit verwickelte Fragen zu analysiren und mit Klarheit dar-

zustellen. Aber ihr Geist ist oberflächlich und ohne alle Originalität. Man findet bei ihnen nicht selten dialektische Fertigkeit, daher auch so viele sich mit Erfolg dem Advocatenstande widmen; wie denn überhaupt der Hindu von Natur processüchtig ist. Die Regierung und die Universitäten werden beschuldigt diesem angeborenen Hang einen ungebührlichen Vorschub zu leisten durch die zu häufige Verleihung der für die Advocatur erforderlichen Grade. Aber je mehr Advocaten, je mehr Prozesse und je mehr zu Grunde gerichtete Bauern.

Was ist nun die Stimmung der Eingeborenen mit Beziehung auf die englischen Gebieter? Diese Frage hörte ich oft aufwerfen und erörtern in den officiellen Palästen, unter dem Zelte meiner neuen militärischen Freunde, im Bungalow des Theepflanzers, im bescheidenen Priesterhause des Missionars.

Um diese Frage zu beantworten, sagte man mir, ist es nöthig zwischen dem Hindu und dem Mohammedaner zu unterscheiden und so auch zwischen dem Norden und dem Süden der Halbinsel.

Die Mohammedaner besuchen, in der Regel, die Collegien und Universitäten nur in sehr geringer Anzahl\*, demungeachtet gewinnen sie fortwährend an Bedeutung. Der Hindu, welcher zum Islamismus übertritt, verliert seine Kaste, wird aber von den Mohammedanern auf dem Fuße der Gleichheit aufgenommen. Die Moschee steht ihm offen. Er breitet dort, wo es ihm beliebt, seinen kleinen Teppich aus und verrichtet sein Gebet zur Seite der größten Herren. Der Reiz der Gleichheit hat schon manchen Hindu zum Muselman gemacht.

---

\* Ich citire ein Beispiel: Die Madrasa oder das mohammedanische Collegium in Kalkutta, gegründet 1781, zählt allerdings im Jahre 1873, 528 Jüglinge. Aber von den Kindern und jungen Leuten welche die Primarschulen der Präsidentschaft von Bengalen besuchen sind 47,7 Proc. Hindu, 13,5 Proc. Christen und nur 2,6 Proc. Muselmanen. Der Rest gehört verschiedenen Sekten an. Im Collegium von Madras fehlen die Mohammedaner gänzlich.

Der Mohammedaner hat das Bewußtsein einem ungeheuern religiösen Gemeinwesen anzugehören welches sich aus dem Herzen Indiens bis an die Dardanellen erstreckt, und dessen Angehörige sich in Peking und im Innern von Afrika begegnen. Es besteht aus den verschiedensten Nationen, vereinigt untereinander durch die Erinnerung an eine große und glorreiche Vergangenheit. Die Hindu zerfallen in zahlreiche Stämme, Kasten und Sekten zwischen welchen fortwährende Feindseligkeit herrscht. Die Dogmen der Mohammedaner faßt ein kurzer Satz zusammen: es ist ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. Der Olymp der Hindu zeigt ein Chaos von Göttern, von Untergöttern, von Heiligen, von Götzen, von Fleischwerdungen und Seelenwanderungen, von hindischen Fabeln, alles durchströmt und belebt durch einen pantheistischen Gedanken welcher die Grundlage der Hindudoctrinen bildet. „Glauben Sie nicht“, sagte mir ein feiner Beobachter und Kenner der indischen Welt und welcher, insbesondere, die religiösen Zustände zum Gegenstande seiner Forschungen gewählt hat — „glauben Sie nicht daß wir den Pantheismus dem Hindu eingimpft haben. Der Hindu kommt zur Welt, lebt und stirbt als Pantheist, der gemeine Mann ohne es zu ahnen, der, in seiner Weise, Gebildete mit vollkommenem Bewußtsein.

„Die Muselmanen, wenigstens im Penjab und im eigentlichen Hindustan\* lieben uns nicht, weil sie glauben daß wir das mongolische Kaiserreich zerstört haben, was ein Irrthum ist. Nicht wir, die Maharatten und die Sikh haben die Dynastie Timur's gestürzt. Uns erübrigte nur den entseelten Leichnam zur Erde zu bestatten und die Erbschaft einzuziehen.“

Dies ist Indien, geschildert von jenen die es regieren. Die Verschiedenheit der Urtheile entspricht den verschiedenen Anschauungen der von mir vernommenen Zeugen. Hier muß noch die Thatfache hervorgehoben werden daß die Conservativen in der

\* Die Nordhälfte Indiens.

officiellen Welt, mit Inbegriff der Richter, die ungeheurere Majorität bilden, und daß die nicht officiellen Residenten, englische Pflanzer und Kaufleute, sammt und sonders sich zu diesen Ansichten auf das entschiedenste bekennen. Aber wenn die Liberalen, numerisch, nur eine sehr kleine Minorität ausmachen, so zählen sie zu den Ihrigen den Vicekönig Lord Ripon und einige der ausgezeichnetsten und zugleich höchstgestellten Staatsdiener. Wir haben hier Stimmen aus beiden Lagern vernommen: conservative und liberale, und auch eine der vorgerückten Fraction letzterer angehörige. Aber man muß nicht glauben daß wirkliche Radicale gänzlich fehlen. Man findet deren besonders im Lehrkörper, allerdings neben Männern welche hohe Gelehrsamkeit mit streng conservativen Ueberzeugungen verbinden. Ich selbst habe einige dieser jungen Radicale begegnet. Sie gehen von dem Grundsatz aus, das Ideal einer gesunden Politik sei die Zerstückelung des britischen Reiches, insbesondere das Aufgeben Indiens. Um England zu retten muß man es zuerst zerstören. Diese Professoren, vortreffliche junge Leute, aufrichtig und ehrlich an ihren Doctrinen hängend, alle aufgewachsen in einer Schule welche, in jüngster Zeit, in England an Bedeutung zu verlieren scheint, sind an und für sich nicht sehr gefährliche Individuen. Nicht einmal ihre Berührungen mit den einheimischen Notabeln, bei denen sie höchstens dem Lächeln des Unglaubens oder der Geringschätzung begegnen, können zu ernstern Bedenken Anlaß geben. Aber sie sind es welche die Jugend unterrichten und erziehen, welche den Babu heranbilden, mit Einem Worte welche den Teig schaffen aus welchem man die Functionäre der Zukunft zu kneten gedenkt, die Männer welche einst Indien regieren sollen, in Gemeinschaft mit den Engländern oder — ohne sie.

Ein eigenthümliches Schauspiel! Vielleicht einzig in seiner Art. Ein ungeheurer Verwaltungskörper, gezwungen Principien zu huldigen welche die überwiegende Majorität seiner Glieder mit Entrüstung von sich weist. Und dies Schauspiel ge-

währt Indien in diesem Augenblicke. Es wäre sehr leicht Beweisgründe für und gegen beide Theile anzuführen. Ich verzichte hierauf, weil dies zu einer weitern Erörterung führen würde zu welcher ich mich nicht berufen und auch nicht befähigt fühle. Die einen wollen Stabilität, und da sie, wenigstens die Einsichtsvollern, die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches erkennen, da sie überdies von der Ansicht ausgehen daß die menschliche Natur zum Uebel neige, so betrachten sie die dem Eingeborenen gestattete oder verheißene Freiheit als eine Gefahr und öffentliche Calamität, und überlassen sich den schwärzesten Ahnungen. Ihre Gegner, ohne sich zu täuschen über die Gefahren welche sie selbst hervorriefen und welche mit jedem Tage näher treten, sind voll Vertrauensseligkeit, weil sie den Sieg des Guten nicht bezweifeln. Dieser edelmüthige Glaube an die Menschheit gereicht der liberalen Schule zum Ruhme und ist zugleich eine ihrer schwachen Seiten.

Der Kritik erschließt sich hier ein weites Feld, und sie wäre sogar überaus leicht, wenn man absehen könnte von der Lage welche die Macht der Dinge England in Indien bereitet hat.

Könnte die englische Nation, eine Nation zusammengesetzt aus Christen und Philanthropen, und von Natur aus, mehr als irgendeine andere, geneigt das Menschengeschlecht mit den ihr nützlich scheinenden Ideen zu beglücken; auch, mit vollem Rechte, durchdrungen von dem Gefühl der Verantwortlichkeit welche ihr die Herrschaft über 250 Millionen menschlicher Wesen auferlegte — konnte diese Nation sich darauf beschränken das materielle Wohl dieser Völker zu fördern, im übrigen aber die Augen zu schließen gegen ihre moralischen Bedürfnisse, gegen die Mißbräuche, die Laster, den Aberglauben welche sie in dieser alten Gesellschaft fand? Offenbar, war dies unmöglich.

Aber dann, was thun? Hier beginnen die Schwierigkeiten. Was thaten andere christliche Nationen, in andern Zeiten, unter ähnlichen Umständen? Ich meine hier die Spanier und Portugiesen, die großen Colonisatoren des 16. Jahrhunderts.

Zu jener Zeit überwog das religiöse Interesse alle übrigen. Der christliche Fürst glaubte sich, Gott gegenüber, verantwortlich für das Seelenheil seiner Unterthanen. Gab es unter ihnen Heiden, so war es seine Pflicht sie, durch Ueberredung oder mit Gewalt, in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Zur Zeit der Reformation und bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, sowol in katholischen als protestantischen Ländern, gelangte ein analoges Princip zur Anwendung. Man bezeichnete es mit den Worten: *Cujus regio, ejus religio*, d. h. der Unterthan bekennt sich zur Religion des Landesfürsten oder verläßt seine Staaten.

Dies erklärt, hier von den beiden Amerika und von Indien sprechend, die spanische und portugiesische Politik jener Zeit. Die Statthalter ließen die einheimischen Heiden einfach taufen. Sie machten sie zu Christen. Die so Getauften waren vielleicht nur dem Namen nach Christen, ihre Kinder wurden wirkliche, und bis auf den heutigen Tag, durch alle Veränderungen welche die Zeit mit sich brachte, sind diese Bevölkerungen christlich geblieben. Und da das Christenthum, niemand bestreitet es, einen Keim und, nach der Meinung vieler, den befruchtendsten Keim der Civilisation in sich schließt, unterscheiden sich die, in solcher Weise verchristlichten Bevölkerungen von ihren heidnisch gebliebenen Landsleuten noch heute durch einen höhern Grad von Civilisation. Man vergleiche, zum Beispiel, die Goanesen mit ihren Nachbarn den Maharatten, die Indier der ehemaligen spanischen Colonien in Amerika mit den Rothhäuten in den Vereinigten Staaten, und man wird sehen welcher Abgrund die Heiden von den Christen trennt. Und doch gehören oft beide demselben Volksstamme an.

Aber dies Mittel der Civilisation fehlt dem modernen Staat welcher keine Staats- oder Nationalreligion kennt, welcher in der christlichen Religion nicht das höchste Gut der Menschheit sieht und welcher daher verpflichtet ist die Gewissensfreiheit eines jeden einzelnen zu achten. Der moderne Staat läßt niemand taufen aber er gibt jedermann den Unterricht und die Erziehung. Der

öffentliche Unterricht ist das höchste Gut geworden welches wir berechtigt sind vom Staate zu verlangen und welches der Staat verpflichtet ist uns aufzudringen, selbst wenn wir es nicht verlangen. Jeder Staatsbürger muß zum Unterhalt der Staatsschulen beitragen, ob er von ihnen Gebrauch mache oder nicht, und in den Ländern wo der Primarunterricht obligatorisch ist muß der Familienvater, gleichviel ob es ihm genehm ist oder nicht, seine Kinder in die Staatsschule schicken, will er nicht in die gesetzliche Strafe verfallen: *Cujus regio, ejus religio*.

Ich constatire Thatsachen, ich beurtheile sie nicht.

Hierzu kommt daß, im modernen Staate, außer in Fällen wo man, mittels einer wohlthätigen Inconsequenz, auf halbem Wege stehen bleibt, die Schule undenominational, bekenntnißlos, sein muß: der religiöse Unterricht ist ausgeschlossen. Der Vicekönig von Indien kann nicht mittels eines Order in council eine allgemeine Taufe anordnen, und wenn er es könnte wäre die Wahl zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen keine leichte, da der Staat, welchen er vertritt, sich zu keiner von ihnen bekennt.\* Was er thun kann und thut, was jedes seiner Organe stets, unter allen Umständen, offenkundig und unparteiisch thut, ist die Gewährung voller Freiheit zur Ausübung des Apostolats durch die Missionare sämtlicher christlicher Religionsgenossenschaften. Ich kann diese Thatsache bezeugen, weil sie mir, soweit es sich um Katholiken handelt, von allen Bischöfen, apostolischen Vicaren, Pfarrern und Missionaren welche ich in fast allen Theilen des Continents sah mit voller Einstimmigkeit bestätigt wurde. Aber das Werk der auf sich selbst angewiesenen Missionare macht, wie ich hier beiläufig bemerke, nur sehr

---

\* Die Kirche von England hat im Staate ihre officiële, legale und privilegirte Stellung bewahrt, aber, in Folge der natürlichen Entwicklung des Protestantismus, welcher auf dem Princip des freien Urtheils der individuellen Vernunft beruht, kann keine protestantische Körperschaft oder Kirche, in Sachen des Glaubens und der Doctrin, irgendeine Autorität ausüben.

langsame Fortschritte, und die Zahl der Neubekehrten verschwindet in der Masse der Hindu und Mohammedaner.

In den Staatschulen ist also der religiöse Unterricht ausgeschlossen, obwol es auf dem Erdenrunde keine religiösern Völker gibt als die welche die Halbinsel des Ganges bewohnen. Da es nicht gestattet ist in den Collegien das Evangelium zu lehren, so hält man sich an gewisse philosophische Allgemeinheiten, und, außer den sogenannten nützlichen Kenntnissen, tradirt man den jungen Babu, wir haben gesehen mit welchem Erfolge, die englischen Classiker.

Aber konnte das Programm der „Orientalisten“ angenommen werden? Kann man sich vorstellen wie englische Gelehrte Vorträge halten über die heiligen Schriften der Wedda und sich mit der Exegeße des Korans befassen? Oder konnten sie, ohne gleich beim ersten Schritte auf die unübersteigliche Schranke des logischen Widersinnes zu stoßen, die Literatur jener Länder ihres religiösen Elementes entkleiden welches ja die Wesenheit der Poesie, der Gelehrsamkeit und des täglichen Lebens dieser Völker ausmacht? Sollten sie sich zu Richtern aufwerfen zwischen Wischnuiten und Sivaisten, Sunniten und Schiiten? Die Antwort kann nur Eine sein. Es blieb also nichts übrig als zu thun was man that, aber, vielleicht, konnte man es in anderer Weise thun.

Gibt es eine öffentliche Meinung in Indien? Es wird behauptet nein. Indeß niemand bestreitet daß die in den Staatscollegien gebildeten Literaten, in den letztern Jahren, sehr vorlaut geworden sind, daß sie ihre Forderungen immer höher spannen, und daß sie namentlich die Regierungsacte einer scharfen Kritik unterziehen. Wenn es wahr ist daß die oberste Behörde in Kalkutta dies Gebaren begünstigt, so würde ich dies, wäre ich ein Engländer, aufrichtig bedauern. Aber von diesen Babu ist ja gar nichts zu besorgen. So wird mir von liberaler Seite gesagt. Nur in kritischen Zeiten, etwa wenn England in einem europäischen Kriege schwere Niederlagen erlitte, nur dann könn-

ten sie gefährlich werden. Nun, diese Beweisführung scheint mir sehr schwach. Das Leben der Nationen, wie der Individuen, ist eine Reihe von Erfolgen und Misserfolgen, und es können Ereignisse eintreten welche dem Babu eine größere Bedeutung verleihen dürften als man ihm jetzt zugestehen will.

Die einsichtsvollen Männer der höhern Klassen, zu welchen natürlich die unruhigen Babu nicht zählen, würdigen die materiellen Wohlthaten welche das Land der britischen Regierung verdankt. Das Volk, eine träge Masse, ist nur auf den Erwerb seines Lebensunterhaltes bedacht. Man unterscheidet zwischen Mohammedanern und Hindu. Erstere gravitiren um einen, außerhalb Indien, gelegenen Mittelpunkt. Die Welt des Hindu ist seine Halbinsel. Daher die Beziehungen mit letztern einfacher und leichter sind als mit den Mohammedanern. Aber Hindu sowol als Mohammedaner sind, mit zwei Ausnahmen, England geneigt oder gleichgültig. Feindselig oder wenigstens entschieden abgeneigt sind die Bewohner von Delhi und anderer Städte welche einst unter der unmittelbaren Herrschaft der mongolischen Kaiser standen, und von den Hindu, die Maharatten. Die Zerstörung dieser beiden Reiche zum Vortheile Englands liegt noch zu nahe um bereits vergessen zu sein. Die Zeit wird hier das Ihrige thun. Zwischen Muselmanen und Hindu herrscht wenig Sympathie. Nichts fürchten die Hindu mehr als die Wiederkehr der mohammedanischen Herrschaft.

Die Lehnsfürsten haben aufgehört zu Besorgnissen Anlaß zu geben: die großen weil sie glauben daß die Regierung der Königin das System der Annexionen aufrichtig aufgegeben hat; die kleinen weil sie in den Engländern ihre Beschützer gegen etwaige Annexionsgelüste der großen Lehnsfürsten erkennen.

Ich höre sehr viel reden von der neuen erst zu bildenden, indischen Nation. Mittlerweile sieht man nur ein Agglomerat von Millionen menschlicher Wesen welche getrennt sind durch die Verschiedenheit des Blutes, des religiösen Glaubens, der Kasten, der Gebräuche und Traditionen, deren Ursprung sich im

Dunkel der Vorzeit verliert. Wird diese neue Nation zu Stande kommen und wann? Dies ist eine jener Fragen welche vor das Forum der Moralisten und Philosophen gehört, welche sich aber der Sphäre des Staatsmanns entziehen, weil er sich mit der Gegenwart und nur einer beschränkten Zukunft zu beschäftigen hat. Wenn diese Nation gebildet ist, dann wird es an der Zeit sein ihr die Leitung ihrer eigenen Geschichte zu überantworten. Eine solche Sprache, gehalten an einem hohen Orte, hoch genug um die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen und mithin von jedermann gehört zu werden, scheint mir eine wirkliche und nicht geringe Gefahr in sich zu schließen. Die Folge-  
 rungen welche die Literaten und die einheimischen Zeitungen daraus ziehen liefern hierfür einen Beleg. Sie behaupten, die indische Nation sei gemacht. Die Engländer sollen also gehen.

In materieller Beziehung war Indien nie so blühend wie dormalen. Das Aussehen der meist gut gekleideten Menschen, ihrer gut gehaltenen Dörfer und Häuser, der gut bebauten Felder, scheint es zu beweisen. In ihrer Haltung nichts Sklavisches; im Umgange mit den englischen Gebiethern ein gewisser Freimuth und die Ungezwungenheit von Leuten welche sich selbst achten; keine Spur von der knechtischen Unterwürfigkeit welche den Neuankommenden in andern Ländern des Orients so unangenehm berührt. Ich kann nicht den Einheimischen von heute vergleichen mit dem was er war vor fünfzig oder dreißig Jahren; aber ich konnte einen Vergleich anstellen zwischen den Bevölkerungen der von britischen Beamten verwalteten Provinzen mit Unterthanen der Lehnsfürsten. Wir haben, zum Beispiel, die Grenze von Hyderabad überschritten. Der Himmel, der Boden, die Rasse sind dieselben geblieben, aber in allem Uebrigen ist der Unterschied im höchsten Grade auffallend und der Vergleich für den Staat des Nizam höchst ungünstig.

Zwischen den Regierungsorganen vom Civil sowol als aus dem Militärstande und dem Volke bestehen die besten Beziehungen. Als Beispiel, wie tief das britische Ansehen im

Volke wurzelt, sei hier nur erwähnt, daß auf der ganzen Halbinsel der Eingeborene der einen Proceß führt, insbesondere in Criminalfällen, einen englischen Magistrat dem einheimischen Richter vorzieht.

In Vorstehendem habe ich getreu und gewissenhaft die Auskünfte zusammengestellt welche ich an Ort und Stelle, in den glaubwürdigsten Quellen, zu schöpfen Gelegenheit fand. Ich verhehlte keine der schwachen Seiten dieser ungeheuern Verwaltungsmaschine, soweit sie von mir bemerkt wurden, ich verschwieg keine der Klagen welche von achtbaren und das Land kennenden Männern gegen die Regierung erhoben werden. Aber selbst wenn man sich auf den Standpunkt des Pessimisten, der nicht der meine ist, stellte, so könnte man nicht leugnen daß Britisch-Indien heute ein Schauspiel bietet welches ohnegleichen ist in der Geschichte der Welt. Was gewahren wir? Anstatt der periodischen wenn nicht ununterbrochenen Kriege, tiefen Frieden im ganzen Reiche; an der Stelle der Erpressungen goldgieriger und grausamer Häuptlinge, sehr mäßige Auflagen welche hinter den auf den Gebieten der Lehnsfürsten erhobenen Steuern weit zurückstehen; die Willkür ersetzt durch die Gerechtigkeit welche für jedermann dieselbe ist, künstliche Tribunale durch unbescholtene Richter, deren Beispiel bereits auf die Rechtsbegriffe der Massen wirkt; keine Pindarri mehr, keine bewaffneten Räuberbanden; vollkommene Sicherheit in den Städten und auf dem Lande, auf den großen Heerstraßen und kleinen Nebenwegen; und, mit einigen durch die Gebote der Sittlichkeit erheischten Beschränkungen, volle Achtung des religiösen Glaubens, der Ausübung des Gottesdienstes und der bestehenden Sitten und Gebräuche. In materieller Beziehung, wie erwähnt, ein Aufschwung ohnegleichen, und selbst das, in gewissen Gegenden, periodisch wiederkehrende Elend der Hungerstoth immer mehr gemindert durch die mit den Eisenbahnen zunehmende Leichtigkeit der Herbeischaffung von Lebensmitteln.

Und wer hat alle diese Wunder gewirkt? Die Weisheit

und Unererschrockenheit einiger leitender Staatsmänner, die Tapferkeit und Mannszucht einer Armee zusammengesetzt aus wenigen Engländern und vielen Einheimischen und geführt von Helden; endlich, und ich möchte beinahe sagen hauptsächlich, die Hingebung, die Einsicht, der Muth, die Ausdauer, die Geschäftsfenntniß und Unbescholtenheit einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Dienern des Staates und der Justiz, den Regierern und Verwaltungern des indo-britischen Reichs.

---



Fünfter Theil.



**Oceanien.**



## I.

### Die Norfolkinsel.

Vom 17. zum 28. Mai 1884.

Newcastle. — Die Norfolkinsel. — Die Abkömmlinge der Meuterer an Bord der Bounty. — Eine Nacht bei dem Magistrat. — Die Barre.

Sydney, 17. Mai. — Heute Nachmittag Empfang an Bord des Nelson wo der Commandant der australischen See-Station, Commodore Erskine, die Crème der Gesellschaft vereinigt. Von der Commandobrücke übersehe ich das weite Deck, jetzt belebt von einer eleganten Menge. Man spaziert paarweise auf und nieder, man tanzt, man macht die Cour. Das Wetter ist prachtvoll. Die unvergleichliche Bucht, welche mir nie zauberischer schien, erglänzt im rothigen Licht der sinkenden Sonne.

Aber dies heitere Fest hat für mich eine melancholische Seite. Ich scheidet hier von freundlichen Menschen welche mich mit Artigkeiten überhäuft haben. In einigen Minuten reise ich nach Oceanien ab, und zwar an Bord des englischen Kriegsschiffs Espiegle, Kapitän Bridge. Die Gelegenheit die Südseeinseln zu besuchen bietet sich nur äußerst selten. Wer die Gefahren, das Ungemach, die Entbehrungen einer langen und langsamen See-reise an Bord eines Walfischfängers oder eines Rekrutenschiffs scheut, wer keine Yacht besitzt, — angenehmer als sicher in diesen Meeren — muß darauf verzichten einen der interessantesten aber unzugänglichsten Theile des Erdballs zu sehen. Ich werde also während sechs Wochen der Gast des Kapitäns Bridge sein.

Am 28. Juni wird sein Schiff an einem bestimmten Punkte das Packetboot begegnen welches zwischen Sydney und San-Francisco fährt. Die Direction der Pacific-Steamp-Mail-Company in Newyork hat den Kapitän der City of Sydney ermächtigt mich mitten in der Südsee an Bord zu nehmen, weather permitting, wenn das Wetter es zuläßt. Also, wenn der Wind nicht zu stark bläßt, wenn die See nicht zu hoch geht, wenn der Zustand der Atmosphäre den beiden Schiffen gestattet sich zu sehen, mit einem Worte, wenn die Elemente so liebenswürdig sind wie der Commodore und der Kapitän und die Direction der Amerikanischen Gesellschaft, werde ich am 14. oder 15. Juli in San-Francisco landen. Im übrigen auf gut Glück!

Im schlimmsten Falle, sagte ich mir, werde ich einige Monate länger an Bord eines schönen Kriegsschiffes und in guter Gesellschaft zu weilen haben. Aber meine hiesigen Freunde flüstern mir ins Ohr ich riskire noch anderes. Sie, wie jedermann, warnen mich vor den Wilden. Sie sind feindselig und treulos, legen sich in den Hinterhalt, greifen die Mannschaft, welche an Land geht, unversehens an, morden und fressen sie. Kam nicht Commodore Goodenough, einer der Vorgänger des Commodore Erskin, vor einigen Jahren auf diese Weise um das Leben? Er wurde in Sydney bestattet und der Ort wo seine Asche ruht ist der eleganteste Theil des Kirchhofs geworden. Jedermann will in der Nähe eines Helden begraben werden. Seinerseits sagt mir Kapitän Bridge, gleichfalls in das Ohr: „Wir gehen nicht nach den Neuen Hebriden, noch nach den Salomonsinseln, wo der Kannibalismus hauptsächlich zu Hause ist; wir werden nur Inseln besuchen deren Bewohner die üble Gewohnheit den Nebenmenschen zu verzehren bereits abgelegt haben.“ Dies beruhigt mich, aber ich hüte mich meine Freunde zu beruhigen. Man liebt es für eine interessante Persönlichkeit zu gelten, und ist der Reisende nicht interessant der sich in ein Land begibt wo er sich nicht fragt: was werde ich essen, sondern von wem werde ich geessen werden?

Der Kapitän holt mich ab. Einige Ruderschläge und wir erreichen unser Schiff welches wenige Kabellängen vom Nelson entfernt liegt und sich nunmehr in Bewegung setzt. Wir fahren dicht am Admiralschiff vorüber. Die Gäste des Commodore unterbrechen den Tanz, winken und rufen Abschiedsgrüße, während die Sonne, in Gestalt einer feurigen Kugel, majestätisch unter dem Meereshorizont verschwindet.

Es war nachts als wir, zwischen den Heads passirend, das hohe Meer erreichten. Das elektrische Licht des neuen Leuchthurmes, des ersten der Welt, ist so kräftig daß, auf eine Entfernung von 5—6 Meilen, das Auge es kaum zu ertragen vermag.

---

Newcastle, 18. und 19. Mai. — Eine bedeutende Stadt. Unten, am Strande, die Docks, die Magazine, die Butiken und Tramways. Die Herrin der Situation ist die Kohle; darum ist alles schwarz oder schwärzlich. Im Rücken der Handelsstadt, auf den Dünen, die Wohnhäuser der wohlhabenden Bürger und die Kirchen der Angehörigen der verschiedenen Religionsgenossenschaften, als da sind Katholiken, Anglikaner, Presbyterianer und, die zahlreichsten, Methodisten. Heute Sonntag sehen wir von unserm Schiffe aus nur Leute welche, mit Gebet- oder Gesangbüchern in der Hand, die steilen Gäßchen oder Treppen welche zur oberen Stadt führen, im Eilschritt erklettern. Außer dem Glockengeläute, tiefe Stille über Wasser und Land.

Nachmittags im öffentlichen Garten der auf dem höchsten Punkte der Stadt gepflanzt wurde. Er gewährt eine weite Aussicht über Newcastle, über grünende Felder und weiße Dünen, über den mit großen Seglern gefüllten Hafen. Am Horizont das Stille Weltmeer, heute grauschwarz wie Schiefer. Die gesammte Bevölkerung hat sich hier eingefunden. In Europa würde man diese Leute für Handwerker im Sonntagsstaate halten. Sie gehören aber allen Schichten dieser jungen Gesellschaft an.

Die Gemeinsamkeit des Lebenszwecks, welcher bei allen Geld und wieder Geld ist, verlöscht die Ungleichheit und verleiht all diesen Spaziergängern, ihren Physiognomien sowol als ihrem Anzuge und ihrer Haltung, dasselbe profaische Gepräge. Männer und Frauen, die Kinder an der Hand führend, gehen schweigend hintereinander her. Höchstens hier und da werden leise ein paar Worte gewechselt.

*Sembianza avevan ne trista ne lieta.*

Alle Menschen welche einzig und allein auf Erwerb sinnen sind in dieser Lage. Der Sonnabend findet sie erschöpft. Der Sonntag ist für sie ein Tag der Ruhe, nicht der Unterhaltung.

Aber heute, Montag, bieten die Stadt und der Hafen einen ganz andern Anblick. Newcastle besitzt unter seinen Sanddünen, hart am Strande, ungeheure Kohlenlager. Die Ausfuhr dieses Products, vorzüglich nach China, gibt der Stadt ihre Bedeutung.

Um Mittag sichtet der Espiegle in See.

Am 24. Mai ist Lord-Howe-Insel in Sicht. See sehr hohl. Landung unmöglich.

Ei, mein lieber Espiegle, welche Lebhaftigkeit der Bewegungen! Wie er hüpfet, rollt, stampft, taucht und sich wieder aufrichtet. Seit sechs Tagen, läuft er mit vollen Segeln vor einer frischen Doublebrise aus Südwest. Auch die Strömung ist günstig. Nur muß man auf Spaziergänge am Deck verzichten. Jede Ortsveränderung verlangt einen Act der Gymnastik. Dagegen bin ich in den beiden Kajüten, welche der Kapitän mit mir theilt, sehr gut untergebracht. Wir speisen unter dem Schutze eines respectablen Bierundsechzigpfunders welcher in der Mitte der vordern Cabine steht und die Grenze zwischen dem Speisesaal und dem Vorzimmer bildet. Die Achtercabine, wo sich zwei Schreibtische, ein Divan und Lehnstühle befinden, alles mit Seilen gut befestigt, dient als Arbeitscabinet und Salon. Ein

großes reichlich besetztes Bücherbret enthält mehrere Werke über die Südseeinseln. Die Offiziersmesse in der Mitte des Schiffs gilt für die kühlste Räumlichkeit an Bord und wird auch, wegen der angenehmen Gesellschaft die man dort findet, gerne besucht. Die Mehrzahl der Matrosen scheinen mir sehr jung aber kräftig, gesund und fröhlich. Abends, während der wenigen freien Stunden, pflegen sie im Chor zu singen. Aus der Entfernung ist dieser Gesang mit der Begleitung des Wellenschlages ganz angenehm zu hören. Der artigste Ton herrscht an Bord zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Kein grobes Wort, kein Schimpfname, kein Fluch. Der Dienst macht sich sozusagen von selbst. Welcher Unterschied mit dem was ich vor vierzig Jahren auf englischen und andern Kriegsschiffen sah!

Der Espiegle ist ein Sloop oder Corvette zweiter Klasse von 1100 Tonnen und führt, alles in allem, 142 Männer an Bord.

---

Am 29. morgens kommt, unser erstes Reiseziel, die Norfolk-Insel, in Sicht. Zuerst eine dunkle Linie. Als wir uns nähern, niedere senkrechte Felswände. Darüber dichter Wald. Unten die kochende, schäumende Brandung. In den Ritzen die weißen Linien rauschender Waldbäche welche in das Meer stürzen. In der Mitte der Insel, nicht sehr fern\*, der abgerundete, mit Büschen bewachsene Gipfel von Mount Picton. Allenthalben eine Fülle von Vegetation. Wald und Wiesen wechseln, aber Wald herrscht vor. Und welch dichter, dunkler, dem Auge undurchdringlicher Wald! Und was für Bäume! Die Norfolk-fichte, *Araucaria excelsa*, von hohem, schmächtigen Wuchs, mit horizontal gestreckten Ästen, etwas geziert, aber majestätisch, der König der Coniferen. Die Insel, welche ihm ihren Namen gab,

---

\* Die Insel ist 5 Meilen lang und weniger als 3 Meilen breit. Mount Picton erhebt sich 1050 Fuß über das Meer.

ist sein Vaterland. Als Wald kommt er nirgends anderswo vor, aber in Australien, in Neuseeland, viel seltener in Indien und Europa, trifft man schöne Exemplare dieses prachtvollen Baumes.

Am Ufer liegt die Stadt, wenn zwei große Gebäude, das eine, heute eine Ruine, das ehemalige Bagno der Sträflinge, das andere, vordem ein Magazin, gegenwärtig die (anglikanische) Kirche, beide von einer hohen Mauer umgeben — wenn diese Gebäude und einige von Norfolklichten beschattete Häuser und Hütten den Namen einer Stadt verdienen.

Gegenüber, im Süden, drei Meilen entfernt malt ein Fels=eiland seine phantastischen Umrisse an den Himmel. Es ist die wegen ihres Colorits, lichtgelb, dunkelorange, rosenfarbig, berühmte Insel Philip. Auf halber Höhe bezeichnet ein schwarzer Fleck ein Stück schwebenden Pinienwaldes auf einer luftigen Terrasse. Zwischen beiden Inseln vermehren niedere Klippen die Schwierigkeit der Schifffahrt. Der Wind ist plötzlich gefallen, und die wildbewegte See bildet einen sonderbaren Gegensatz mit der ruhigen Atmosphäre und dem idyllischen Charakter der Landschaft.

Aber werden wir landen können? Die Norfolkinsel ist einer der unzugänglichsten Punkte der Erde. Ein englischer Functionär erzählte mir daß er, siebenmal vor der Insel angekommen, und nur einmal an Land gehen konnte. Glücklicherweise weht am Eingange des Hafens die rothe und nicht die blaue Flagge, ein Beweis daß kleine Boote die Barre passiren können.

Wahrscheinlich verdankte die Norfolkinsel ihrer isolirten Lage das traurige Loß zum Gefängniß der „Recidivisten“ gewählt worden zu sein.\* So nennt man die gefährlichsten und unverbesserlichsten unter den deportirten Sträflingen. Die wenigen Reisenden welche sie besuchten, unter ihr der berühmte österreichische Botanist Baron Karl von Hügel, beschreiben diese

---

\* Entfernung von Australien 900, von der Nordspitze Neuseelands 400 Meilen.

Ansiedelung mit den düstersten Farben. Baron Hügel nennt sie eine Hölle in einem Paradies.

Als die Strafanstalt vor dreißig Jahren aufgelassen wurde, erhielt Norfolk eine andere Bestimmung.

Im Jahre 1789 hatte die *Bounty* von der englischen Kriegsmarine, Kapitän William Bligh, auf einer Kreuzung im südöstlichen Pacific begriffen, Taiti, nach längerem Aufenthalt verlassen, als eine Meuterei an Bord ausbrach. Die gesammte Mannschaft und drei Offiziere theilten sich daran. Der Kapitän und die übrigen Offiziere wurden überwältigt, in eine Schaluppe geworfen, mit einigen Fässern Wasser und Mundvorrath versehen und ihrem Schicksal überlassen. Bligh, ein Mann wie wenige, durchfuhr in seiner offenen Ruffschale, von den Passatwinden getrieben, und durch die Strömungen gefördert, das ungeheure Stille Weltmeer in seiner ganzen Breite, sah, der erste, die Fiji-Inseln, landete, nach dreimonatlicher Reise, in Timor (Niederländisch-Indien) und erreichte endlich, wohlbehalten, England. Er war selbst der Ueberbringer der Kunde von der Meuterei an Bord seines Schiffes. Die Nachricht erregte Unwillen und Bestürzung. Ein siegreicher Aufruhr auf einem Kriegsschiff war ein unerhörtes Ereigniß, und ein gefährliches Beispiel. Mittlerweile kehrten die Meuterer nach Taiti zurück, versahen sich mit Weibern und stachen wieder in See. Während einer langen Reihe von Jahren waren sie verschollen, und man vermuthete der Ocean habe die Schuldigen verschlungen als, 1808, ein von Stürmen verschlagener Schiffer auf einem isolirten Felsen unter dem 25. Grad südl. Br., einen alten Matrosen Namens Adam mit mehrern Weibern und Kindern entdeckte. Es waren die Witwen und Abkömmlinge der Insurgenten der *Bounty*. Alle andern hatten sich untereinander ausgerottet. Die ersten authentischen Nachrichten von diesen Insulanern verdankt man dem Kapitän Beechy, von der königlichen Marine, welcher die Insel Pitcairn im Jahre 1825 besuchte. Den Matrosen Adam fand er noch am Leben. Dieser alte Meuterer, Tyrann und Todt-

schläger hatte sich in einen Patriarchen und Heiligen umgewandelt. Gleichheit und Brüderlichkeit, wenn auch nicht Freiheit, Friede und Wohlstand herrschten auf dem Eilande welches ein wahres Eden geworden war. Verbrechen waren unbekannt. So berichtete wenigstens der ebengenannte Kapitän. Ein Theil des englischen Publikums gerieth in Verzücung, die philanthropischen Coterien veranstalteten Sammlungen und verwandelten die Pitcairner in Pensionäre der öffentlichen Wohlthätigkeit. Die Folge war eine rasche Vermehrung der Bevölkerung. Zwanzig Jahre später vermochte die Insel sie nicht mehr zu fassen. Auch fehlte es am nöthigen Boden um so viele Menschen zu nähren. Unter solchen Umständen, eigentlich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in England, wies die englische Regierung den Pitcairnern die Insel Norfolk, wo die Strafanstalt bereits aufgelöst war, zum Aufenthalt an und sorgte für ihre Uebersiedelung. Um jene Zeit stand ein merkwürdiger Mann an der Spitze der kleinen Gemeinde. Mr. Robbs, von Geburt Schottländer und den Volksklassen entsprungen, war zufällig in Pitcairn gelandet, ließ sich dort nieder und wurde, nach Adam's Tode, der leitende Geist und das Haupt der Gemeinde. Er lebt noch in hohem Alter und war bis zum vorigen Jahre als Kaplan bei der melanesischen Mission auf Norfolk angestellt.\*

Der Exodus fand im Jahre 1856 statt. Die englische Regierung ließ die ganze Bevölkerung, ungefähr 200 Personen, nach ihrer neuen Heimat bringen, installirte sie auf der Insel und überließ ihr, außer der Nutznießung der beiden großen Staatsgebäude, einige Heerden Schafe und mehrere Pferde. Außerdem versah sie sie mit dem nöthigen Ackergeräth, eröffnete den guten Leuten aber daß die bisherige Unterstützung aus dem Staatschaze und die periodischen Schenkungen einzelner Wohlthäter fortan eingestellt würden, und sie sich fortan

---

\* Diese Mission steht unter der Leitung des anglikanischen Bischofs von Melanesien, welcher auf der Norfolkinsel residirt.

nicht mehr als Pensionäre sondern als Colonisten zu betrachten hätten.

Der Gouverneur von New-South-Wales wurde zum Gouverneur der Insel ernannt mit der Verpflichtung sie, während seiner Amtsdauer, einmal zu besuchen. Eine Annexion an die genannte australische Colonie fand jedoch nicht statt. Die Insulaner erfreuen sich, mit einigen geringfügigen Beschränkungen, einer vollständigen Autonomie. Ein gesetzgebender Körper in welchem jedes männliche, über 25 Jahre alte, Individuum Sitz und Stimme hat versammelt sich viermal im Jahre. Seine Beschlüsse bedürfen der Bestätigung des Gouverneurs von New-South-Wales. Der Unterhalt der Straßen, der Kirche und der Schule liegt der Gemeinde zur Last. Die ganze männliche Bevölkerung leistet Frondienst während sieben Tagen im Jahre. Es sind, alles in allem, patriarchalische Zustände.

Die englische Urkunde durch welche die pitcairner Gemeinde auf Norfolk installiert wurde enthält aber eine merkwürdige Bestimmung, merkwürdig insofern sie mit den Grundsätzen der modernen Colonisation und namentlich mit der englischen Colonialpolitik in Widerspruch steht. Die Acte gewährt nämlich den Bewohnern der Norfolkinsel die „alleinige Nutznießung“ dieses Territoriums und schließt sie hierdurch von der übrigen Welt ab. Es geschah dies auf inständiges Verlangen der neuen Colonisten. Kein Fremder darf sich auf der Insel niederlassen. Nicht nur die Natur, auch das Gesetz macht sie unzugänglich. Eine Ausnahme wurde nur zu Gunsten der melanesischen Mission gestattet in welcher ungefähr 150 Kinder aus verschiedenen Gruppen Melanesiens, unter der Leitung des Bischofs Dr. Selwyn, erzogen werden. Diese Anstalt befand sich früher in Auckland wurde aber, wegen des verhältnißmäßig rauhen Klimas, hierher verlegt. Sie befindet sich in der Mitte der Insel und steht außer allem Verkehr mit den Einwohnern.

Was ist nun das Ergebnis der freiwilligen Abgeschlossenheit in welcher letztere leben? Wir werden es mit eigenen Augen sehen.

Der Magistrat, das ist der für ein Jahr gewählte Regent der Insel, Mr. Francis Robbs, war an Bord gekommen, und, von ihm geleitet, verließen wir, Capitän Bridge und ich, den Spiëgle nicht ohne eine lebhaftere Regung der Neugierde zu verspüren. Die Barre wurde ohne Schwierigkeit passirt, und wir stiegen an das Land unter dem Zusammenströmen der Einwohner für welche der seltene Anblick Fremder ein großer Genuß zu sein scheint. Wir wandelten eine Weile auf sehr holperigen Wegen, zwischen Küchengärten und mehr oder minder haufälligen kleinen Häusern, einst von den Kerkermeistern und Beamten des Bagno und heute von den ehemaligen Pitcairnern bewohnt. Wenn eine dieser alten Spelunken einzustürzen droht, suchen die Insassen in einem andern, etwas minder verfallenem Häuschen ihr Unterkommen indem sie die Räume mit den daselbst bereits befindlichen Bewohnern theilen. Diese Procedur läßt zu wünschen im Punkte der Reinlichkeit und auch in sanitärer Beziehung, aber sie ist bequem. Die Norfolkinsel ist das Eldorado der Nachlässigkeit. Die Insulaner vernachlässigen ihre Person so wie ihren Anzug der sehr einfach aber europäisch, sehr abgetragen aber nicht zerrissen ist. Sie gehen viel spazieren, zu Fuß oder auf ihren Ackergäulen reitend, sind nie eilig und scheinen sorglos, etwas schläfrig, aber zufrieden mit ihrem Lose. *Medium tenuere beati*. Die Mischung des englischen und polynesischen, hauptsächlich tahitischen, Blutes verleiht den Insulanern ein eigenthümliches Gepräge. Ihre Haut ist weiß oder olivenfarbig, das Haar schwarz oder röthlich. Zuweilen findet man beide Typen in demselben Individuum vereinigt. Man sieht gut gebaute Männer und Weiber, welche letztere nicht immer geradezu häßlich sind, aber alle Gesichter entstellt der große Mund mit den fleischigen Lippen des Wilden. Sie scheinen wohlgezogen und sprechen ein correctes Englisch, allerdings indem sie die Vocale dehnen was eine Eigenthümlichkeit aller polynesischen Mundarten sein soll.

Der Magistrat führte uns zu seinem Vater Mr. Robbs,

dem ehemaligen Haupte der Colonie auf Pitcairn, dessen ich bereits Erwähnung that. Wir fanden den achtzigjährigen Greis, in seinem Sorgenstuhle lesend, am Kaminfeuer sitzen. Er empfing uns artig, wechselte einige Worte und kehrte dann zu seinem Buche zurück. So klein auch seine Lebenssphäre war, so nahm er doch in ihr den ersten Platz ein, was man ihm anmerkt. Seine Frau sieht wie eine Tahitierin von ungemischtem Blute aus. Ihre Tochter, eine Fünfzigerin, machte uns die Honneurs mit dem leichten Anstande einer Dame der großen Welt. Das kleine „Parlour“ ist mit einer gewissen Sorgfalt eingerichtet. An den Wänden eingerahmte Photographien, in der Mitte ein großer runder Tisch mit Album und Illustrationen vom vorigen Jahre. Wiener Stühle, austrian chairs, die ich unter allen Himmelsstrichen finde, vervollständigen die Einrichtung. Alles in allem, hat dieses Intérieur, in seiner Weise, einen ich möchte sagen höfischen Anstrich. Alles ist relativ auf dieser Welt.

Kapitän Bridge kehrt an Bord zurück und überläßt mich dem Magistrat der uns versichert daß das gute Wetter bis morgen anhalten und meine Einschiffung ohne Schwierigkeit stattfinden werde. Er tritt mir sein Pferd ab, bemächtigt sich meines Nachtsacks und begleitet mich zu Fuß. Der Doctor der Gemeinde, ein seit einigen Jahren hier angesiedelter englischer Arzt, auf einem hübschen Pony reitend, schließt sich uns an, und kurz vor Sonnenuntergang, brechen wir auf. Das Ziel der kleinen Reise ist der Hof des Magistrats im Innern der Insel. Wir haben vier Meilen zurückzulegen aber, obgleich die sehr vernachlässigten Wege durch die letzten Regen sehr gelitten haben, obgleich die Pferde bei jedem Schritt über Baumwurzeln stolpern oder in Wassertümpeln zu versinken drohen oder am nassen Graße ausgleiten, so vergeht die Zeit doch rasch und angenehm. Ich stelle Fragen, und die beiden Begleiter beantworten sie, ein jeder in seiner Weise. Nichts ist für den Reisenden lehrreicher als ähnliche Discussionen zwischen Leuten vom Lande.

Die Straße, welche im ganzen steigt, erklettert steile Hügel, stürzt plötzlich in tiefe Erdeinschnitte, durchzieht Weideland und bringt stellenweise in den, auch um diese abendliche Stunde, mit Wohlgerüchen erfüllten Wald. Im unsichern Lichte der Dämmerung glänzen auf dem dunkeln Grunde der Norfolkpinien die goldenen Äpfel der Hesperiden, die Früchte gigantischer Citronenbäume welche vor beinahe hundert Jahren von den Deportirten gepflanzt wurden, die aber heute, dank der Nachlässigkeit der jetzigen Bewohner, der vordringende Wald in seiner Umarmung zu ersticken droht. Hier und da zeichnet ein Ferntree die feinen Umrisse seines Laubes auf den topasfarbigen Abendhimmel. Alte Eichen, gewaltige Rhododendron, Büsche von Guava und andere Arbusen verleihen der Landschaft das Ansehen eines Parks, aber eines Parks wie ihn die Natur allein zu erfinden vermag.

Der Arzt hatte uns auf halbem Wege verlassen, und es war dunkle Nacht geworden als wir vor dem Gitter des Gehöftes ankamen. Der Magistrat ließ einen leisen, dumpfen Ton vernehmen, etwa wie Ku-i, Ku-i! ein unter den Polynesiern üblicher Ruf. Ein kleiner Junge, den ich für einen Knecht hielt der aber ein Sohn meines Gastfreundes ist, erschien sogleich, öffnete das Pfortchen und nahm mir das Pferd ab.

Die Familie fanden wir im Wohnzimmer versammelt: Mrs. Nobbs eine schöne Frau mit polynesischen Gesichtszügen, drei Töchter, zwischen 12 und 20 Jahren, und zwei Knaben. Der älteste Sohn, anglikanischer Pfarrer in Queensland, und die älteste Tochter, Schulmeisterin in Auckland, waren abwesend. Die Frauen fand ich anständig aber höchst einfach gekleidet. Der Magistrat, der in meinen Augen las, sagte mir: „Auf unserer Insel sind wir unsere eigenen Schneider. Zuweilen werden uns Muster von Auckland geschickt. Wir thun alles selbst.“ Dabei zeigte er mir seine schwieligen Hände. „Aber“, frug ich, „Sie, als Magistrat, leisten doch keinen Frondienst?“ — „Während sieben Tagen im Jahre klopfe ich Steine wie jeder andere.“

Am Landungsplatze hatte ich die Patrone zweier amerikanischer Walfischfänger gesehen welche in der Abfahrt begriffen sind. Einer von ihnen wird einen Sohn und eine Tochter Mr. Nobbs' mit sich nehmen. „Werden Sie lange abwesend sein?“ frug ich. — „Während mehrern Jahren“, war die Antwort, „vielleicht kommen wir nie wieder nach Hause.“ Mich wunderte die Gleichgültigkeit mit welcher die Familie diese so nahe bevorstehende und so lange Trennung aufzunehmen schien. Aber warum schon heute traurig sein, da die Abreise erst morgen stattfinden wird? Die Kunst von Tag zu Tag zu leben vermag wol kaum Größeres zu leisten. Diese Philosophie hat ihre praktische Seite. Ich werde suchen sie mir anzueignen. Papst Gregor XIII. pflegte zu sagen: „Wer lange leben will muß es verstehen traurige Gemüthsbewegungen aufzuschieben.“

Das Diner schien mir ganz gut; der Wein, ein hiesiges Gewächs, erinnerte mich an den Capwein. Zum Nachtsch wurdn kolossale Drangen aufgetragen. Man sagt mir die Bäume an welchen sie wüchsen, einst von Convicts gepflanzt, sind seither, infolge der Vernachlässigung, vollkommen entartet. Man beraubt sich dadurch eines guten Ausfuhrartikels nach Neucaledonien, wo diese Frucht bei den Franzosen sehr beliebt ist. Mr. und Mrs. Nobbs haben mir ihr Zimmer abgetreten, und ich schlief den Schlaf des Gerechten in einem Bett welches mich nicht herauszuwerfen drohte. Kein Rollen, kein Stampfen, kein Nschzen der Bogen, sondern nur das sanfte Flüstern des nahen Waldes.

---

28. Mai. — Es scheint, man liebt es hier der Ruhe zu pflegen. Sieben Uhr! und noch herrscht tiefe Stille im Hause. Als ich gestern die Absicht äußerte um diese Stunde aufzustehen wurde von allen Seiten Widerspruch laut: „In Norfolk=Island steht man nicht mit der Sonne auf.“

Ich benutze also die stille Morgenstunde um meine hier gesammelten Notizen in mein Tagebuch zu schreiben.

Die Norfolkinsel, wie so viele andere von Cook entdeckt, enthält 8600 Acres, von welchen nur 120 bebaut sind. Eine beachtenswerthe Thatsache.

Ohne die 150 kleinen Wilden in der melanesischen Mission, zählt die Bevölkerung 470 Seelen. Zur Zeit des Exodus betrug sie 200. Seit einigen Jahren blieb sie unverändert. Es gibt nur 68 Ehepaare, welche den fünften Theil der erwachsenen Bevölkerung ausmachen! Man bemerkt sogar in der Jugend eine Abneigung gegen den Ehestand. Vielleicht erklärt sich dies zum Theil daraus daß, infolge der strengen Abgeschlossenheit der Insel nach außen, die Bewohner mehr oder weniger sämmtlich Verwandte geworden sind. In der jungen Generation ist ein Herabkommen der physischen und geistigen Kräfte auffällig; auch die Fälle von Blödsinn mehren sich. „Man muß“, sagte mir einer der hiesigen Notabeln, „das Blut erneuern, was nur möglich ist wenn das absolute Verbot der Einwanderung aufgehoben und die Insel für eine zu bestimmende Anzahl Fremder zugänglich gemacht wird. Aber ist die Thüre einmal geöffnet, so wird es schwer sein Abenteurer und Bagabunden, besonders die Australier, fern zu halten. Sie werden massenhaft herbeiströmen und uns aus unserer Insel verdrängen.“

Vollkommen richtig! Aber wessen ist die Schuld? Diesem Völkchen fehlt jedwede Thatkräftigkeit, und, merkwürdig genug, die Weißen welche am wenigsten oder, was nur selten vorkommt, gar kein tahitisches Blut in ihren Adern führen sind, in der Regel, die verweichlichsten und entartetsten Glieder der Gemeinde. Die Leute sind genügsam und die Natur verschwenderisch. Wozu also die Arbeit? Dies erklärt die Thatsache daß alle Baulichkeiten, Pflanzungen, Straßen u. s. f. aus der Zeit der Strafcolonie herrühren und das Werk der Deportirten sind. Die Pitcairner haben wenig geschaffen und das Uebernommene mehr oder weniger verfallen lassen.

Ich habe bereits erwähnt daß nur ein sehr kleiner Theil des Bodens bebaut wird, und dennoch könnte er alle Früchte

und Gemüse der gemäßigten und mehrere der tropischen Zone erzeugen. Auf den Weidegründen wird einiges, verhältnißmäßig wenig Vieh gezüchtet\*, wobei zu bemerken ist daß auch die Thiere entarten. Ein kleiner Theil der männlichen Bevölkerung widmet sich dem Walfischfange.

Die Verbindungen mit der Fremde sind unregelmäßig und sehr selten. Von Zeit zu Zeit übernehmen Walfischfänger, meist Amerikaner, die Bestellung der Post. Zuweilen, sei es wegen Mangel an Gelegenheit sei es wegen schlechten Wetters, ist die Verbindung mit der übrigen Welt durch drei, vier, fünf Monate gänzlich unterbrochen. Da tritt wol auch Mangel in den unentbehrlichsten Bedürfnissen ein, und es kommt vor daß die Vorräthe von Mehl, Zucker, Thee, Kaffee vollkommen erschöpft sind. Mit ein wenig Voraussicht und Thätigkeit ließe sich dies vermeiden. Eine Postverbindung mit Neucaledonien mittels eines Rutters würde dem Uebelstande abhelfen. Aber nichts vermag diese schläfrigen Insulaner aufzurütteln.

Hinsichtlich der öffentlichen Moral sind die Ansichten getheilt. Ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit diese Frage zu studieren. Jedensfalls kann man den Pitcairnern nachrühmen daß sie keine Säufer sind, vielleicht zum Theil auch, wegen der großen Schwierigkeit sich geistige Getränke zu verschaffen.

Auffallend ist die den Einwohnern angeborene Artigkeit und eine sie auszeichnende natürliche Würde. Man sagt sie hätten dies von ihren polynesischen Müttern geerbt, gewiß nicht von den Matrosen der Bounty. „Es sind angenehme Leute“, sagte ein Offizier des Espiègle. „Wir haben deren an Bord eingeladen. Sie kommen barfüßig an, in Hemd und Pantalon, welche offenbar schon lange gedient haben, erscheinen in der Offiziersmesse, setzen sich zu Tisch und handhaben Messer und Gabel wie wir andern, sind weder verlegen noch vorlaut, sprechen englisch wie Engländer und benehmen sich wie Gentlemen.“ Leider

---

\* 2000 Schafe, 1350 Stück Rindvieh, 270 Pferde.

haben sie mit den guten Manieren auch die Sorglosigkeit und das dolce far niente ihrer polynesischen Ahnen geerbt.

Mit einem Worte gesagt, wohlwollende und edle Menschen haben, zu Gunsten dieser Mischlinge, die Rolle der Vorsehung übernommen und sie mit Wohlthaten aller Art überhäuft. Aber indem sie sie von der übrigen Welt abgeschieden schufen sie ihnen ein unnatürliches Dasein: keine Mitbewerbung Fremder und, daher, kein Wettstreit untereinander, kein Anlaß zu gesteigerter Thätigkeit, keine Erneuerung des Blutes und daher allmähliches Verkommen, Verumpfung und, in letzter Folge, physischer und moralischer Verfall. Der philanthropische Versuch mislang. Ich zweifle daß man ihn erneuern werde.

---

Als ich aus dem Hause trat fand ich die Töchter des Magistrats im Hofe. Sie waren wie Mägde gekleidet. Die eine rührte Butter, die andere fegte den Stall, die dritte schöpfte Wasser im Brunnen. Aber eine halbe Stunde, später erschienen sie beim Frühstück, gewaschen und im niedlichen Anzuge von Bürgermädchen. Als die Stunde des Aufbruchs schlug liefen sie quersfeldein, fingen zwei Pferde ein, sattelten sie und brachten sie vor das Haus. Mr. Nobbs und ich brachen sogleich nach der melanesischen Mission auf.

Diese guten Menschen sind weder Bauern noch Städter, weder Knechte noch Herren, weder Weiße noch Schwarze, sondern ein Gemisch von dem allen. Ich warf einen letzten Blick nach ihrem ländlichen Wohnsitze zurück: im Schatten einiger schöner Bäume, das bescheidene Häuschen mit seiner Veranda mit seinem kleinen Blumengarten an der Vorderseite; ringsum, Acker und Weidgrund; die Aussicht, hier nach dem nahen Urwald der einige Schritte von der Umzäunung beginnt, dort nach einer mit Norfolkpinien besäeten Wiese. Dies kleine, friedliche, ein wenig schläfrige Gehöft, die pastorale Landschaft, der eigenthüm-

liche Einklang zwischen der belebten und unbelebten Natur werden mir unvergeßlich bleiben. Der Magistrat ist, in seiner Sphäre, ein überlegener Mann, jedenfalls allen seinen Mitbürgern weit überlegen. Er hat Auckland und Sydney besucht und verdankt sich selbst die Kenntnisse die er besitzt. Jedes seiner Worte trägt den Stempel des gesunden Menschenverstandes und der Erfahrung.

Während der Nacht hat sich das Wetter geändert. Der Wind heult, und der Wald seufzt. Ein unheimliches Rauschen der vom Sturme gerüttelten Nester ersetzt die sanfte Symphonie vom vorigen Abend. Der Magistrat beruhigt mich aber. Während ein paar Stunden wird es noch möglich sein die Barre zu passiren.

Also, besuchen wir die kleinen Wilden in ihrer Mission! Bald wird die prachtvolle Pinienallee erreicht welche, einst von den Convicts gepflanzt, zur Anstalt führt, und wir sind eben im Begriff vor dem Thore abzustiegen als sich, hinter uns, der Hufschlag galoppirender Pferde vernehmen läßt. Es ist Mr. Lowry, erster Lieutenant des Espiègle, mit einem Führer. Der Kapitän sendet ihn um mich eiligst an Bord zu rufen. Der Wind nehme zu, die See gehe hoch; er habe die Anker lichten müssen um sie nicht zu verlieren. Ich werfe sogleich meinen Ackergaul herum und drücke ihm die Sporen in die Weichen.

Wir sind am Strande angelangt. Die See ist wüthend. Ihre Wogen fegen den Landungsdamn. Demungeachtet finden wir die gesammte männliche Bevölkerung dort versammelt. Die Barre ist entsetzlich. Ich passirte mehrere der übelberüchtigsten Barren, und einige unter ungünstigen Umständen: Cast-London schauerlichen Angedenkens, Pernambuco, Point-de-Galle und so manche andere, aber ein ähnliches Schauspiel war mir nie beschieden. Wir stürzen uns in das Gully des Kapitäns, und es gelingt den Kai zu verlassen ohne umzuschlagen. Der Offizier sitzt am Steuerruder dessen Seile durch eine eiserne Stange ersetzt wurden. Die fünf Matrosen, das Bild der körperlichen

Kraft, der Kaltblütigkeit, der Unererschrockenheit und der gespanntesten Aufmerksamkeit, wenden die Augen nicht ab von ihrem Lieutenant. Sie wissen in welcher Lage wir uns befinden. Mr. Lowry, der, wie es scheint, lächelnd zur Welt kam, und der sie — hoffen wir als Admiral — einst lächelnd verlassen wird, ist in der Betrachtung der Brandung versunken. Von Zeit zu Zeit sagt er: „Wir werden durchkommen“, und ich entgegne ihm: „Aequo animo moritur sapiens.“

Die Aufgabe des Offiziers und seiner fünf Männer ist: auf das Commando „Streich“ nach rückwärts zu rudern um, so langsam als möglich, in das Wellenthal hinabzugleiten; am tiefsten Punkte angelangt, auf das Commando „Riemen glatt“, anzuhalten bis der nächste Wellenberg den Vordertheil des Bootes erreicht; dann „Vorwärts“. Der Berg muß so rasch als möglich erklettert werden. Dies ist der kritische Augenblick. Die geringste Verzögerung kann vom Uebel sein. Wenn das Boot eine gewisse Menge Wasser einschiffet sinkt es, wenn durch einen falschen Ruder Schlag eine der Seiten gegen die Woge gefehrt wird schlägt es um. Dies Manöver wiederholt sich fortwährend, sowie auch die Schwingungen des Meeres sich unablässig folgen. Und immer wieder der Commandoruf „Back! — Lie on your oars!“ und „give way!“ Und immer wieder sagt der Lieutenant: „Wir kommen doch durch.“ Ganz gewiß. Ich zweifle nicht daran. Wenn er seine Zeit gut wählt, wenn er im richtigen Augenblick den richtigen Befehl ertheilt, wenn seine Stimme das Geheul des Windes und das Rauschen des Meeres und das dumpfe Dröhnen der Brandung übertönt; wenn die in seinen Augen lesenden Matrosen seine Befehle vernehmen oder errathen und augenblicklich ausführen — denn jeder Augenblick kann entscheiden über Leben und Tod — wenn ihre Ruder, die sich biegen, nicht brechen, oh dann ganz gewiß, auch nicht die geringste Gefahr! Aber, man kann sich das nicht verhehlen, in dieser Beweisführung gibt es sehr viele Wenn. Uebrigens ist es nicht das Meer allein welches mir zu denken gibt. Wer als

Knabe schwimmen lernte fürchtet das Wasser nicht. Er wird, wie mein alter Schwimmmeister im wiener Prater, illo tempore sagte, mit dem Wasser vertraut. Aber ein anderer Gedanke drängt sich mir auf, sehr zur unrechten Zeit. Ein Kapitän äußerte sich unlängst: „Wenn ich den Ruf «ein Mann im Meer» höre, denke ich sogleich an die Haifische welche in den australischen Gewässern sehr häufig sind und den Schiffen in Schwärmen folgen.“ Aber ich habe weder Lust noch Zeit bei der Vision des Hais zu verweilen. Das Schauspiel ist so großartig und so phantastisch daß ich die wirklichen oder vermeintlichen Gefahren unserer Lage vergesse.

Es ist ein Höllengalopp, ein Hexensabbat, ein wirbelnder Reihen getanzt von den Wogen des Meeres. Oben und Unten folgen aufeinander mit rasender Schnelligkeit. Bald sehen wir, der Lieutenant und ich, auf fünf leuchtende Hüte hinab welche die Burste unsern Blicken entziehen, bald nach oben schauend gewahren wir nichts als die untere Seite von fünf Nasen und fünf Kinnen, und ich frage mich durch welche übernatürliche Suspension der Gesetze des Schwergewichts die fünf Männer nicht auf uns herabstürzen. Wir sind in der Tiefe: Diamanten und Perlenschnüre rieseln nieder an den dunkeln Wänden des beweglichen Abgrundes. Kaum daß ein Stück Himmels von der Farbe des Topas über uns sichtbar ist. Und jetzt, einen Augenblick später, schweben wir auf dem schäumenden Kamm einer riesigen Springwelle. Da eröffnet sich uns ein unermesslicher Horizont: der Ocean, und der weite Himmel, und die röthlichen Felsen der Insel Philipp und, auf sie gezeichnet, ferne, ach sehr ferne noch, die graziosen Umrisse des Espiègle. Aber nahe, noch sehr nahe, der Landungsdammb mit der Gruppe der Norfolkier. Unbeweglich, Statuen ähnlich, in ihre Peljacken gehüllt, den Südwester in die Stirne gedrückt, die Hände, um dem Sturm besser zu widerstehen, auf die leichtgebeugten Knien gestützt, heften sie auf uns ihren kalten neugierigen Blick.

Endlich ist die Barre glücklich passiert. Die See geht

sehr hoch. Aber dies ist Kinderspiel. Wir können das Segel aufziehen, und einige Minuten später liegen wir unter den Kanonen der Corvette.

Hier beginnt ein zweites und, wie der Lieutenant sagt, schwierigeres Manöver als das erste war. Es handelt sich darum anzulegen ohne daß Boot und Mannschaft an dem großen Schiffe scheitern; und meine Aufgabe ist nun einen Act der hohen Gymnastik zu vollziehen. Der Zustand des Meeres gestattet nicht die Treppe herabzulassen. Bleibt also nichts übrig als auf den steps an Bord zu klettern. Steps nennt man kleine an den Seiten des Schiffes angebrachte, etwa zwei Zoll breite Staffeln. Der Espigle und unser Boot tanzen eine Art von chassé-croisé in senkrechter Richtung. „Wählen Sie“, wird mir gesagt, „den Augenblick wo unser Boot mit der Woge sinkt, und das Schiff mit ihr steigt. Springen Sie sodann auf eine der Staffeln des Espigle und klammern Sie sich zugleich an das Seil welches man Ihnen zuwerfen wird, worauf Sie so rasch als möglich die Staffeln hinauflaufen müssen um nicht von unserm, mittlerweile sich wieder hebenden, Boote erreicht und an der Wand des großen Schiffes zerquetscht zu werden.“ Die Instruction schien mir klar und bündig, die mir zugemuthete Gymnastik aber etwas complicirt. Meine Lage war — wenn es erlaubt ist Kleines mit Großem zu vergleichen — die eines Akrobaten der auf seinem Trapez sitzt und es rüttelt, bis es ihn durch die Luft nach dem andern Ende des Cirkus schnellt, wo er sich dann an die Füße oder Hände oder an ein Seil, welches irgendeine Akrobatin mit den Zähnen hält, zu klammern hat. Eine, man wird es gestehen, nicht beneidenswerthe Lage, zumal in meinen Jahren. Himmel, welches Abenteuer, welcher Anachronismus! Aber habe ich nicht die berühmte Saqui gesehen, diesen Stern der hohen Akrobatie unter dem Consulat und dem ersten Empire? Sah ich sie nicht am Seile tanzen im Jahre des Heils 1850, am Hauptplatze von Algier? Sie zählte damals 72 Sommer! Die arme Alte, wie kläglich sie aussah in ihrem Pierrettencostüm, mit

den Kosabändern, und wie das Publikum lachte und zischte! Und wie jämmerlich mir dies Schauspiel damals vorkam! Aber jetzt, erscheint sie mir in einem andern Lichte, fast in dem Glanze der Heldin. Und wenn sie auch ihre Sprünge nicht des Ruhmes halber machte, so sprang sie um zu leben, und auch ich springe für mein Leben. Sonderbar, diese alte Erinnerung von Algier flößt mir Muth ein. Nichts wirkt erhebender als die großen Beispiele der Vergangenheit. Zweimal habe ich, aus Unschlüssigkeit, den günstigen Augenblick versäumt. Diesmal, ganz gewiß, wird gesprungen. Ueberdies, zwei kräftige Schutzengel als Matrosen verkleidet, und, wie das Engeln zukommt, durch ein Wunder an die Bordwand des Espiègle genagelt, strecken mir ihre Arme entgegen. Der gute Kapitän steht im Fallreep mit einem Seile in der Hand dessen eines Ende mir um den Leib geknüpft wird. Es ist das letzte Mittel. Das Boot sinkt, das Schiff steigt. Also, gesprungen! In diesem entscheidenden Augenblick fällt mein Blick auf eine Gestalt des Schreckens. Hinter dem Kapitän erscheint mein Diener den ich an Bord gelassen hatte. Angst, Schmerz, Entsetzen malen sich auf seinem treuherzigen Gesicht, aber nicht ohne einen Beisatz innerer Befriedigung. Wie glücklich, nicht an der Stelle seines Herrn zu sein!

---

## II.

### Fiji.

Vom 28. Mai zum 16. Juni.

Suva. — Mbao. — Takumbau. — Die Prinzessin Andiquilla. — Levuka.  
— Loma Loma. — Die Zustände vor und nach der Besitzergreifung  
Englands.

Zur See. — Seit zwei Tagen sind Himmel und Meer verändert. Die Luft ist lau und feucht geworden. Einige vorüberziehende Regenschauer haben keine Kühlung gebracht. Sanfte Passatwinde blähen die Segel des Spiegels, streicheln die Wangen des Reisenden, lullen ihn zum Schlafen ein, berauben ihn seiner Kraft. Der Kampf der Elemente, so häufig in den höhern Breitengraden der südlichen Hemisphäre, die Schrecken der Norfolkbarre sind vergessen bei dem ersten, dem verrätherischen Lächeln der tropischen Natur.

Am 2. Juni morgens steuern wir der Küste von Kandavu entlang. Kandavu, die südlichste unter den Inseln der Fiji-Gruppe, erhebt sich 2700 Fuß über das Meer. Ein Wolkenvorhang hatte sie unsern Blicken entzogen. Mit einem mal zeigt sie, in unmittelbarer Nähe, ihre steilen Abfälle, gehüllt in einen grünen Mantel von Rasen und Yam (saftgrün), von Wald (schwarzgrün); aber alles ist grün, vom Meeresrand bis zum Scheitel des Eilandes hinauf. Um Mittag ist sie in unserm Rücken verschwunden. Nachmittags kommt die große Insel Viti Levu in

Sicht. Um 7 Uhr abends bringt die Corvette in die Lagune. Zwei kleine Leuchttürme, welche die Regierung in der Achse der schmalen Einfahrt, den einen auf einer Anhöhe, den andern am Strande, errichten ließ, ermöglichen dieses Manöver trotz der dunkeln Nacht. Um 8 Uhr wirft die Corvette ihre Anker vor Suva, der neuen Hauptstadt der neuen Colonie.

---

Suva, 3. bis 8. Juni. — Die Fiji-, die Salomoninseln, die Neuhebriden, Neubritannien und die andern Gruppen, welche man, wegen der schwarzen Hautfarbe ihrer Bewohner, mit dem allgemeinen Namen Melanesien oder Schwarzer Archipel bezeichnet, waren der classische Boden der Menschenfresser. In Fiji haben methodistische Missionare den Kannibalismus ausgerottet, vollständig nach der Ansicht der einen, nur bis zu einem gewissen Grade, wie andere behaupten. Letztere meinen, er sei nur gänzlich verschwunden wo es unmöglich geworden ist sich dies scheußliche Nahrungsmittel zu verschaffen. Der Krieg zwischen den 14 Tribus der Fiji, welcher fast ohne Unterbrechung fortbauerte, lieferte hauptsächlich das benöthigte Menschenfleisch. Seit der Besitzergreifung durch England wurde der Friede nur einmal gestört, und zwar im verflossenen Jahre, in dem gebirgigen Theile von Viti Levu. Während dieser kurzen Episode, sollen die Sieger, wie in der guten alten Zeit, die Besiegten, d. h. die Gefallenen und die Gefangenen, verzehrt haben. Ein junger englischer Offizier drang mit einer Handvoll fijischer Soldaten in das Gebirgsland ein und stellte die Ruhe sogleich wieder her. Nach allem was ich höre, möchte ich mich zur Ansicht jener bekennen welche behaupten daß der Kannibalismus in mehrern Gruppen Melanesiens allmählich erlischt und in den Fiji-Inseln, einzelne Fälle ausgenommen, nicht mehr besteht. Daß er in den Neuhebriden und den meisten andern Archipelen Melanesiens noch in vollem Schwunge ist, steht außer

Zweifel. Die Missionare schreiben das Verschwinden dieser scheußlichen Barbarei auf Fiji, nächst der göttlichen Barmherzigkeit, ihrer Thätigkeit zu. Die Offiziere der australischen See-Station, welche ihre Flagge alljährlich in diesen Gewässern zeigen, sehen den Grund in der Berührung der Wilden mit den civilisirten Menschen (?), in der *pax britannica*, welche die Folge der Annectirung war, in der allmählichen Milderung der Sitten, endlich in der Wirkung der Zeit, in dem Heranwachsen neuer Geschlechter welche den Kannibalismus nur vom Hören sagen kennen und ihn niemals selbst geübt haben.

Im Jahre 1835 kamen methodistische Missionare nach Neuseeland, und hierauf nach den Freundschafts- oder Tonga-Inseln. Dort bekehrten sie den obersten Häuptling des Archipels. Von dem Grundsatz *cujus regio ejus religio* ausgehend, ließ König Georg seine Unterthanen taufen. Die englische Regierung beeilte sich seinen Königstitel anzuerkennen, schloß, sowie bald darauf Deutschland, einen Freundschaftsvertrag mit ihm (1879) und errichtete ein Consulat in der Hauptstadt seines Königreiches. Auf den Rath der Missionare und unter ihrer Leitung, beglückte König Georg seine Völker mit einer Constitution und einem Parlament. Die absolute Macht übernahm sein Befehrer, Freund und Rathgeber, der reverend Baker, einer der Missionare. Der jetzt 92jährige König herrscht und sein Premierminister Baker regiert bis zum heutigen Tage, und dieser Archipel hat, unter dem Scepter des Missionars, einen Grad von Wohlstand und relativer Civilisation erreicht welche man in keiner andern unabhängigen Gruppe Oceanien's gewahrt.

In demselben Jahre, 1835, drangen zwei wesleyanische (methodistische) Missionare in Fiji ein. Sie fanden dort schauerhafte Zustände. Kriege, Missetheuen, Gelage mit Menschenfleisch waren an der Tagesordnung. Aber sie fanden dort auch eine gewisse Organisation, eine Art Gewohnheitsrecht, 14 kleine Könige, Höflinge und Staatsmänner, Leute welche aus der Politik ein Handwerk machten, und Hausväter mit Neuigkeiten welche

von Tribus zu Tribus gingen. Von der Localfarbe abgesehen, sieht man wenig Neues. Es sind die Leidenschaften, die Intriguen, die geheimen Antriebe, sowie einige der Tugenden und sehr viele, aber nicht alle Laster unserer gesitteten Welt. In Europa begab sich vordem der in Ungnade gefallene Minister aus seiner officiellen Residenz nach seinem Palast in der Stadt oder seinem Schlosse am Lande; heute, in der Aera des Parlamentarismus, vertauscht er seinen Sitz im Hause mit einem andern. Hierzulande, vor noch ganz kurzer Zeit, versetzte man ihm einen Keulenschlag und verspeiste ihn sodann. Der Modus procedendi ist, wie man sieht, ein bedeutend anderer als bei uns. Wenn man aber die Mittel untersucht welche angewandt wurden um den Sturz des Ministers herbeizuführen, findet man eine große Analogie. Diese Wilden sind gewaltige Streber, äußerst verschmiszt, Meister in den Künsten der Verstellung und der Lüge. Unsere Politiker von Metier, jene von ihnen welche die dunkeln Wege der Intrigue wandeln, könnten hier manches lernen.

Dank seiner geistigen Begabung, seiner Thatkraft und der Ausdehnung seines Gebietes, nahm Tafumbau, unter den großen Häuptlingen des Fiji-Archipels, den ersten Rang ein. Er erreichte es sogar von einer gewissen Anzahl von Großhäuptlingen als König ausgerufen zu werden. Aber der Versuch sich auch die andern Stammeshäupter mit Gewalt zu unterwerfen mißlang und führte ihn an den Rand des Unterganges.

Wegen größerer Sicherheit für seine Person, residirte er auf der sehr kleinen Insel Mbao. Bereits im zarten Alter von sechs Jahren that er, nach fijischen Begriffen, seinen ersten Waffengang indem er einen Kriegsgefangenen mit einer Keule erschlug. Bei seinem Regierungsantritt verübte er, allerdings in Vollziehung des letzten Willens seines Vaters, eine entsetzliche Unthat. Er ließ vor seinen Augen, und indem er selbst mit Hand anlegte, die fünf Witwen des letztern, unter ihnen seine leibliche Mutter, abhächten. Während der ersten Zeit seiner

Regierung erwies er sich als Tyrann der schlimmsten Art. Man erzählt vom Marschall Narvaez daß er, am Todtenbette von dem Beichtvater ermahnt seinen Feinden zu vergeben, antwortete: „Ich habe keine. Ich ließ sie alle erschießen.“ Takumbau aß seine Feinde. Selbst nach seiner Bekehrung zum Christenthum, entfuhr ihm zuweilen ein Seufzer wenn er an die schönen Jugendzeiten zurückdachte, und es geschah wol auch daß er im traulichen Kreise befreundeter Europäer, nicht ohne einiges Wohlgefallen, erzählte wie er an 20000 Zungen, im oder nach dem Gefechte, erschlagener Feinde verzehrt habe. Das Fleisch der Weißen verglich er mit einer reifen Banane. Aber, am Ende, schlug auch ihm die Stunde der Gnade. Was den Missionaren, trotz ihrer unablässigen Bekehrungsversuche, mißlungen war brachte der König von Tonga zu Stande als ihn Takumbau, von mehreren verbündeten Fijihäuptlingen bedroht, zu Hülfe rief. Georg I. ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er erschien mit großer Heeresmacht vor der Insel Mbao, wo sein Schützling belagert wurde, stellte sein Ansehen wieder her und rieth ihm den Glauben der Weißen anzunehmen. Die ihm befreundeten Häuptlinge folgten dem Beispiele alsogleich, die übrigen allmählich. In dieser Art wurde die christliche Religion (1857) in dem Archipel eingeführt. Die zweite Hälfte der Regierung Takumbau's war für ihn eine Reihe von Wechselfällen, für das Land eine Zeit des Fortschrittes, insofern als die Sitten sich offenbar milderten und der Kannibalismus zu verschwinden begann. Man schreibt dies, wie bereits gesagt, bis zu einem gewissen Grade der Thätigkeit der Missionare zu, zum Theil auch dem Einfluß des in Levuka neu errichteten englischen Consulats. Aber die Kriege dauerten fort, und das Ansehen des Königs erblaßte. In dieser Bedrängniß den Rathschlägen seiner weißen Freunde folgend, octroyirte er den Wilden seines Archipels eine Constitution nach dem Vorbilde der von amerikanischen Missionaren auf den Sandwichinseln eingeführten Verfassung. Aber, es scheint, die guten Fijier waren noch nicht reif für derlei Ge-

schenke. Die Lage des Königs verschlimmerte sich und ward am Ende unhaltbar. Nur Ein Ausweg stand ihm noch offen: Abdankung zu Gunsten der Krone England (1874). In den letzten Jahren seiner Regierung, waren seine Tochter Andiquilla und ein englischer Emigrant seine vorzüglichsten Rathgeber. Mr. Thurston hatte England sehr jung verlassen um in Australien sein Glück zu machen und sodann längere Zeit auf mehreren oceanischen Inseln zugebracht, wobei er eine damals seltene Kenntniß der Bewohner und ihrer Sprachen erwarb. Als ein Consulat für Fiji errichtet wurde, ernannte ihn die Regierung zum Kanzler, später zum Verweser und endlich zum Consul. Später verließ er diese Stellung, wurde erster Minister Takumbau's und verhandelte als solcher mit dem britischen Obercommissär Sir Hercules Robinson über die Abtretung der Inseln an England. Heute bekleidet er das ansehnliche Amt des Colonialsecretärs auf Fiji.

Nach seiner Abdankung lebte Takumbau bis zu seinem Tode, 1882, zurückgezogen in seiner ehemaligen Hauptstadt Mbao, im Schoße seiner zahlreichen Familie, und im besten Einvernehmen mit den Engländern welchen er zuweilen guten Rath ertheilte. Der ehemalige Tyrann, Muttermörder und Menschenfresser nahm das Leidwesen seiner frühern Unterthanen und die Sympathien seiner neuen Gebieter mit in das Grab.

---

In geringer Entfernung vom Espiegle zeigen sich die eleganten Umrisse der Dampfyacht der britischen Kriegsmarine Dart, Kapitän Moor. Seit fünf Jahren ist dieser Offizier mit der Anfertigung von Seekarten in diesem Theile des Stillen Weltmeers beschäftigt. Einige große englische und deutsche Segelschiffe ankern im Hafen oder vielmehr in der Lagune, einer weiten Wasserfläche, welche Korallenriffe vom Ocean trennen. Diese sind zugleich eine Ringmauer der Insel und der Schrecken der

Seefahrer. Vom Grunde des Meeres aufsteigend, zum Theil von mikroskopischen Insekten erbaut, überragen sie selten die Oberfläche der See und machen sich dem Auge durch die weiße Linie der Brandung erkenntlich, dem Ohre durch das dumpfe Dröhnen der zurückgeworfenen Wogen, durch jene eigenthümliche Musik welche, je nach der Stimmung der Elemente, bald flüstert, bald rauscht. Jenseit des weißen Gürtels, im Südwest, die langgezogenen Contouren einer Insel. Bei Ostwind und schönem Wetter, läßt sie sich kaum errathen; bei feuchtem, möchte man mit den Händen nach ihr greifen.

Vor uns liegt die eben erst gegründete Stadt Suva. Die hölzernen mit Rolleisen gedeckten, ganz neuen Häuser lehnen sich an niedere mit üppiger Tropenvegetation bekleidete Hügel. Nur die schlanken Stämme und die Fächer der Cocospalme fehlen oder zeigen sich selten. Im Osten, auf einer Anhöhe, getrennt von allen andern Wohnsitzen, steht der niedere und, verhältnißmäßig, weitläufige Palast des Gouverneurs. Das Gesamtbild macht den Eindruck einer Idylle. Nichts Ergreifendes, nichts was zur Phantasie spräche! Nicht einmal malerisch ist die Gegend, aber friedlich, anmuthig, seltsam, zu Träumereien einladend, wenn nicht zum Schläfe. Aber wendet man den Blick gegen West, so gewahrt man ein Wirrsal von Kuppen, Firnen und Graten welche, unerachtet ihrer geringen Höhe — 500—3000 Fuß — durch den Contrast mit den niedern Hügelzügen vor uns, die Wirkung des Hochgebirges hervorbringen und an die Alpen, die Pyrenäen, den Kaukasus erinnern. Ein vereinzelter Ke gel, von bizarren Umriffen, wurde von den Matrosen „der Daumen“ getauft. Der Name ist nicht poetisch, aber er drückt einen Gedanken aus: das unnahbare und unga stliche Land zeigt den Seefahrern die Faust. Wenn der Himmel, wie in diesem Augenblick, mit schweren Wolken bedeckt und die Luft durchsichtig ist, erscheint die weite Alpenlandschaft wie ein ungeheurer Graffito, je nach der Entfernung, grau auf grau oder schwarz auf schwarz. Bei heiterm Himmel und Ostwind sind

die Berge eben so viele lichtblaue, durch ein Prisma gesehene Wölkchen. Die phantastische Zeichnung, das magische Colorit fesseln das Auge, erregen die Neugierde des Betrachtenden, überwältigen ihn durch ihre unennbaren Reize, erheben ihn über die prosaische Wirklichkeit des Alltagslebens, entrollen vor seinen trunkenen Blicken die neuen Horizonte einer idealen Welt.

Alle Morgen und Abende gehen wir an das Land. Unter wir verstehe ich immer Kapitän Bridge und mich. Der Spiegle ist unser Hotel und wird es während der ganzen Kreuzung bleiben. Wir hatten gehofft hier frischen Mundvorrath einzunehmen, und mehr als einmal componirten wir künftige Speisekarten und weideten uns im vorhinein an den in diesem Hafen unser harrenden lucullischen Genüssen. Es war eine Täuschung. Die Eingeborenen leben von süßen Kartoffeln (Yam) und Bananen; die europäischen Residenten von den Vorräthen die sie sich verschaffen können, und welche kaum das unentbehrliche Bedürfniß decken. Alles was der Koch des Kapitäns mit vieler Mühe aufzutreiben vermochte waren einige Hühner und Eier. Indeß unter Segel wie am Anker, leistet er das Mögliche und erjezt durch seine Kunst was die Natur versagt.

Im vorigen Jahre bestand die kleine Stadt aus einigen provisorischen Holzbaracken; heute zählt sie eine oder zwei Kirchen, schöne Häuser, Schulen und mehrere stattlich aussehende Hotels. Mir gefällt der einfache Stil besser als die anspruchsvollere Physiognomie der in Australien neu entstehenden Städte. Suva glänzt durch seine Bescheidenheit. Seine Gassen sind weder breit noch schnurgerade, besitzen aber gute Gehwege, und in den Waarenniederlagen findet man alle Erzeugnisse der europäischen Industrie. Nur, wie bereits bemerkt, Mundvorrath ist spärlich vorhanden. Wir besuchten einige Kaufläden. Die Geschäfte werden meist mit von Sydney vorgestrecktem Gelde gemacht.

Aber Melbourne spielt hier die erste Rolle weil es die Menschen, den Unternehmungsgeist und das go ahead liefert. Auch mit einigen Deutschen sprach ich. Hier, wie überall wo sie sich ansiedeln, gedeihen sie. Man rühmt ihre Thätigkeit, Intelligenz, Sparsamkeit und Nüchternheit. Luxus und grobe Ausschweifungen sind bei ihnen unbekannt.

Während die Weißen in ihren Schreibstuben oder Kaufläden arbeiten, faulenzten die Eingeborenen, Männer und Weiber, in den Gassen, schwätzen und lachen fortwährend aus vollem Halse. Der Fijier ist, gewöhnlich, von mittlerer Statur, breitschulterig und kraftvoll gegliedert. Seine Züge sind grob und unregelmäßig, und die Wulstlippen des großen Mundes und die langen starken Zähne erinnern an den ehemaligen Menschenfresser. Dabei sieht er aber treuherzig, fröhlich und gutmüthig aus. Je nach dem größern oder geringern Beisatz von polynesischem Blut welches in seinen Adern fließt, wechselt sein Teint zwischen olivenfarbig und dunkelschwarz. Im erstern Falle ist er Sohn oder Enkel eines Tongiers. Am meisten fällt den Neuankommenden sein Kopfsputz auf. Das Haar dieser Inselaner ist immer gekraust und schwarz. Sie bedecken es mit einer dichten Schichte von weißem Korallenkalk. Infolge beständiger Abwaschungen verschwindet letzterer binnen einigen Tagen, und die Haare sind mittlerweile lichtgelb und ganz steif geworden und sehen aus als ob sie in Bronze gemeißelt wären. Der erste Eindruck welchen diese Wilden hervorbringen ist kein vorthelhafter. Vielleicht muß man sich an ihren Anblick gewöhnen. Jedenfalls sind sie, in den Augen der europäischen Residenten, schöne Männer. Es scheint also daß der Fijier bei längerer Betrachtung gewinnt. Er gewinnt auch bei längerer Bekanntschaft. Er ist, wird mir gesagt, gutmüthig, intelligent, nicht unterwürfig aber von Natur aus artig. Nichts Einfacheres als sein Anzug: eine Schürze von Kattun oder Baumrinde um die Lenden, eine Blume im Haar. Die Weiber, deren einige mir hübsch schienen, tragen entweder das ihnen von den Missionaren

ocroyirte Hemd, oder eine Schürze, eine Art pinafore, welche auch den Busen und den Rücken bedeckt.

Wir können sie mit den für die europäischen Plantagen eingeführten Südseeinsulanern vergleichen. Letztere kommen meist von den Neuhebriden und den Salomoninseln, aber auch von Neubritannien und andern melanesischen Gruppen, und müssen sich hier, da sie fast alle mehr oder weniger Menschenfresser sind, einer strengen Abstinenz von diesem Nahrungsmittel unterziehen. Diese Fasten dauern so lange als ihre Dienstzeit, d. h. solange sie auf den Fiji-Inseln verweilen.

Wir lassen die Stadt hinter uns und ersteigen eine Anhöhe in ihrem Rücken wo man einer herrlichen Fernsicht und, zuweilen, eines erquickenden Luftzuges von der See her genießt. Die wohlhabenden Kaufleute lieben nicht über ihren Magazinen zu wohnen und haben sich hier angesiedelt, und zwar in sehr netten Landhäusern denen der kleine aber sorgfältig gepflegte Garten nicht fehlen darf. Da dieser Hügel auch seiner gesunden Luft wegen berühmt ist werden die Bauplätze sehr theuer bezahlt. Die letzte dieser Villen stößt an den Urwald, an die Einsamkeit, an die ungebändigte Natur.

Der Weg zum Government-House läuft am Strande der Lagune entlang. Die Entfernung von der Stadt beträgt eine Meile. Bei dem kleinen Landungsdamme des Gouverneurs angelangt, biegen wir links ein und gelangen durch ein offenes Gitterthor in einen kürzlich gepflanzten Garten. In einigen Jahren wird er ein prachtvoller Park sein. Kein Portier, keine Schildwache, und, wie gesagt, das Thor weit offen! Ein Beweis der öffentlichen Sicherheit welche die Insel den Insassen dieses Palastes verdankt. Ein sandiger Weg führt bergan zu einer Gruppe von hölzernen Häusern welche unter sich durch gedeckte Galerien verbunden sind. Kein Luxus, keine anspruchsvolle Architektur, aber ein dem heißen und feuchten Klima angepaßter Bau. Die Gemächer sind geräumig, einfach aber anständig möblirt, und, dank einer guten Ventilation, verhält-

nitzmäßig kühl. Die Häuser dieser Gattung werden in Auckland (Neuseeland) gebaut und nach Queensland, seit einigen Jahren auch nach Neucaledonien und Fiji ausgeführt. Leider ist der Gouverneur, Sir William de Boeug, mit Urlaub abwesend. An seiner Stelle empfängt uns der Colonialsecretär Mr. Thurston, der ehemalige Minister und Freund Takumbau's, von welchem bereits die Rede war. Von der Veranda aus verliert sich der Blick in einem leuchtenden Chaos. Himmel, Wasser und Land fließen ineinander. Ich ziehe mein Zeichenbuch hervor, aber Schwärme von Stechfliegen und Mosquitos verhindern mich das Unmögliche zu versuchen.

In der Nähe des Palaſtes befinden sich die Baracken einer kleinen Abtheilung eingeborener Truppen. Am Rückwege kamen wir an einer Schildwache vorüber. Ein prachtvoller Bursche. Seine Uniform besteht aus der Schürze welche bis zur Mitte der Schenkel herabfällt. Er präsentirte das Gewehr und betrachtete mich mit einem Blicke der mir die Gänsehaut gab. Der Blick eines Anthropophagen.

---

Unter Europäern ist der Kannibalismus ein beliebter Gegenstand des Gespräches. Man wirft die Frage auf: ist er wirklich ausgerottet? und die Antworten lauten verschieden. In allen die Eingeborenen betreffenden Dingen theilen sich die Weißen in zwei Klassen: die einen lieben den Fijier schwärmerisch, für die andern ist er ein Gegenstand des Hasses und der Abscheu. Es gibt Enthusiasten welche nicht glauben können daß diese lieben guten Schwarzen sich jemals untereinander gefressen hätten. Ihrer Ansicht nach hat der Kannibalismus niemals bestanden, er ist eine Fabel. Die andern behaupten das gerade Gegentheil und führen verschiedene Thatsachen an. So zum Beispiel, begab sich unlängst ein Missionar mit seinen Schülern auf ein Kriegsschiff. Während eine Barke sie dahin brachte, sahen die

Knaben wie ein großer Fisch einen kleinen verzehrte und einer von ihnen sagte: „Wenn Fische Fische essen dürfen, Insekten Insekten, warum soll es dem Menschen verwehrt sein seinesgleichen zu verzehren.“

Jedermann weiß wie gefährlich die Schifffahrt in diesen an Korallenriffen überreichen Gewässern ist, in welchen es keine Küstenbeleuchtung gibt, ganz abgesehen von dem Mangel an Seekarten (ein Mangel dem übrigens gegenwärtig immer mehr abgeholfen wird). Daher die vielen Schiffbrüche, die entsetzlichen Leiden und schauerhaften Begebenheiten von welchen man von Zeit zu Zeit hört. Die Fälle wo die Ueberlebenden ihr Dasein gefristet haben indem sie ihre Unglücksgefährten verzehrten sind häufiger als man denkt.\* Mehr als einer jener Seewölfe berühmtesten Namens, welche sich in Suva, Levuka, Apia, am Strande oder in den Trink- und Spielstuben umhertreiben, haben diese Speise gekostet. Man versichert mir daß diese Leute von Zeit zu Zeit, einige von ihnen nach regelmäßigen Zwischenräumen, ein lebhaftes Verlangen danach verspüren. Wenn der Mensch, hörte ich sagen, das vollkommenste Thier der Schöpfung ist muß sein Fleisch das schmackhafteste sein.

---

Als wir heute Nachmittag an Land fuhren, vernahmen wir plötzlich ein eigenthümliches Geräusch in unmittelbarer Nähe unsers Bootes. Es war ein ungefähr 6 Fuß langer Hai welcher sich in senkrechter Richtung in die Luft geschneilt hatte. Die Entfernung zwischen seiner Schwanzspitze und dem Wasser glich der Länge des Thieres. Im selben Augenblick löste sich von seinem Bauche ein kleiner Fisch, bekanntlich der intime Todfeind der Haie. Offenbar hat das gequälte Unthier, in einem Anfälle

---

\* Ich erinnere nur an die Nordpolexpedition des Kapitäns Greely und die Fahrt der Mignonette, beide im gegenwärtigen Jahre 1884.

von Wuth, diesen sonderbaren Luftsprung gethan. Mein Gefährte, der Kapitän, der seit seiner Knabenzeit alle Meere der Erdkugel befährt, hatte nie etwas Aehnliches gesehen. „Hüten wir uns“, sagte ich ihm, „unsern Freunden in Europa davon zu sprechen. Sie würden sagen: A beau mentir qui vient de loin.“

---

Mr. Thurston frühstückte heute an Bord. Er kennt Polynisien wie kein anderer. Dies begreift sich, denn er bringt hier sein Leben zu. Aber daß er Europa, bloß durch Lektüre, kennt als ob er es nie verlassen hätte ist wirklich wunderbar. Er erhält Zeitungen, Revuen, die neuesten Bücher, und findet, obgleich erdrückt unter der Last der Geschäfte, Zeit zum Lesen.

---

Die Sonne ist umwölkt. Um so besser für unsern Spaziergang. Also schnell an Land! Wir richteten unsere Schritte gegen das neue Dorf der Einheimischen welche früher an der Stelle wohnten wo seit einigen Jahren die Hauptstadt der Colonie steht. Der liebliche Weg läuft zwischen der Lagune und einer Reihe kleiner Teiche hin in denen sich der Wald spiegelt. Welche Einsamkeit in nächster Nähe von Suva! Wir begegneten einer jungen Frau; sie trug ein Päckchen am Rücken, und aus dem Päckchen ragte ein Kinderfuß hervor. Reisende sind neugierig, und wir baten sie uns ihr Baby zu zeigen. Sie that es mit größter Bereitwilligkeit indem sie sich, zu rasch um daran verhindert zu werden, den Oberleib entblößte. Offenbar glaubte sie nichts Unanständiges zu thun. Die Begriffe von Anstand sind in Oceanien eben andere als bei uns. Eine sittsame Frau wird niemals ihren Schurz ablegen, aber sie zeigt ohne Scrupel das Uebrige ihrer Person.

---

Diesen Abend Diner in der Offiziersmesse, an Bord des Spiègle. Alle sind weiß gekleidet vom Wirbel zur Zehe. Im Government-Hause und bei den reichen Kaufleuten, erscheint man bei Tische oder im Salon in folgenden Anzuge: weißes Hemd und weiße Pantalons, dazu der karminrothe oder dunkelblaue Leibgürtel, der Rundrum des Anglo-Indiers. Eine elegante und dem Klima entsprechende Toilette.

---

Heute Ausflug nach der Insel Mbaou, der ehemaligen Hauptstadt des Königs Takumbau. Entfernung 35 Seemeilen.

Mr. Thurston hat uns den kleinen Dampfer des Gouverneurs zur Verfügung gestellt. Um 9 Uhr morgens verließ er seinen Ankerplatz und steuerte durch den engen Kanal zwischen den Koralleninseln Mikalavo und Mokalavo nach der offenen See. Diese beiden Eilande erheben sich kaum über die Oberfläche des Wassers und sind mit dichten Büschen bewachsen welche einige schlanke Cocospalmen überragen. Bald darauf kamen wir am Brack eines großen Steamers vorüber. Er war hier, erst vor wenigen Tagen, von Kalkutta kommend, mit einer vollen Ladung von Hinduarbeitern, an einem Korallenriff gescheitert. Der Kapitän, die Offiziere und die Mannschaft, alle in trunkenem Zustande, wurden gerettet. Von den armen Kuli kam nicht Einer mit dem Leben davon. Ein großes schönes Schiff, mit zertrümmertem Deck auf einer Seite liegend, das Hintertheil zwischen Klippen eingekellt und von den brandenden Wogen gepeitscht, ist ein trauriger, unheimlicher Anblick. Selbst alte, an die Wechselfälle des Seelebens gewöhnte Matrosen betrachten ein solches Schauspiel nicht ohne Bewegung, wie dem Wüstenreisenden traurig zu Muth wird wenn er an den Skeleten gefallener Kamele vorüberzieht. Aber die frische Brise, die rollende See, die prachtvolle Sonne verscheuchten bald alle trüben Ahnungen. Schon war, im Norden, die hohe Insel Oualao in

Sicht. Zu unserer Linken, in geringer Entfernung der niedere und sandige Theil von Viti Levu. Vor uns mehrere kleine Inseln, darunter Mbao. Letztere, dicht bewachsen, erhebt sich nur 80 Fuß über das Meer, und ihr Umfang mißt 3 oder 4 Meilen. Zwischen den Bäumen gewahrt man kaum die Dächer der methodistischen Kirche und des königlichen Mausoleums, am Gipfel des Hügels die kleinen Häuser der Missionare, und am Strande einige Hütten von Eingeborenen.

Um 3 Uhr geht unser Steamer inmitten einer Gruppe von einheimischen Rähnen vor Anker. Auch einige in Auckland gebaute kleine Yachtschiffe, das Eigenthum von Häuptlingen, welche sich nicht mehr mit dem ausgehöhlten Baumstamme begnügen, liegen hier. Alle diese Fahrzeuge brachten große und kleine Stammeshäupter welche gekommen sind um den Koko von Mbao, einem Sohn Takumbau's, zu seiner Heimkehr vom Nationalrathe zu beglückwünschen. Wir finden die Hauptstraße vereinsamt, aber in der Entfernung vernehmen wir die dumpfen Töne des Tam-Tam und, ihnen folgend, erreichen wir einen Platz auf welchem die ganze Bevölkerung versammelt ist. Ein Mekä hat sie herbeigezogen, d. h. ein von den vornehmen Damen der Tribus ausgeführter Staats- oder Hofanz. Der Held des Tages sitzt, von seinen Brüdern und Bettern umgeben, auf seinen gekreuzten Beinen am Eingange einer Kabane. Er ist noch jung, von mattbrauner Gesichtsfarbe und gewöhnlichen Zügen. Von seinen Gefährten unterscheidet er sich nur durch sein Hemd, während die andern sich mit dem Schurz begnügen. Wir schüteln ihm die Hand und nehmen hinter den Zuschauern Platz.

Ich glaube mich in der Großen Oper in Paris, in einer loge de face. Die Orchesterstiege und das Parterre sind von den Notabeln des Archipels besetzt. Am Rasen kauend und umgeben von ihren Untergebenen, scheinen sie dem Schauspieler mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Wir sehen nur ihre Rückseite, einige hundert bronzefarbige oder schwarze, von Cocosöl triefende Schultern. Bei unserer Ankunft hatten sie sich, einen

Augenblick, umgewandt und die Eindringlinge eines flüchtigen Blickes gewürdigt. Dies gab uns Gelegenheit ihre Gefichter zu fehen, fämmtlich, für die feierliche Gelegenheit, mit fchwarzen, weißen oder rothen Flecken gefchmückt. Der Oberleib ift unbekleidet. Um die Lenden tragen fie den Schurz entweder von grellfarbigem Kattun, oder aus Baumrinde, auch aus den Tafeln einer gewissen Wurzel verfertigt. Das gelbgefärbte Haar ift mit Blumen geziert. Einige Elegants tragen eine fchwarze Agraffe am Scheitel und Blumenkränze um den Hals. Die würdevolle Haltung der Koko, die artigen aber nicht unterwürfigen Manieren ihrer Mannen, verleihen der Gefellfchaft einen vornehmen Anftich. Man vergißt daß es eine Verfammlung von Wilden ift.

In Europa würde man das Schauspiel eine Galavorftellung nennen, mit dem Unterfchiede daß hier nicht Balletmädchen fondern Damen von hohem Range tanzen. Tiefes Schweigen herrfcht in diefem Parterre von kleinen mediatifirten Königen, von zu Präfecten umgewandelten Häuptlingen, von Höflingen welchen der Kammerherrenfchlüffel fehr gut paffen würde, könnte man ihn an ihrer glatten, wohlgeölkten Haut befeftigen. Von Zeit zu Zeit rufen fie *Malie*, und, merkwürdigerweife, erfchallen diefe Bravo nur in Augenblicken wo die *Habitués* unferer Opernhäufer, *Terpsichorens* feine Verehrer und Kenner, ihren Beifall fpenden würden.

Im Hintergrunde, also im Rücken der Tänzerinnen, befindet fih die Decoration: ein grüner Vorhang, eigentlich üppiger Rafen mit einer prachtvollen Baumgruppe auf dem fchroff abfallenden Hügel. Am Scheitel des letztern ftehen die, von hier unfichtbaren, *Miffionshäuser*. Ein äußerst fteiler Weg, theils Pfad theils Treppe, führt zu ihnen hinan. Am Fuße des Kegels, hinter den Tänzerinnen, fitzen ein halbes Duzend Europäer auf einer Estrade unter einem Zeltdache; es find die *Miffionare* und ihre Frauen. Zur Rechten, die Kirche, eine Art Scheuer in deren Wände man Rundbogenfenfter geöffnet hat; einige einheimische

Hütten zur Linken bilden die Coulissen; Gras vertritt den Teppich der Bühne, der perlfarbige Himmel die Wölbung des Saales und die dem Horizonte nahende Sonne den Luster und das elektrische Licht.

Die Ballerinen, 50 an der Zahl, in einer einzigen Reihe dem Publikum zugewandt, tanzen indem sie sich selbst mit einem einförmigen Gesange begleiten. Ihre Bewegungen richten sich nach dem Geräusche kleiner Stäbe welche einige Männer — das Orchester — rhythmisch aneinander schlagen. Eigentlich ist es kein Tanz, sondern eine Reihenfolge unablässig wandelnder Stellungen. Diese Damen, Automaten ähnlich, ändern ihre Posen mit einer unvergleichlichen, ich hätte gedacht für menschliche Wesen unerreichbaren, Präcision. Sie treten vor und zurück, nie mehr als einen oder zwei Schritte, verneigen, erheben sich, wenden sich rechts und links, strecken ihre Arme aus, jetzt gegen den Himmel, darauf in horizontaler Richtung, kreuzen sie endlich über der Brust. Die Bewegungen sind immer anständig, niemals grotesk, häufig grazios; die Stellungen würdevoll und zuweilen wirklich classisch: lebende Bilder nach einer hetruskischen Vase oder dem Friesse des Parthenon. In solchen Augenblicken ertönen die Malle von allen Seiten.

Die vornehmen Tänzerinnen trugen das vorschriftsmäßige Hemd welches bis über das Knie herabfällt, und darüber die alte Tracht: ein Streifen von buntscheckigem Calicot um die Lenden, und als Gürtel und um den Hals Kränze und Gehänge von Blumen, Blättern und Wurzelsafern. Das Haar hatten sie stark geölet, sorgfältig gekämmt und mit großen gelben oder rothen Blumen geschmückt. Eine nicht mehr junge Frau, welche in der Mitte der Reihe stand, fiel mir auf durch ihren hohen Wuchs, die Ueberfülle der Formen, die gebieterische Haltung und den angenehmen und geistreichen Ausdruck ihrer Physiognomie. Es war die Prinzessin Andiquilla, die Tochter, Vertraute und Rathgeberin weiland Takumbau's. Sie ist, wie man mir sagt, une femme politique, voll Verstand, witzig, gutmüthig

und sehr beliebt im Lande. Einige ihrer jüngern Gefährtinnen zeichneten sich durch die Grazie ihrer Bewegungen aus. Ohne die breite und platte Nase und die fleischigen Wulstlippen, würde ich sie schön nennen.

Als der Tanz zu Ende war entledigten sich die edeln Tänzerinnen ihrer Blumen und Schürzen indem sie sie von sich warfen, behielten nur das Hemd am Leibe und liefen davon. Ein Ceremonienmeister mit weißem Barte und von ehrwürdigem Aussehen erhob sich und verkündigte den noch immer am Rasen kauern den Männern daß die Damen diese Kleidungsstücke den Gästen des Koko verehrten. Die Beschenkten dankten indem sie ein dumpfes Grunzen von sich gaben.

Nun kam die Reihe an die Männer. Etwa 50 junge Leute stürzten auf den Tanzplatz. Die einen bildeten in der Mitte eine festgedrängte Gruppe, die andern um sie einen Kreis. Alle sangen, schrien und warfen die Arme um sich. Jeder dieser Rundtänze endigte mit Händeklatschen, Kniebeugungen und einer Kennern des menschlichen Körpers unerklärlichen Verdrehung des Rückgrats. Was sind unsere besten Clowns dagegen? Stümper.

Das Fest endete mit einem von dem Koko von Mbao gelieferten Gastmahle am Grase. Ich sah daß man größere Fische und Yam in Körben oder auf einzelnen großen Taroblättern auftrug.

Der Vorstand der Mission, reverend Langham, erbot sich uns bei der Prinzessin Andiquilla einzuführen. Zu diesem Ende durchschritten wir die Stadt zuweilen auf engen Fußpfaden, theils von Gehöft zu Gehöft, die Hecken, welche sie trennen, auf rohen Staffeln übersteigend. In der Mitte eines solchen Hofes steht immer die Kabane. Das schwere und hohe, mit getrocknetem Schilf gedeckte Dach ruht auf Querbalken welche, in der Mitte, durch einige starke roh behauene Baumstämme und am Umfange, durch kleinere Holzpfiler gestützt werden. Der Raum zwischen letztern füllt, die Ringmauer bildend, ein Geslecht

von Rohr und Zweigen aus. Das Innere, ohne Fenster und ohne Esse, bildet einen einzigen ungetheilten Raum. Die Einrichtung ist äußerst einfach: einige Strohmatten und eine Petroleumlampe (sie werden seit einigen Jahren in großer Anzahl eingeführt); keine Spur von Betten, Tischen oder Stühlen. Mundvorrath und die wenigen Kleidungsstücke werden unter dem Dache aufgehangen.

In den Gassen, wenn hier von Gassen die Rede sein kann, wird das Pflaster durch einen frischen, dichten, weichen Rasen ersetzt. Sonne und Schatten wechseln unablässig, und welcher Schatten, gespendet von hundertjährigen Mangroven, von indischen Feigenbäumen, von dem Brotfruchtbaum mit seinen feinen und tief eingeschnittenen Blättern, von dem anmuthigen Ti, dem Ferntree, von Cocos- und vielen andern Bäumen, welche ich vom Sehen aber ach, nicht dem Namen nach kenne! Mehr als einmal geschieht es daß wir uns, mitten in dieser Stadt, durch dichte Büsche den Weg bahnen müssen; aber wie wundervoll sind diese Büsche mit ihren vielfarbigen Sammtblättern, prunkend im Schmucke ihrer Blumen: scharlach, rosa, blaßgelb, lilla, himmelblau. Unser Cicerone hält vor zwei großen nebeneinander senkrecht aufgestellten Steinplatten. Ein ungeheurer indischer Feigenbaum neigt sich, seine Nester wiegend, über die Blöcke. Hinter ihm, halb verkohlt aber immer noch lebend, steht ein riesiger Baumstamm. Der steile Abfall eines mit hohem Graze bewachsenen Hügels bildet, dicht hinter dieser Gruppe, einen grünen Vorhang. Gibt es etwas Poetischeres als dies Stück Landschaft, entlehnt, wie es scheint, einer idealen Welt? Aber an diesen beiden Steinblöcken wurden die Opfer zerschmettert ehe ihr Fleisch auf der Tafel des ehrbaren Takumbau erschien. Zwei Männer faßten den Unglücklichen je bei einem Arme und einem Beine, versetzten ihn in Schwingungen und schleuderten ihn sodann, den Kopf voran, gegen die Blöcke. Dieser so idyllische Ort war nichts anderes als die Menschenfleischbank, daher dieser Stadttheil noch heute das Schlachthaus genannt wird.

Der Palast oder eigentlich die Kabane der Prinzessin Andiquilla unterscheidet sich von den Hütten der gewöhnlichen Fijier nur durch etwas mehr Höhe und durch einen Zierath von weißen Muscheln am Ende des nach außen vorragenden großen Dachbalkens. Es ist dies ein Privilegium der Mitglieder der königlichen Familie. Bei unserer Ankunft waren einige Mägde wahrscheinlich unserm Besuche zu Ehren mit Klopfen und Reinigen der Matten des Hauses beschäftigt. Die Prinzessin kauerte am Boden, das Kinn auf ihre Knie gestützt, den Rücken an einen der Mittelpfeiler gelehnt. Sie war im traulichen Zwiegespräch mit einem alten Kuli begriffen und begrüßte uns, ohne übrigens ihre bequeme Stellung zu ändern, mit zahllosen Händedrücken und einem wiehernden Gelächter. Aber obgleich sie nichts trug als ein blaues Hemd, und ein solches Négligé einer außergewöhnlich beleibten Dame nicht vortheilhaft sein konnte, sah sie doch entschieden vornehm und, beinahe, schön aus. Besonders gefiel mir ihr lebhafter durchdringender Blick. Sie ist Witwe und Mutter einiger Kinder. Ich sagte ihr, der Wahrheit gemäß, daß ich sie am Ballplaze, ohne sie früher gesehen zu haben, an ihrem fürstlichen Aeußern erkannte. Dies Compliment schmeichelte sie über die maßen, und Mr. Langham mußte es ihr mehrmals wiederholen. Am Ende des Besuches, kletterte auf ihr Geheiß ihr Sohn, ein hübscher etwa zehnjähriger Knabe, in den Dachraum um Drangen zu holen welche sie uns hierauf, unter einem neuen Lachparoxysmus, zuwarf. Sie fand uns, offenbar, entweder sehr unterhaltend oder sehr lächerlich. Mittlerweile nahm ihr Gespräch mit dem alten Kuli, der die Gegenwart der Fremden nicht zu bemerken schien, seinen ungestörten Fortgang.

Der königliche Palast ist nichts anderes als eine größere Hütte. Seit dem Tode Sr. Majestät ist er unbewohnt und wird es auch bleiben. Um den königlichen Leichnam zu entfernen mußte eine Oeffnung durch die Rohr- und Blätterwand des Palastes gebrochen werden. Der Körper eines Königs darf

nicht durch das Hausthor entfernt werden. Die Etikette verbietet es. Das Mausoleum besitzt nichts Bemerkenswerthes.

Die Sonne stand bereits tief als wir, am Rückwege den Platz wo getanzt worden überschreitend und einen sehr steilen Pfad hinaufsteigend, in der Methodistenmission ankamen. Die Häuser der Reverends stehen, wie bereits erwähnt, auf dem höchsten Punkte der Insel und erhalten aus erster Hand die kühlende Seebriese, wenn es ihr nämlich zu wehen beliebt, was nicht sehr häufig der Fall sein soll. Einige schöne Bäume spenden Schatten, einige Blumenbeete Wohlgerüche. Das Innere ist einfach und bequem eingerichtet. Die Frauen hatten sich eben im Parlor, das auch als Speisesaal dient, zum Abendmahle versammelt. Ich glaubte mich im australischen Hinterlande, bei irgendeinem Farmer der, obgleich wohlhabend, keinen Luxus kennt. Mr. Langham besitzt eine schöne Waffensammlung und, unter andern einheimischen Curiositäten, reichgeschmückte vierzackige Gabeln deren man sich bei kannibalischen Festgelagen zu bedienen pflegte. Die wenigen Weißen welche, in langen Zwischenräumen, in diesen Gewässern erscheinen sind große Liebhaber dieser Instrumente, und die Wilden, schlauer als man meint, erzeugen deren eine für den Fremdenbedarf hinlängliche Anzahl. Aber der wahre Kenner verschmäh't die Nachahmung und sucht nach Gabeln welche beim Menschenraße wirklich gedient haben.

Der reverend Langham lebt seit vielen Jahren auf den Fiji. In den bewegten Zeiten Takumbau's, und bei den Verhandlungen welche zur Unnectirung führten hat er eine bedeutende Rolle gespielt, ja es gab sogar Augenblicke in welchen er entscheidend in die Geschichte des Archipels eingriff. Seit dieser eine englische Colonie geworden, mußte sein Einfluß natürlich abnehmen. Die großen Häuptlinge welche sich einst fortwährend bekriegten und auch jetzt nur oberflächlich versöhnt haben, suchen Rath und Unterstützung nicht, wie früher, bei dem reverend Langham, sondern bei dem Vertreter der königlichen Gewalt. Demungeachtet ist der Vorstand der Mission von Mbao noch immer eine an-

gesehene Persönlichkeit und, ich möchte hinzufügen, eine historische Gestalt. Man hat ihn nur zu betrachten, diesen Mann mit dem kalten, stehenden Blick, mit den unbeweglichen Zügen, mit dem strengen Ausdruck seines nichts weniger als sanctimonious oder salbungsvollen Antlitzes, und man erkennt in ihm wer er ist. Sein Außeres verräth die Richtung seines Geistes und die Unbeugsamkeit seines Charakters. Es erklärt seine lange und thatenreiche Laufbahn.

---

Levuka, Mango, Loma Loma. Vom 9. zum 15. Juni.  
 — Wir haben Suva gestern verlassen. Die Nacht entsetzlich. Das Rollen derart daß die Besorgniß aus dem Bette geschleudert zu werden den Schlaf verscheuchte. Aber diesen Morgen ist das Wetter wundervoll. Der Spiëgle kreuzt zwischen den Inseln Ovalau und Wakaya. Es wird im Feuer exercirt. Die fünf 104-Pfünder speien ihre Kugeln, und die beiden Inseln senden uns den Widerhall des Kanonendonners zurück. Obgleich die See hoch geht wird die Scheibe nur selten gefehlt, und der Kapitän ist freudestrahlend.

Um Mittag läuft die Corvette in der Lagune ein und ankert vor Levuka, der frühern Hauptstadt der Fiji. Sie blickt nach Ost. Ein Berg mit mehrern Zinken, welcher die Insel Ovalau bildet, beherrscht die an seinem Fuße liegende Stadt. Einige kleine Landhäuser, auf den ersten Staffeln des Berges zerstreut, zeichnen ihre Umrisse auf den Vorhang einer üppigen Vegetation. Hölzerne Treppen oder sehr steile Fußpfade führen zu ihnen hinan. Mit Ausnahme des Himmels und der Häuser, ist alles grün, das Grün des Waldes welcher den Berg, die Felsen, die Schluchten und Regel bedeckt. Die Natur ist eine große Künstlerin; Eine Farbe genügt ihr hier um eine reizende Landschaft zu malen. Wendet man sich aber um, so erschließt sich dem trunkenen Blick ein zauberisches Bild. Es ist immer dasselbe

und doch immer neu. Hierin liegt das charakteristische Merkmal der Südfsee. Dieselben Elemente wiederholen sich in das Unendliche. Man wird müde sie zu beschreiben, müde die Beschreibung derselben zu lesen; man ermüdet nie sie zu betrachten. Das Land hier hoch dort die Meeresfläche kaum überragend, aber überall grün; ringsum eine weite stille vielfarbige Wasserfläche mit stets wechselnden Effecten, je nach der Tiefe des Meeresgrundes und der Stellung der Sonne; dann die weiße schäumende Linie der Riffe, und, jenseits dieses Gürtels, der Ocean, beinahe schwarz durch den Gegensatz mit den schimmernden, glänzenden Farben der Lagunen: Perlen, Topase, Smaragde auf einem Kissen von dunkler Seide! Endlich, in weiter Ferne, einige Inseln mit phantastischen Umrissen welche, Wolkenflöckchen ähnlich, vergeblich streben sich dem Meereshorizont zu entreißen.

Auf einem Spaziergang am Strande sehen wir riesige Spinnen. Ihre Fäden scheinen die Zweige der Büsche zu biegen. Diese Thiere gelten für wohlthuend, und niemand wagt es sie zu stören. Dagegen steht die zarte Sensitive in üblem Rufe weil sie, zum großen Nachtheil des Viehs, das Gras zerstört. Sie wurde von Europa eingeführt. Alle Versuche sie auszurotten waren bisher vergeblich.

Mehrere kleine Ausflüge wurden während unsers Aufenthalts vor Levuka unternommen. An weitere Excursionen ist nicht zu denken, man müßte denn den Muth besitzen zu Fuße zu reisen, bei überwältigender Hitze, auf engen, meist von Büschen überwachsenen Pfaden welche, an vielen Stellen durch Felsen unterbrochen, den Wanderer nöthigen über glatte Granitblöcke zu klettern; daher auch die Unmöglichkeit zu reiten. Hierzu kommt daß das Innere beinahe unbewohnt ist, und der Reisende sehr starke Tagemärsche machen muß um irgendeine elende Hütte als Nachtquartier zu erreichen.

Aber einen reizenden Spaziergang kann ich jenen welche

nach mir die Insel besuchen angelegentlich empfehlen. Um den Weg abzukürzen begeben sich in einem Boote nach einer Stelle, etwa anderthalb oder zwei Meilen nördlich von der Stadt. Die Landung ist nicht leicht. Das Boot wird über und zwischen Korallenbänken hinwegzugleiten haben, am Ende aber doch, so gut es eben geht, das Land erreichen. Für meinen Theil hoch zu Roß, auf den breiten Schultern eines braven Matrosen, kümmere ich mich wenig um die Brandung und die schlammigen Stellen wo man so leicht zu Falle kommt. Vom Landungsplatz gehen wir querfeldein über einige wohlbestellte Aecker, dann durch einen Wald von Cocospalmen und, in einer engen Felschlucht, einem kleinen schäumenden Wildbache entlang, bis wir endlich an eine Stelle gelangen welche Dichter besingen mögen, die ich aber nicht zu beschreiben vermag. Der Bach, hier eine kleine Cascade, stürzt über eine Wand in ein kleines Becken welches er in den Felsgrund gegraben. Ringsum dichtbewaldete Granitblöcke, nach allen Seiten Einsamkeit und Abgeschlossenheit; nur im Osten, über ein Meer von Cocoswipfeln hinweg, rollt sich der Ocean auf. Es ist das Eden des weißen Residenten der hier süßes Wasser, Kühlung und Schatten findet. Nur ist der Weg zum Paradies, gewöhnlich, nicht bequem. Ich hätte es nie betreten ohne den Beistand meiner jungen Gefährten. Um auf diesen Pfaden nicht zu straucheln muß man Wilder oder Seemann sein.

Am Rückwege kamen wir durch ein schönes, im Laube begrabenes Dorf. Die Hütten waren reinlich, die Bewohner schienen wohlhabend und die Yamswälder gut gepflegt. Vor dem Orte hielten wir eine kurze Rast auf einem kreisförmigen mit Steinblöcken eingefassten wohlbeschatteten Plage. In der Mitte steht ein Herd auf welchem die Dorfbewohner, einmal die Woche, ihr Brot backen und wo vormals der Mensch gebraten wurde. Aber jetzt wie damals, versammeln sich hier die Familienhäupter um ihren Kava zu nehmen und die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen.

Es war, wie gesagt, ein reizender Ausflug, der mich aber vor jeder Versuchung weiter in das Innere zu dringen gründlich geheilt hat. Was ist auch das Innere dieser Inseln? Ein unbewohnter Wald zwischen zwei Meeresufern.

---

In der großen, d. h. einzigen, Straße von Levuka, einer langen Reihe von Häusern am Meer, fehlt es nicht an Bewegung. Doch sieht man nur wenige Weiße, aber um so mehr Eingeborene. Die einen wie die andern scheinen nicht mit Geschäften überladen zu sein. Im Hafen wiegen sich einige gedeckte Boote, einige Kutter, zwei oder drei große Segelschiffe und ein kleiner Steamer der die Post nach Suva befördert. Ich trat in mehrere Butiken über welchen englische und deutsche Namen zu lesen waren. Auch einen tschechischen entdeckte ich. Der Träger desselben, ein Schneider aus Prag, klagte über schlechte Geschäfte. Aber wie soll ein Schneider gute Geschäfte machen in einem Lande dessen Bewohner keine Kleider tragen!

Die Eingeborenen gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Hat man sich erst an die unregelmäßigen Züge und den Haifischrachen gewöhnt, so entdeckt man in ihren Gesichtern einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Heiterkeit der für sie einnimmt. Auch ein gewisser Anstrich von Selbständigkeit spricht für sie. Unter den Weibern sah ich mehrere sehr hübsche. Aber die Schönheit entflieht mit der ersten Jugend. Man zeigte mir sechzehnjährige Matronen, noch einige Jahre, und die Sylphide ist ein Fleischklumpen geworden.

Wir kommen vom Government-House zurück. Seit die Hauptstadt nach Suva verlegt wurde steht es leer, wird aber immer bereit gehalten zur Aufnahme des Gouverneurs und seiner Gemahlin, wenn Geschäfte oder das Bedürfniß einer Luftveränderung Sir William und Lady de Boeux hierher führen sollten. Dies Haus, von Takumbau erbaut, wurde seither den europäischen

Bedürfnissen angepaßt und mit allen Vorkehrungen versehen welche die Engländer erfunden haben um sich gegen tropische Hitze und Feuchtigkeit zu schützen. Es ist ein weitläufiges Erdgeschoß, auf seiner Rückseite durch einen Vorhang von Bäumen gegen die Abendsonne geschützt, auf der Vorderseite durch eine Veranda. Der Garten vor dem Hause ist ein Grasplatz mit einigen Blumenbeeten. Auf diesen Inseln, gibt es keine Sommerfrische, keine Hillstation wie in Indien, wo die amtlichen Persönlichkeiten, oder wenigstens ihre Familien, während der großen Hitze, den Verheerungen des tropischen Klimas weniger ausgesetzt sind. Bleiben also die beiden Städte. Man geht von Suva nach Levuka; von Levuka nach Suva, wie der Kranke der sich, in seinem Bette, von einer Seite nach der andern wendet. Es ist, er weiß es, eine Täuschung, aber es ist immer eine Veränderung, eine Bewegung, und nichts widerstrebt unserer Natur mehr als die Unbeweglichkeit, welche man erst im Tode findet.

Ich bewundere diese Functionäre, und ich frage wie es möglich sei deren zu finden. Es sind keine unbemittelten Menschen die, um ihr tägliches Brot zu gewinnen oder weil jede andere Laufbahn verschlossen wäre, diese Posten suchen und erhalten. Alle diese Männer, hohe Beamte und Untergebene, gehören, mit wenigen Ausnahmen, den obern Schichten der Gesellschaft an. Und dennoch, aus Abscheu vor dem Nichtsthun, beseelt von dem Wunsche dem Vaterlande zu dienen, vielleicht auch getrieben von dem Gefallen am Abenteuerlichen, das den Anglosachsen kennzeichnet, verlassen sie ihr Vaterland um, viele vielleicht die schönsten, Jahre ihres Daseins in den fernen Südseeinseln unter Wilden zu verleben.

---

P. Breheret, von der Congregation der Maristen, apostolischer Präfect im Fiji-Archipel, von Geburt Wendéer, übt hier sein geistliches Amt seit vollen vierzig Jahren. Europa hat er, seit er es verließ, nicht wiedergesehen. Er ist der Typus der Asceten.

Seine ehrwürdigen Züge athmen Sanftmuth und christliche Liebe. Seine Kleidung, wie die kleine Kirche, wie das Priesterhaus und die Schule, trägt das Gepräge der apostolischen Armuth. Ein methodistischer Missionar sagte mir: „Es ist ein Heiliger.“ Dies Zeugniß wird bestätigt durch das einstimmige Urtheil der weißen Bevölkerung.

Der reverend Webb, ein methodistischer Missionar, führte mich in sein Haus welches, auf einer der Anhöhen im Rücken der Stadt stehend, eine prachtvolle Aussicht über Land und Meer gewährt. Einige schöne Bäume und die Veranda spenden ihren wohlthätigen Schatten. Im Innern, Reinlichkeit und ein bescheidener Comfort, kein Luxus. Einheimische Christen und Katechumenen kommen und gehen. Das Arbeitszimmer des Missionars dient zugleich als Archiv und Bibliothek. In der Wohnstube empfängt uns Mrs. Webb, von ihren wohlgewaschenen und wohlgekämmten Kindern umgeben. Der reverend Webb, in England geboren aber schon in seinem vierten Lebensjahre nach Australien gekommen, hat im Newton-College (Sydney) seine theologischen Studien absolvirt. Seine Frau ist eine Australierin. Der größte Theil der methodistischen sowie der congregationalistischen Missionare gehören ehrbaren Familien aus dem kleinen Kaufmannsstande in Sydney oder Melbourne an. Intelligenz und Thatkraft malen sich auf dem Antlitz dieses noch jungen Mannes. Er scheint mir, wie seine Standesbrüder, ein tüchtiger Pionier der Civilisation zu sein. Wer den P. Breheret mit Mr. Webb vergleicht, beide Männer von unbestrittenem Verdienst, wird sogleich die Kluft gewahren welche den katholischen vom protestantischen Missionar trennt. Aber beide verfolgen, auf verschiedenen Wegen, dasselbe Ziel.

---

12. Juni. — Diesen Morgen kam unsere Corvette an Hat-Island vorüber. Hat-Island, Batu Vara, ist ein aus der See

emporsteigender ungeheurerer Felsblock von der Form eines Hutes. Aus einer gewissen Entfernung ist die Täuschung vollkommen. Um 10 Uhr wird hart an einer vom Walde eingefassten Klippe geankert. Es ist die von einer sydneyer Gesellschaft ausgebeutete Insel Mango oder, nach der Schreibart der Missionare, Mago. Die ursprünglichen Einwohner, Fijier, haben sie vor mehr als zwanzig Jahren verlassen. Es befinden sich zwar jetzt ungefähr hundert ihrer Landsleute hier, aber sie sind gedungene Arbeiter aus Sasawas. Auch Polynesier und Hindufuli werden von derselben Gesellschaft verwendet.

Was hier vorgeht könnte die ehemaligen Herren des Archipels das Loos ahnen lassen welches ihnen bevorsteht. Auf die eine oder andere Weise, verschwinden die Eingeborenen; und, findet man noch deren, so sind es nicht mehr die Herren des Bodens sondern für ein, zwei oder drei Jahre gemiethete Diener. Ist ihre Zeit um so ziehen sie ab, angeblich um nach Hause zurückzukehren. Eigentlich erfährt aber niemand mit Gewißheit was aus ihnen wird. Die Zurückbleibenden sind die Herren, und diese Herren sind Weiße. Unter dem Antriebe eines einzigen Gedankens, des heißen Wunsches Geld zu machen, reich zu werden und zwar in möglichst kurzer Zeit, über bedeutende Geldkräfte verfügend, denn nichts ist leichter (zu leicht vielleicht), als in Australien Kapitalien zu borgen, ausgerüstet mit den neuesten Erfindungen der Wissenschaft, unternehmend, unerschrocken, unermüdlich, die Arbeit liebend und an sie gewöhnt, stürzt der Weiße vorwärts, Goes ahead. Wie soll der arme Wilde, einem solchen Concurrenten gegenüber, aufkommen? Unmöglich. Sein Urtheil ist gesprochen, er verkümmert, verschwindet, stirbt. Nicht als ob er mit Härte oder Grausamkeit behandelt würde. Auf den Neuhébriden, auf den Salomoninseln und anderwärts in Oceanien kommen Gewaltthaten zwischen Schwarzen und Weißen allerdings noch häufig vor, aber auf den Fiji, wo der Eingeborene bei den englischen Behörden stets kräftigen Schutz findet, ist heute Aehnliches unerhört. Im Gegentheil, man sucht

ihn hier zu civilisiren, zu erziehen, zu retten. Ich zweifle an dem Erfolge dieser edlen Bestrebungen, denn die Macht der Dinge ist gewöhnlich stärker als der Wille des Menschen.

Zwei Agenten der Compagnie sind mit etlichen 30 Fijern auf Bord gekommen. Letztere beginnen sogleich einen Kriegstanz. Mit dem Capitän auf der Dunette sitzend, kann ich mit voller Bequemlichkeit dies seltsame und phantastische Schauspiel betrachten. Die nahe Felswand und der Wald bilden die Decoration, das Deck das Podium. Die Wilden, bald in kleine Gruppen getheilt, bald in eine Linie gereiht, vollziehen ihre Bocksprünge, singen im Chor, stoßen plötzlich einen Schrei aus, bringen durch ihr eigenthümliches Händeklatschen bald helle bald dumpfe Töne hervor, und endigen jeden ihrer höllischen Reigen mit einem Fußfall und einer für Anatomen unerklärlichen Verdrehung des Rückgrats. Der Takt wird durch zwei Musikanten gegeben, deren einer einen dicken Stock handhabt auf welchen der andere mit einem Stäbchen schlägt. Um die Tanzenden bilden die Offiziere, in ihren Lehnstühlen ruhend, einen Kreis, und hinter ihnen drängen sich die Blau- und Rothjacken, die Matrosen und Marinesoldaten, alle mit der äußersten Aufmerksamkeit zusehend, die einen mit offenem Munde, die andern unter schallendem Gelächter, je nachdem die Production von der ernstern oder komischen Seite aufgefaßt wird. Der Hornist ist in Ekstase gerathen. In gehöriger Entfernung von den Schwarzen, die er nicht liebt, steht mein Kammerdiener, als vorsichtiger Mensch, zwischen den zwei kräftigsten Matrosen der Mannschaft.

Es waren die ersten Nachmittagsstunden, also die heißeste Zeit des Tages, als ich mit Capitän Bridge an Land ging. Die Sonne, doppelt unerträglich in Folge des Rückpralls der Strahlen von den Blöcken die wir zu übersteigen hatten, wirkte wie ein Hochofen. Aber man gewöhnt sich an alles, selbst an die Sommerstrenge der Tropen. Glücklicherweise erwarten uns Pferde im Schatten einiger indischen Feigenbäume. Wir besteigen sie sogleich, und bergauf bergab, durch tiefe Erdspalten und über

steile Regel hinweg, bald im Dunkel des Waldes, bald auf einer Grassteppe reitend, erreichen wir die im Centrum der Insel erbaute Zuckermühle der Gesellschaft.

Der Director empfing uns in seiner Wohnung, eine landesübliche, für englische Insassen eingerichtete Kabane. Diese Hütte, die Fabrik und die Pflanzung bilden eine Oase der Gesittung inmitten der wilden Natur. Ein enger Paß führt zwischen niedern senkrecht abfallenden, mit Schlingpflanzen bewachsenen, am Scheitel bewaldeten Felsen nach der Lagune, einer Miniaturlagune, deren Ufer der Last der Vegetation die sie bekleidet zu unterliegen scheinen. Eine einzige kleine Oeffnung gestattet dem Auge den Ocean zu sehen, und einem flachkieligen Schiffe der Gesellschaft die Barre zu überschreiten. Letzteres ist übrigens nur bei hoher Flut und auch da nicht immer möglich. Auf diese Weise versendet die Compagnie ihre Producte nach Melbourne. Das Schiff war auf der Reise, und die kleine Landungsbrücke am Ufer die einzige Spur menschlicher Wesen. Tiefes Schweigen, in langen Zwischenräumen unterbrochen durch den gellenden Pfiff eines Wasservogels, ruhte über der reizenden Einöde. Die sinkende Sonne vergoldete sie mit ihren letzten Strahlen. Ein unvollendeter Claude-Lorrain dem noch die Tempel und Najaden fehlen. Die Zukunft wird das Bild vervollständigen, aber die Tempel werden Fabriken, und die Najaden keine Polynesierinnen sein.\*

---

\* Mango besitzt einen Flächenraum von 7005 englischen Acres. Gepflanzt werden Cocospalmen und Zuckerrohr. Die Weidegründe nähren 100 Stück Rindvieh und an 40 Pferde. Ausgeführt werden 120 Tonnen Copra, 40 Tonnen Baumwolle und eine sehr geringe Quantität Kaffee. Das Haupterzeugniß ist Zucker, dessen Ausfuhr dies Jahr 1000 Tonnen erreichen dürfte. Alle Producte werden nach Melbourne verschifft. Die Bevölkerung besteht aus 40 Weißen, 190 Fijiern, Polynesiern und Kuli, sämmtlich im Dienst der Gesellschaft. Der Boden ist sehr zerklüftet und die höchsten Punkte erheben sich 170 Fuß über die Meeresfläche. Diese Auskünfte wurden uns von dem Director des Etablissements, Mr. Borron gegeben.

13. Juni. Loma Loma. — Der Espiègle ist in eine sehr ausgedehnte Lagune eingedrungen und wiegt sich nun auf seinen Anfern vor einigen im Laub versteckten und von Riesenbäumen beschatteten Hütten. Es ist Loma Loma, der Hauptort auf Vanu Mbalava, der größten unter den Erforcherinseln welche heute zu den Fiji gerechnet werden.

Die Natur ist dieselbe, aber die Menschen sind anders, nämlich Voll- oder Halbblutpolynesier. Man betrachte jene jungen Frauen, alle Gemahlinnen oder Töchter großer Häuptlinge. Der Ausdruck der Physiognomie, die nachlässige aber anmuthige Haltung, der einfache aber sorgfältige Anzug, gestatten keinen Zweifel über die gesellige Stellung dieser Damen. Den Mund immer ausgenommen, sind ihre Züge regelmäßig. Ich bemerke sogar zwei oder drei classische Profile und bewundere den matten Oliventeint der sich mit dem langen, üppigen, glatten, meist schwarzen Haare harmonisch verschmilzt. Diese Göttinnen des tongischen Olympos haben eben ihre Siesta am Ufer gehalten. Jetzt, sitzend oder noch ausgestreckt am Sande liegend, scheinen sie in der Betrachtung unserer Matrosen versunken, welche sich ausnahmsweise einen freien Tag genießend in unmittelbarer Nähe mit Fischfang erlustigen. In geringer Entfernung von den Damen stehen einige schöne junge Leute beisammen: hohe schlanke Gestalten mit vornehmer Haltung und stolzem Blick. Auch sie heften die Augen auf unsere Fischer, denn so viele Europäer zu sehen ist eine Seltenheit und das Erscheinen eines Kriegsschiffs ein Ereigniß. Wir nähern uns diesen nur mit einem Schurz aus Baumrinde bekleideten Elegants. Sie treten beiseite um uns Platz zu machen, erwidern mit einem kalten Gruß den unsern, bezeigen aber keine Lust sich in ein Gespräch einzulassen.

Einige Schritte weiter tritt der Wald über den Strand bis an den Meeresrand vor: ein dunkles Chaos von dichtem Laube, von krampfhast gewundenen Nesten und riesigen Stämmen. Unten, ein Anäuel schlangenartig verschlungener Wurzeln. Durch

die grüne Masse hat die Natur einen Tunnel gebohrt an dessen jenseitigem Ausgange ein Stück Lagune sichtbar wird, jetzt milchfarbig wie der Himmel der sich in ihr spiegelt. Hohe Drangebäume behängen das dunkle Mangrovengewölbe mit ihren goldenen Früchten. Zwei junge Frauen die uns gefolgt waren verlangten mein Augenglas zu sehen. Die eine brach in Gelächter aus, die andere warf es voll Entsetzen von sich. Beide ergriffen die Flucht.

Die Ueberlegenheit der polynesischen über die fijische Rasse fällt in die Augen. Man erkennt sie an der Construction der Hütten welche niedlich geflochtenen Körben mit gebauchten Schmalseiten gleichen. Einige, die mit Fenstern versehenen, sind von Europäern bewohnt deren man ungefähr ein Duzend zählt. Hierzu tritt Mr. Swayne der Magistrat. Es sind die einzigen auf der Insel lebenden Weißen. Der Marquis de Carabas der Localität ist ein englischer Kaufmann der große Ländereien angekauft, auf einem reizenden Eilande gegenüber Loma Loma sein Wohnhaus erbaut hat und in der Stadt drei Magazine besitzt. In einem derselben finden wir einen Commis dessen Aeußeres uns auffällt. Er trägt, wie hier alle Europäer, den üblichen Anzug, welches sich auf ein wollenes Gilet und einen Pantalon beschränkt. Aber er spricht das reinste Englisch, „the Queen's English“ und seine feinen Formen verrathen den Mann der großen Welt. Wahrscheinlich einer der vielen welche am Ocean des Lebens Schiffbruch litten, ein nach diesen fernen Gestaden verschlagenes Wrack der gesitteten Welt.\*

---

\* Die Bevölkerung von Vanu Mbalava und der zwei andern Inseln aus welchen die Gruppe der Erforscherinseln besteht beträgt 2000 Eingeborene, theils Fijier, theils Polynesier, theils Mischrasse zwischen beiden, und aus 26 Weißen. In letztere Zahl sind die regelmäßigen Besucher mit eingerechnet. Jährlich werden 1000 Tonnen Copra ausgeführt.

15. Juni. Zur See. — Seit ungefähr zehn Jahren steht der Fiji-Archipel, mit Inbegriff der Erforscherinseln, unter britischer Herrschaft. Er verdankt der neuen Regierung unleugbare Wohlthaten: einen relativen Wohlstand; unerachtet der unter den Tribus herrschenden feindseligen Stimmung, den innern Frieden; vollkommene Sicherheit für Leben und Eigenthum; indirecten aber wirksamen Schutz gegen die Versuche Arbeiter zu entführen; endlich den Ueberlieferungen und Gebräuchen des Landes möglichst angepaßte politische Einrichtungen.

Als die Vertreter der englischen Regierung die Inseln in Besitz nahmen fanden sie gewisse Satzungen, Rechte und Verbindlichkeiten welche in dem Archipel seit undenklicher Zeit zu bestehen schienen, und welchen die Bewohner verdanken sich, mehr als irgendeine andere Bevölkerung in Oceanien, zu einem homogenen Volke gestaltet zu haben. Der Eingeborene gehorchte dem Häuptlinge und beobachtete die bestehenden Gewohnheiten. Das Gesetz, sofern hiervon die Rede sein kann, kannte kein Individuum, und galt nur für die Gemeinde. Die Verwandtschaft ist wesentlich agnatisch. Die Familien, die Quali, ursprünglich Abkömmlinge von Brüdern, unter der patriarchalischen Autorität eines gemeinsamen Hauptes stehend und in Gemeinden vereinigt, arbeiten gemeinsam, mit oder ohne Erfolg, gewöhnlich aber mit Erfolg, d. h. unter guten Verhältnissen, solange sie in einer Gemeinde vereinigt bleiben, während das vereinzelte Individuum in der Regel zu Grunde geht.

Ogleich der Fijier seinem Wesen nach Ackerbauer ist fehlt ihm doch der Begriff von der Nothwendigkeit und den Vortheilen der Arbeit. Er arbeitet nur um zu leben, d. h. wenn er muß. Daher dem Häuptling die Befugniß gelassen werden mußte das Maß der zu verrichtenden Arbeit zu bestimmen.\*

---

\* „Memorandum upon the establishment of district plantation in the colony of Fiji for the purpose of enabling the native population to provide their taxes in a manner accordant with native customs“, von Mr. Thurston, ohne Datum, wahrscheinlich 1875.

Derart waren die Zustände als die Engländer von dem Lande Besitz nahmen. Die wilden Stämme traten plötzlich unter ein gesittetes Regiment. Auf die permanente Anarchie sollte und mußte die permanente Ruhe folgen, der beständige Frieden auf den beständigen Krieg. Dies war mittels Anwendung der nöthigen Zwangsmittel zu erreichen; schwieriger war die Aufgabe, ja unmöglich, Wilde mit einem Schlage in civilisirte Menschen zu verwandeln. Der Proceß konnte nur allmählich vollzogen werden. Vor allem mußte also für die Uebergangsperiode ein *modus vivendi* gefunden werden, was nur geschehen konnte indem man sich der vorhandenen Elemente bediente. Die gegebenen Elemente waren der Häuptling des Stammes und das Gewohnheitsrecht.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß die von dem ersten Gouverneur der neuen Colonie ausgearbeitete und octroyirte Verfassung beurtheilt werden.

Die Häupter der großen Stämme, die Koko, treten einmal im Jahre zusammen, legen Rechenschaft ab von den Zuständen und Bedürfnissen ihrer Tribus und beantragen die ihnen nöthig scheinenden Verbesserungen. Ueberdies haben sie dem Gouverneur schriftliche Berichte zu erstatten. Dieser Rath, *native council*, wird von den Eingeborenen *Emboze* genannt. Die kleinen Häuptlinge, *Buli*, verwalten ihren District und versammeln sich gleichfalls zu gewissen festgesetzten Zeiten. Es gibt also zwei Arten von öffentlichen Zusammenkünften, deren erstere man mit unsern Nationalparlamenten, letztere mit den französischen *conseils généraux* vergleichen könnte. Das Neue und Eigenthümliche ist daß in diesen beratenden Versammlungen Männer und Söhne von Männern nebeneinandersitzen, deren Lebensberuf noch ganz kürzlich gewesen war sich gegenseitig zu bekämpfen und zu verzehren. Die Verhandlungen in den *Emboze* werden in englischer und in der Fijisprache gedruckt und verbreiten ein merkwürdiges Licht über die moralischen und geistigen Zustände dieses Völkchens, über seine Sitten, sowie über die Anschauungen

der neuen Parlamentarier welche auch mit einer beschränkten richterlichen Gewalt bekleidet sind und mit ihren neuen Befugnissen den Glanz und das Ansehen vereinigen, deren sie als große Häuptlinge seit undenklichen Zeiten genossen haben.

Es wäre nicht dieses Ortes hier in eine Schilderung der neuen fijischen Rechtszustände einzugehen. Bin ich wohl unterrichtet so bewährte sich die von Sir Arthur Gordon erlassene Verfassung. Sie sieht zwar bizarr genug aus, aber bizarr sind auch, wenn man so sagen darf, die Menschen und die Dinge denen sich der neue Codex anpassen mußte. Jedenfalls, ist in diesem Volke, seit Beginn der neuen Aera, eine merkwürdige Wandlung zum Bessern vor sich gegangen. Als Beleg erzählt man mir mehrere unleugbare Thatfachen. Ich werde nur eine derselben erwähnen. Wer vormals, nicht vor sehr langer Zeit, den Boden einer dieser unwirthlichen Inseln betrat, setzte sein Leben auf das Spiel; wer in das Innere eindrang war beinahe sicher es zu verlieren. Man lese das sehr interessante Buch des Kapitäns (Admiral) Erskine\*, und man wird sehen was die Fiji vor 40 Jahren waren. Heute ist die Beschützung des Gouverneurs, seines Stabes und der weißen Ansiedler einer kleinen, ausschließlich aus Eingeborenen gebildeten, Truppe anvertraut. Mit Ausnahme eines jungen Offiziers, welcher diese improvisirten Soldaten befehligt, weist nicht Ein englischer Rothrock auf den Inseln! Und die farbigen Unterthanen der Königin bilden 98 Procent der Gesamtbevölkerung des Archipels!

Ich könnte mehrere ähnliche Wunder erzählen. Dennoch laufen die Urtheile der alten Residenten über die neuen Zustände weit auseinander. Die einen geben dem Gouverneur das Verdienst der erreichten Wandlung zum Bessern, andere schreiben sie der Verfassung oder dem Einfluß der Missionare und der weißen Einwanderer zu. Aber manche Stimmen werden laut

---

\* „A cruise among the Islands of the Western Pacific“ (London 1853)

welche, in allem Ernste, behaupten die Fiji-Insulaner hätten, bereits vor Ankunft der Europäer, einen hohen Grad von Civilisation erreicht, und der ihnen zur Last gelegte Kannibalismus sei eine reine Erfindung. Im Gegentheil, die Berührung mit den Weißen sei an ihrer Verwilderung schuld. Die Missionare kommen hierbei sehr übel weg, so auch die Gouverneure, insbesondere Sir Arthur Gordon, überhaupt alle Functionäre der Krone. Sie seien (nach der Ansicht der bei weitem zahlreichsten Ansiedler) zu nachsichtig für die Eingeborenen, zu parteilich, zu geneigt alte Gebräuche aufrecht zu erhalten oder gar alte Uebungen wiederherzustellen, ohne zu bedenken daß manches was ehemals ganz gut sein mochte in einem gesitteten Staate eine baare Unmöglichkeit sei.

Zwei Beschwerden vernehme ich am häufigsten. Zunächst, die angebliche Parteilichkeit der englischen Gerichte zu Gunsten der Schwarzen. In allen Processen zwischen Pflanzern und Arbeitern behielten, sagte man mir, letztere recht. Der Eingeborene wird geschützt, und dagegen sei nichts einzuwenden; aber man gehe zu weit und sei entschieden ungerecht gegen den Weißen. Folgender Fall wiederhole sich in das Unendliche: Die Arbeiter eines Farmers verlangen von ihm Zugeständnisse welche nicht in ihrem Vertrage enthalten sind und welche den Arbeitgeber zu Grunde richten würden. Er verweigert sie also. Da wenden sie sich an das Gericht, jedoch erst nach vorläufiger Uebereinkunft mit den andern Arbeitern desselben Pflanzers, welcher nunmehr, von allen gemeinsam, irgendeines erfundenen Vertragsbruches beschuldigt wird. Da er keine Entlastungszeugen stellen kann wird er verurtheilt. Daher — ich citire hier fortwährend was ich hörte — daher die beinahe verzweifelte Lage des kleinen Farmers und die große Popularität des Gouverneurs, seines Stabes, der Richter unter der schwarzen Bevölkerung. „Diese Herren“, sagte man mir, „können freilich unter dem Schutze schwarzer Soldaten ruhig schlafen. Sie brauchen

sie eigentlich gar nicht, aber wir, die wir nicht populär sind, wir zögen Rothröcke vor.“

Hierauf entgegnen die Bertheidiger der Regierung: „Die Residenten in Suva und Levuka lieben das Programm «Fiji für die Fijier» ebenso wenig als die Anglo-Indier das neuerlich in Kalkutta und Simla so häufig vernommene Lösungswort «Indien für die Indier». Die große Mehrzahl der in den ersten Zeiten hierher gekommenen Weißen waren Abenteurer der übelsten Art, australische Bankrottirer, entsprungene Sträflinge der Gefängnisse von Sydney und Melbourne. Entschiedene Galgenstricke, der Abschaum der Menschheit, der Schrecken der ehrlichen Leute, welche selbst damals nicht ganz fehlten, machten sie diese Inseln zum Mittelpunkte eines wahren Sklavenhandels. Von Levuka segelte der berühmte «Karl» zweimal nach verschiedenen Inselgruppen die er mit Feuer und Schwert verheerte. Menschenraub war an der Tagesordnung, und ohne unsere Dazwischenkunft wäre der Eingeborene ohne Zweifel binnen kurzem ausgerottet worden. Gründe der Menschlichkeit haben die englische Regierung, wenn nicht ausschließlich doch hauptsächlich, bewogen von dem Archipel Besitz zu ergreifen; deshalb, nämlich zum Schutz der Inselaner, wird er auch regelmäßig von Kriegsschiffen besucht. Die europäischen Einwanderer welche nach der Annectierung hierher kamen wußten was sie thaten. Sie kannten die Vortheile welche sie möglicherweise ernten konnten sowie die Schattenseiten des Unternehmens. Sie haben kein Recht sich zu beklagen. Die gegen unsere Gerichte vorgebrachte Beschuldigung der Parteilichkeit erklären wir für Verleumdung.“

Die andere Beschwerde betrifft die Begünstigung der großen Häuptlinge, überhaupt der Stammeshäupter, deren Ansehen und Einfluß in ihren Tribus von den englischen Behörden aufrecht erhalten werden. Es unterliegt keinem Zweifel daß das Prestige des Häuptlings, welches in andern oceanischen Inseln erschüttert oder verschwunden ist, hier niemals größer und einflußreicher war. Dies erklärt warum in Fällen, wo ein neues

Gesetz oder eine neue Verordnung dem Oberhaupt des Stammes nicht genehm ist und er daher die Anwendung desselben eigenmächtig verzögert im Government-House gewöhnlich ein Auge zugeedrückt wird. Diese Politik begreift sich. Die Regierungsbehörden finden es leichter, durch die Vermittelung der Häuptlinge, gegliederte Stämme als, direct ohne alle Vermittelung, eine in Atome aufgelöste Menge zu regieren.

Aber gerade dies mißfällt den Pflanzern. Sie führen mehrere Gründe an, von welchen ich hier nur einen citire. Sie behaupten daß die Gewalt des Häuptlings, obgleich willkürlich ausgeübt, nicht eigentlich unbeschränkt war. Wenn seine Erpressungen und Grausamkeiten ein gewisses Maß überstiegen, erklärten ihn die Familienhäupter seiner Macht verlustig und ersetzten ihn durch ein Glied seines Geschlechts oder verschmolzen ihre Tribus mit einer andern. Den Act der Absetzung besiegelte gewöhnlich ein Keulenschlag welchen einer der vornehmsten und nächsten Verwandten dem allzu autokratischen Häuptlinge auf den Schädel versetzte. Diese summarische aber nothwendige, durch den Gebrauch geheiligte, Einschränkung der absoluten Machtfülle besteht nicht länger. Im Gegentheil, ein neues Gesetz untersagt den Tribus sich ihres Hauptes zu entledigen. Sie haben ihre Beschwerde an den Gouverneur zu richten, aber der Gouverneur, aus Grundsatz oder Neigung, bevorzugt den Häuptling.

Indeß, die wahre Ursache der unter den Farmern herrschenden Unzufriedenheit ist anderwärts zu suchen. Die Pflanzner brauchen Arbeiter, die Kaufleute in Suva und Levuka Diener; aber die einen wie die andern sind nur schwer und zu ungünstigen Bedingungen zu finden. Diese Schwierigkeit schreiben die Weißen den Koko und Buli zu welche der Verbindung ihrer Stammesangehörigen als Arbeiter entgegenwirken. Die Europäer sind also die entschiedenen Gegner der Autorität des Häuptlings.

In andern noch unabhängigen Gruppen Oceaniens, sind

die wenigen weißen Residenten welche sich dort befinden, sowie die Kapitäne und Agenten der Arbeiterschiffe, von demselben Geiste befeelt und arbeiten mit größerm Erfolg an der Vernichtung des Einflusses der Stammeshäupter. Man erklärt dies durch die Abwesenheit einer europäischen Regierungsgewalt welche die Häuptlinge schützen könnte, durch die Gewohnheiten der Insubordination welche die Wilden, nach Vollendung ihrer Arbeitszeit in Queensland oder in andern Colonien, nach ihrer Heimat zurückbringen; endlich durch die physische und moralische Entartung der oceanischen Rassen. In Gesellschaften welche in voller Auflösung begriffen sind erschlaffen die Bande welche sie zusammenhielten, bevor sie zerreißen. Das Ansehen des Hauptes erlischt zugleich mit seiner Tribus, langsam, allmählich und auf natürlichem Wege.\*

Aber der Gegensatz der hiesigen Zustände mit den Vorgängen in andern Archipelen fällt in die Augen, und kein Unbefangener wird der Weisheit der englischen Oberbehörde die verdiente Anerkennung versagen.

Und die Bevölkerung? Welche Wirkung übt auf sie die sorgfältige, verständige, ich möchte beinahe sagen, zärtliche Fürsorge der neuen Gebieter? Numerisch, nimmt sie ab! Weniger als anderwärts, nicht ohne einige Schwankungen, aber, alles in allem, vermindert sie sich. Von 160000 Seelen, im Jahre 1871, ist sie, zur Zeit der letzten Zählung, auf 115000 gefallen, während die Weißen: Engländer, Deutsche, Skandinaven und einige Amerikaner, von 200 oder 300 auf 2000 gestiegen sind. Die Masern, von einem englischen Kriegsschiff eingeführt, richteten furchtbare Verheerungen an, und dieser Seuche wird, bis zu einem gewissen Grade, der große Ausfall der Bevölkerung zugeschrieben. Während ich hier verweile rafft der Keuchhusten

---

\* In einigen Gruppen hat das Stammeshaupt all seine Macht bewahrt, wie zum Beispiel in Neubritannien, Neuirland, und, soviel man weiß, in Neuguinea.

Kinder massenhaft dahin und decimirt derart eine kommende Generation. Europäische Krankheiten sind, bei ihrem ersten Auftreten, dem Wilden besonders verderblich. Ich höre behaupten daß, unerachtet vortrefflicher Maßregeln zum Schutze der öffentlichen Gesundheit, die fijische Rasse binnen kurzem erlöschen werde. Mit einigen wenigen Ausnahmen, wie die Inseln Wallis und Fotuna, zeigen sich mehr oder weniger, meist aber in erhöhtem Maße, dieselben Erscheinungen in allen pacifischen Gruppen, mit Inbegriff von Neuzeeland. Ueberall ist die Berührung der Weißen den Eingeborenen verderblich. Zunächst die furchtbaren Wirkungen der geistigen Getränke. Hier ist der Verkauf derselben an Einheimische streng untersagt. Das Bedürfniß nach Arbeitskräften in Queensland (Australien) dessen Klima, überall warm und heiß im Norden, die weiße Arbeit größtentheils ausschließt, hat den labour trade, den Handel mit Arbeitern, in das Leben gerufen. Jedermann kennt die im Beginn hierbei begangenen Grausamkeiten. Neue Flibustiere landeten auf den melanesischen Inseln und bemächtigten sich, durch List oder mit Gewalt, der einheimischen Jugend. Heute ist dies Geschäft geregelt und unter die Aufsicht der Regierung von Queensland und des Obercommissärs in der Westlichen Südsee gestellt. Sehr strenge Vorschriften wurden erlassen und jedem „Rekrutenschiff“ ein queensländischer Regierungsagent beigegeben, dessen Aufgabe es ist für die genaue Einhaltung derselben zu sorgen. Zudem, üben englische Kreuzer der australischen See-Station eine sehr strenge, wenngleich nicht immer wirksame, Controle aus. Die Berichte der sie befehligen Offiziere beweisen nur zu sehr wie viel noch zu thun übrigbleibt. Seit einiger Zeit erscheinen auch deutsche Kriegsschiffe zum Schutze deutscher Unterthanen in diesen Gewässern.

Die Werbetrader kommen also um junge Leute welche ihre Arme für ein, zwei oder drei Jahre verdingen nach Queensland oder den Fiji-Inseln zu transportiren, mit der, nicht immer erfüllten, Verpflichtung sie, nach Ablauf ihrer Dienstzeit,

nach ihrem Dorfe zurückzubringen. Aber nur ein Theil dieser Wilden sieht das Vaterland wieder, und, in der Regel, haben sie aus ihrem Aufenthalte in der gesitteten Welt nur wenig Vortheil gezogen. Gewöhnlich haben sie nur deren Laster sich angeeignet. Die Folge davon ist die beinahe gänzliche Entvölkerung der Neuhebriden und die bevorstehende der Salomonsinseln. Ich werde auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Sir Arthur Gordon und Mr. Thurston haben, um die Fiji vor einem ähnlichen Lose zu bewahren, ein Mittel eronnen durch welches, einerseits, die Auswanderung verhindert und, andererseits, dem Staate eine kleine Einnahmequelle eröffnet wird. Es wurde den Eingeborenen eine in Rohproducten entrichtbare Steuer auferlegt.\* Zu diesem Ende wurden Districtspflanzungen gegründet auf welchen die Männer, unter der Aufsicht und Verantwortlichkeit der Koko und Buli, zu arbeiten verpflichtet sind. Mit dem Ertragnisse wird die Steuer bezahlt. Zugleich aber wird hierdurch den jungen Leuten unmöglich gemacht das Land zu verlassen. In der That gibt es keine Auswanderung, und dies glückliche Resultat wird der eben geschilderten fiscalischen Maßregel verdankt. Dagegen sieht man hier eine bedeutende Anzahl Arbeiter welche von verschiedenen Gruppen Melanesiens herbeiströmen.

Die (methodistischen) Missionare werden beschuldigt durch ihren unverständigen Eifer zur Entvölkerung beizutragen. Im Interesse der guten Sitten, haben sie den Weibern welche sich, mit Ausnahme des Schurzes, mit einer äußerst unvollständigen Bekleidung begnügten ein langes baumwollenes Hemd octroyirt, welches vom Halse zu den Knien, wenn nicht bis zu den Fersen, herabreicht. Auch die Männer werden, bisher ohne Erfolg, ermahnt sich mehr zu bedecken. Diese Neuerung soll auf die Gesundheit äußerst nachtheilig wirken. Die Eingeborenen, mit Kleidern angethan welche sie nie waschen und selbst in der Nacht

---

\* Diese Steuer trägt jährlich 18000 Pfd. St. ein.

nicht ablegen, verlassen ihre Hütten vor Tagesanbruch, setzen sich, schweißbedeckt, der kühlen Morgenluft aus und ziehen sich dadurch Lungenkrankheiten zu, welche vordem unbekannt waren und gegenwärtig große Verheerungen anrichten. Ein vor eine Commission von Aerzten und Beamten geladener Missionar sagte, seiner Ansicht nach, seien die veränderten Gewohnheiten und namentlich die „seit Einführung des Christenthums und der Civilisation veränderte Tracht“ die Hauptursache der großen Sterblichkeit unter den Eingeborenen.\*

Die Annectirungsacte wurde im Jahre 1874 promulgirt. Im Juni 1875 landete der erste Vertreter der britischen Krone in Levuka. Seine Aufgabe war einzig in ihrer Art und ohne Beispiel in der Geschichte der Colonien. Betrachten wir diese Aufgabe und die Weise in welcher sie gelöst wurde.

In verwickelten oder geheimnißvollen Fällen, in Fällen welche den Stoff liefern zu dem was man *causes célèbres* nennt, fragt man vor allem: Wo ist die Frau? In politischen Dingen, wenn ich einem neuen, einem fruchtbaren, einem nicht landläufigen und selbstverständigen, sich jedermann aufdringenden Gedanken begegne, frage ich: Wo ist der Mann? Ich frage nicht wo sind die Männer? Gedanken entspringen in dem Gehirn eines einzigen und nicht in mehreren Köpfen. Ein Mann hat eine Idee. Diese Idee kann in ministeriellen oder parlamentarischen Kanzleien, in Commissionen oder in öffentlichen Sitzungen besprochen, abgeändert, verbessert, verdorben werden, aber weder die Bureaux, noch die *Comités*, noch die Parlamente haben sie erfunden oder entdeckt. Sie ist in dem Kopfe, vielleicht auch im Herzen, eines einzigen Mannes entstanden. Ich frage nun, wer ist der Mann?

Der Mann ist Sir Arthur Gordon, der erste Gouverneur

---

\* „Report of a commission appointed to inquire into the working of the Western Pacific Orders in Council“, Februar 1884, Beilage B. Aussage des reverend A. Robertson 21. März 1883.

dieser Colonie und Obercommissär der Westlichen Südsee.\* Bei der Ausführung leisteten ihm tüchtige Organe, insbesondere Mr. Thurston, wichtige Dienste. Letzterm Beamten verdankte er offenbar werthvolle Auskünfte über die moralischen, politischen, physischen und geselligen Zustände der neuen Colonie, und mit Hülfe dieser verlässlichen Angaben ersann er seinen sofort zur Ausführung gebrachten Plan.

Sir Arthur ist kein populärer Mann. Eine eiserne Hand verträgt nicht wohl den Glacéhandschuh, und ein jeder von uns ist mit den Fehlern seiner guten Eigenschaften behaftet. Ich muß auf diesen Umstand aufmerksam machen weil ich, an Ort und Stelle und anderwärts, über seine hier entwickelte Thätigkeit die übelwollendsten und ungerechtesten Aussprüche vernahm. Aber der Staatsmann, gewöhnt an den Kampf mit den Leidenschaften des Tages, läßt ähnliche Angriffe an sich abprallen. Nicht von den Zeitgenossen erwartet er eine parteilose Würdigung seiner Wirksamkeit. Die Journalistik, er weiß es, ist eine Großmacht, aber sie bildet nur die Meinung des Tages. Die Geschichte schafft die Meinung der Jahrhunderte. Die Journalistik schreibt auf Papier, und die nächste Morgenluft trägt die losen Blätter fort. Die Geschichte meißelt ihre Verdichte in Marmor und Erz.

Die zu lösende Aufgabe war, ich wiederhole es, einzig in ihrer Art. Es handelte sich darum die europäischen Mitglieder der entstehenden Colonie — man weiß aus welchen Elementen sie bestand — zu schützen gegen sich selbst und gegen die Eingeborenen; und, andererseits, die Interessen der Aborigines zu wahren, den von den Weißen begangenen Grausamkeiten und zugleich den beständigen Kriegen unter den Wilden ein Ziel zu setzen. Die Sijiphilen mögen mir den Ausdruck nachsehen; ich glaube Menschen welche eben erst noch ihresgleichen aßen darf man Wilde nennen. Der Friede mußte also zuerst hergestellt und

\* Gegenwärtig Gouverneur von Ceylon.

dann befestigt, das wilde Thier mußte gezähmt werden. Da aber das Mutterland schon lange aufgehört hat mit vollen Händen zu spenden, und vielmehr die Schnüre des Staatsfäckels immer straffer anzieht, da es dem neuen Gouverneur nur spärliche Mittel gewährt, mußte letzterer einen Theil der Verwaltung auf die Schultern der neuen Katechumenen der Civilisation wälzen, was nur möglich war wenn er, statt glatten Tisch zu machen, die alte Verfassung d. h. die von ihm vorgefundenen Gebräuche, Ueberlieferungen und Rechtsbegriffe bestehen ließ. Sir Arthur verfügte weder über eine zahlreiche Bureaukratie, noch über eine beträchtliche Streitmacht, noch über grobes Geschütz und nur über sehr, sehr wenig Geld. Er mußte also mit einheimischen Elementen, denen er einige englische „Magistrate“ beigab, seine Regierung einrichten. Diese einheimischen Elemente konnten nur die Häuptlinge sein, deren jeder in seinem Stamme herrschte. Er mußte also die Häuptlinge für sich gewinnen, was er nur erreichen konnte indem er ihre Autorität nicht vernichtete, wie die Weißen wollten, sondern im Gegentheil erhielt und stärkte. Denn wenn es ihm gelang die Häuptlinge für die neue Ordnung zu stimmen, gewann er auch für dieselbe das Volk, weil eben die Häuptlinge auf ihre Stämme einen maßgebenden Einfluß ausübten. Diesen Weg, welchen er allein entdeckt hatte, betrat Sir Arthur Gordon muthig, entschlossen und ohne langes Bedenken. Sein Nachfolger Sir William de Boeur bewegt sich in derselben Richtung. Wenn die Ergebnisse des von dem ersten Gouverneur erdachten und ausgeführten Systems seinen Erwartungen entsprechen; wenn es, mit den von ihm angewandten Mitteln, gelingt diese Insulaner in den Schoß der Civilisation einzuführen, ohne daß sie unterwegs verschwinden, dann wird Sir Arthur Gordon, als Wohlthäter der Fiji, in der Geschichte Oceaniens für immer einen hervorragenden Platz einnehmen.

Ich fasse das Gesagte kurz zusammen.

Nach langen Zögerungen und langwierigen Verhandlungen

entschloß sich die englische Regierung von den 200 Inseln, darunter 100 bewohnte, welche Takumbau's Reich ausmachten, Besitz zu ergreifen. Beide Theile handelten hierbei unter dem Drucke einer Zwangslage. Takumbau (überdies tief verschuldet infolge eines in den Vereinigten Staaten gemachten Anlehens) hatte zu wählen zwischen der Abdankung und dem gänzlichen Untergang, wahrscheinlich einem gewaltthätigen Tode und der Ausrottung seiner Familie und seines Stammes. Andererseits, mußte sich die englische Regierung fragen ob es länger möglich war, mit gekreuzten Armen, den Greuelthaten beizuwohnen welche in jenen Gewässern von britischen Unterthanen, sozusagen unter den Augen englischer Beamter, englischer Consuln und englischer Seeoffiziere, ungestraft begangen wurden? Konnte sie gestatten daß sich in der Südsee ein neuer Sklavenhandel bilde, nachdem sie, während einer langen Reihe von Jahren, anfangs ohne und endlich mit vollem Erfolge, so große Opfer gebracht hatte um den Sklavenhandel in den afrikanischen und brasilischen Gewässern für immer zu vernichten? Konnte sie länger taub bleiben gegen die immer lauter werdenden Vorstellungen der erregten öffentlichen Meinung in Australien und dem leidenschaftlichen Aufschrei der Philanthropen in England? Zu diesen Gründen der Humanität gesellten sich allerdings zeitliche Rücksichten. Die Fiji wurden als ein irdisches Paradies geschildert, bestimmt den englischen Spinnereien zahllose Ballen Baumwolle zu senden; als eine oder eigentlich mehrere Inseln Malta welche, in Kriegzeiten, England die Herrschaft der Westlichen Südsee sichern würden. Für seine Kriegs- und Handelsmarine wären sie eine uneinnehmbare Seefeste. Diese Hoffnungen blieben und werden immer unerfüllt bleiben. Wäre der ganze Archipel nur eine einzige ungeheurere Baumwollpflanzung so würden seine Erzeugnisse doch niemals hinreichen um die englische Baumwollindustrie von den amerikanischen Producenten unabhängig zu machen; und, was die Verwandlung der Fiji in ebenso viele Seefestungen anbelangt, wird die physische Beschaffenheit der, ihrer Korallen-

gürtel wegen, schwer zugänglichen Inseln die Befahrung dieser Meere für große Schiffe immer äußerst gefährlich machen. Aber, in bescheidenerem Maßstabe, bietet der Besitz dieser Inseln mehrere wesentliche Vortheile; wäre es nur weil die Märkte von Australien und Neuseeland, heute für ihren Bedarf von Colonialwaaren an Java und Mauritius angewiesen, diese Artikel, sobald die Fiji sie in gehöriger Menge erzeugen können, von Levuka und Suva beziehen werden.

In diesem Augenblicke bieten die Fiji ein eigenthümliches und, ich meine im ganzen, befriedigendes Schauspiel. In der einheimischen Welt, allenthalben, Friede. Die Häupter der großen Stämme, in Pairs und Präfecten verwandelt, beschäftigt mit der Verwaltung oder im Parlament, sich untereinander nicht mehr als ehedem liebend, aber die öffentliche Ordnung nie und nirgends störend. Im allgemeinen keine oder äußerst wenige Gewaltthätigkeiten. Das Volk fröhlich, harmlos, nicht arbeitssam, aber zufrieden mit seinem Lose. Bisher hat die den Einheimischen, innerhalb gewisser Grenzen, zugestandene Autonomie nur gute Erfolge aufzuweisen.

In der, rasch zunehmenden, europäischen Bevölkerung ist in den letzten zehn Jahren eine sehr bedeutende Wandlung vor sich gegangen. Der legendäre Schnapphahn von vordem hat ehrbaren und thätigen Bürgern Platz gemacht, deren Arbeit mit Hülfe (hauptsächlich aus Sydney) zufließender Kapitalkräfte befruchtet wird. In mehrfacher Hinsicht gewinnt die junge Colonie eine Familienähnlichkeit mit Australien und Neuseeland. Die Urbarmachung des Bodens schreitet langsam aber stetig fort, und der Handel hat in der letzten Zeit einen unerwarteten Aufschwung genommen. Im Jahre 1883 wiesen die Staatskassen einen nicht unbedeutenden Ueberschuß aus.\*

Ich habe in Vorstehendem meine in verschiedenen aber vertrauenswürdigen Quellen geschöpften Auskünfte gewissenhaft wieder-

---

\* Von 26000 Pfd. St.

gegeben. Ich habe auch die so oft weit auseinanderlaufenden Ansichten über Menschen und Dinge nicht mit Schweigen übergegangen. Hierauf aber mußte ich mich beschränken. Eine eigene Ansicht auszusprechen halte ich mich nicht für berufen. Nur eine Bemerkung sei mir gestattet: die Besitzergreifung der Fiji durch England war eine gute Handlung — und ein gutes Geschäft.

---

### III.

#### Samoa.

Vom 17. zum 29. Juni.

Die Inseln Nina-Tobutava und Tafari. — Die Trader. — Apia. — Die Triumviren. — König Melietoa. — Die deutschen Handelshäuser. — Tutuila. — Fango Fango. — Hübner-Bucht. — Labour trade. — Die Missionare. — Die City of Sydney.

Samoa. Vom 17. zum 29. Juni. — Am 14. mittags, Abreise von Loma Loma. Hierauf drei Tage Windstille oder Gegenwind. Wir haben nun beigedreht, und vor uns liegen, auf einige Meilen Entfernung, die Inseln Nina-Tobutava (Keppel-Insel) und Tafari (Boscowen-Insel). Wir wollen eine Landung versuchen, und das Gully des Kapitäns findet sich alsbald in einem Labyrinth von kaum sichtbaren Rissen. Glücklicherweise naht ein Eingeborener, mit einem Knaben in einem ausgehöhlten Baumstamme kauern, und bietet sich als Pilot an.

Die Atmosphäre ist dicht. Die Sonne, leicht umflort, breitet einen aus Goldfäden gesponnenen Schleier über das innere Becken welches einer mit Edelsteinen besäeten Schale gleicht. Außerhalb des Korallengürtels, schäumt, braust, bäumt sich die dunkelgrüne See wie vom Fieber gerüttelt, im merkwürdigen Gegensatz mit der metallischen Unbeweglichkeit der Lagune. Unser Boot, immer geleitet von dem Mann und dem Knaben in dem schwimmenden Baumstamme, gleitet über Untiefen, windet sich

zwischen halbverborgenen Rissen hindurch, erreicht endlich die niedern, dicht bewaldeten Ufer. Es ist die Insel Nina-Tobutava, getrennt durch einen schmalen Kanal von einer jener zahllosen ringförmigen Eilande welche, die Oberfläche des Wassers kaum überragend, immer mit Cocospalmen bewachsen, eines der charakteristischen Merkmale der Südsee bilden.

Im Norden, nur wenige Meilen entfernt, steigt Tafari, ein kolossaler Kegele, aus den Fluten in die Luft empor. Kaum dreißig Bewohner haben Platz gefunden um an seinem Fuße ihre Hütten zu bauen. Unerachtet der Nähe der Insel, dank der hinter ihr stehenden Sonne und der eigenthümlichen Atmosphäre zeigt sie sich in Gestalt einer dämmernden Silhouette. Die Aehnlichkeit mit Stromboli ist auffallend.

Endlich wird Nina-Tobutava erreicht. Hart am Landungsplatze steht die Kabane einer der drei weißen Residenten der Insel. Sie sind Trader. Trader heißen, in der Westlichen Südsee, Krämer welche australische und englische Waaren liefern, wie Messer, Cotonaden, Feuegewehre (letztere von den Wilden besonders gesucht), und zwar zu den doppelten europäischen Marktpreisen. Der Trader, welcher einen gewissen Theil irgendeines Archipels auszubeuten hat, tauscht sie für Copra und Baumwolle um und gewinnt hierbei, zuweilen 700 ja 800 Procent. Die eingetauschten Producte schickt er nach Apia, Suva, Levuka oder Tonga, an das dort befindliche Haus welches ihn commanditirt hat und diese Artikel, meist mit ungeheuerem Gewinn, nach Europa verschiebt. Ist der Trader ein nüchternen, intelligenter und thatkräftiger Mann, und kommt er nicht bei seinem Geschäft um das Leben, wie ihm das in den melanesischen Archipelen leicht begegnen kann, so ist er in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. Der Unterhalt kostet ihm sehr wenig. Er hat einen Vorrath von conservirtem Fleisch, den er gelegentlich erneuert, nach seiner Insel mitgebracht. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus Yam, Bananen und Hühnern; sein Anzug aus einer Weste und einem Pantalon von Flanell,

welche zugleich die Wäsche vertreten, und aus einem Strohhut bei schönem Wetter, in der Regenzeit, aus einem Südwestler welcher den Kopf, die Stirn und den Nacken schützt.

Aber, leider, sind nicht alle Trader nüchtern, arbeitsam und energisch. Das Klima entnervt sie. Sie arbeiten nur wenn sie müssen, gerade genug um nicht Hungers zu sterben. Viele von ihnen verbringen den Tag in ihrer Hütte am Boden ausgestreckt oder sich im Schatten eines Cocosbaumes in ihrer Hängematte wiegend, allein oder in Gesellschaft einer eingeborenen Gefährtin, thun nichts und verschwinden spurlos. Es fehlt aber unter ihnen nicht ganz an energischen Männern. Sie sind es in der Regel nur zu sehr, diese letzten Epigonen jener verzweifelten Rowdies von vordem, deren Greuelthaten das australische Publikum mit Entsetzen erfüllten und selbst in europäischen Zeitungen einen Widerhall fanden. Blutige Verbrechen kommen noch heute, obgleich seltener, vor. Aber von aller Uebertreibung abgesehen, sind die Zustände noch schlimm genug. So behauptet ein glaubwürdiger Mann mit eigenen Augen gesehen zu haben wie ein Trader, um eine erhandelte Flinte zu prüfen, einen Eingeborenen, der Cocosnüsse pflückte, von dem Wipfel des Baumes herabschoß. Noch anderes dieser Art könnte ich anführen. Endlose Bendetten sind die natürliche Folge.

Aber es gibt auch Ehrenmänner unter den Tradern, wie denn überhaupt ihr, noch kürzlich so übel beleumundetes, Geschäft sich von den Schlacken reinigt seit der Verkehr mit den civilisirten Ländern zunimmt, der einheimische Käufer den wahren Werth der ihm gebotenen Waare kennen lernt, und das Dunkel, welches bisher jene fernen Gegenden umhüllte, allmählich zu weichen beginnt.

Feuergewehre sind, wie bereits erwähnt, der von den Eingeborenen gesuchteste Artikel. Nie mehr als wenn er sich im Kriegszustande befindet oder zum Kriege vorbereitet. Obwol auf den oceanischen Inseln der Janustempel niemals geschlossen wird, sind die Melanesier von Natur feige. Bei ihnen ist der Krieg

nichts als eine Reihe heimtückischer Ueberfälle und Niedermezelung von Weibern und Kindern welche sich in irgendeinem Hohlwege ertappen ließen. Schlachten werden nie geliefert. Begegnen sich, durch einen unerwünschten Zufall, die beiden Armeen so tritt der Kühnste hervor, schleudert dem Feinde einige Schimpfworte entgegen und läuft sodann davon. Dagegen sind die Männer auf Samoa, wie alle Polynesier, geborene Krieger und begegnen sich gerne in offener Feldschlacht.

Aber tapfer oder feige, leben sie, mit kurzen Unterbrechungen, in beständigem Kriegszustande. Der Krieg liegt in ihren Sitten und fördert zugleich die Interessen des Traders. Ganz kürzlich war dem Kapitän eines englischen Kreuzers gelungen zwei große Häuptlinge zu versöhnen. Sie waren an Bord gekommen, hatten sich vor ihm die Hand gereicht und den Frieden beschworen. Unglücklicherweise besaß der Trader jenes Ortes einen Vorrath unabgesetzter Flinten. Der Kreuzer war kaum in See gestochen als die Feindseligkeiten wieder begannen. Allerdings konnte man die Schuld des Krämers nicht nachweisen.

Der Trader, eine Art Robinson Crusoe und offenbar ein friedfertiges Wesen, begrüßt die Fremden auf der Schwelle seines Häuschens. Sein Weib, eine Māori aus Neuzeeland, überrascht uns durch einige Reste von Schönheit, durch ihre edeln Züge, ihre hohe Gestalt und die natürliche Würde mit welcher sie uns willkommen heißt. Sie spricht ein reineres Englisch als ihr Gemahl, obgleich er ein echter Sohn Albions ist. Während wir seine Vorräthe besehen kommen die beiden andern Trader, ein Engländer und ein Däne, und alle drei geben uns das Geleite nach Hihipu, der Hauptstadt der Insel.

Wir schreiten über einen prachtvollen grünen Teppich. Allenthalben exotisches Laubwerk in Fülle, riesige Bäume deren Blätter, breite, schmale, gezackte, abgerundete, sammtartige oder glänzend wie Metall, ihre kühlende Schatten über die am Rasen zerstreut liegenden Korbhütten ergießen. Um die Luft einzulassen sind die Matten welche die Mauern vertreten, aufgerollt, und der Blick

dringt unbehindert in das Innere. Aber niemand ist zu Hause. Im Freien sehen wir nur wenige Männer, darunter einige stattliche Bursche, dagegen viele junge Mädchen welche, bei unserm Anblick, mit erkünstelter Schüchternheit die Flucht ergreifen. Die jungen Frauen aber laufen uns entgegen, betrachten uns mit neugierigen Blicken und brechen in schallendes Gelächter aus. Auch wohlbeleibte Matronen nel mezzo del camin di nostra vita, und alte Weiber, deren körperlicher Umfang jeder Beschreibung spottet, weiden sich an unserm Anblicke. Aber alle diese Wesen, jung, alt, schlank, dick bis zum Unmöglichen, schäkern und lachen und erfreuen sich unserer Gesellschaft. Wir sehen viel röthliches oder blondes Haar.

Die vornehmsten Gebäude sind die Kirche und der Palast des Gouverneurs. Die Kirche zeichnet sich durch ihr kolossales Dach, der Palast durch seine Fensterscheiben aus. Denn man wisse, diese Inseln, welche sich König Georg I. von Tanga vor etwa dreißig Jahren auf friedlichem Wege zu Gemütthe führte, besitzen einen Magistrat, einen Richter und mehrere Polizeisoldaten. Letzteren wird nachgerühmt daß sie es sich zum Vergnügen anrechnen den Tradern die ihnen regelmäßig gestohlenen Milchschweinchen, regelmäßig zurückzubringen.

In einer Hütte finden wir ein Weib welches auf einem gefällten Baumstamme, der ihr als Tisch dient, die Rinde eines gewissen Baumes mittels Hammer schlägen glättet. In dieser Art werden die Schurzgürtel gefertigt. Ein neben ihr kniendes junges Mädchen malt schwarze Flecken auf denselben Stoff und bringt in dieser primitiven Weise eine nicht unschöne und ganz originelle Zeichnung zu Stande. Ein für uns am Rasen aufgerollter Teppich, gleichfalls aus Baumrinde und in ähnlicher Weise gefärbt, ist 14 Fuß breit und 120 Fuß lang.

Aber die Sonne sinkt, und es ist hohe Zeit diese inmitten des Stillen Weltmeeres gelegenen Inseln zu verlassen. Die Seefahrer vermeiden sie wegen des schwierigen Zuganges, daher sie äußerst selten besucht werden. Seit vier Jahren hat hier kein

englisches Kriegsschiff seine Flagge gezeigt. Wir hatten einige Mühe den Rückweg zu finden. Indeß mit Hülfe desselben Piloten, gelang es, über die Untiefen glücklich hinwegzugleiten, an keinem unsichtbaren Riffe zu scheitern und den Spiegeln kurz vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

---

19. Juni. — Vor uns erheben sich 6000 Fuß hoch, die nackten Berge von Savai. Zur Rechten entflieht, bis sie sich am Horizonte verliert, eine bläulich-grüne Hügelkette. Dies ist Upolu. Upolu, Savai und Tutuila sind die drei großen Inseln der Gruppe der Schiffahrer, heute bekannter unter dem einheimischen Namen Samoa. Die Bevölkerungen haben ihre Hütten am Strande gebaut. Das Innere ist unbewohnt.

Die Corvette läßt Savai links liegen, steuert der Nordküste von Upolu entlang, läuft an den gewaltigen Wracken zweier gestrandeter Schiffe vorüber und ankert um 4 Uhr nachmittags vor Apia.

---

20. Juni. — Apia zeigt sich sehr vortheilhaft, mit seinem Gemisch von weißen Häuschen und dunkelgrünen Bäumen, mit den Flaggen der drei Consuln Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten, mit der katholischen Kirche am Rande des Wassers, und den mit Cocospalmen dicht bewachsenen Bergen im Hintergrunde.

Vier große Dreimaster, Barkschiffe und eine Golette, sämmtlich unter deutscher Flagge, ein englisches, ein amerikanisches Schiff und eine Anzahl kommender und gehender Rähne, verleihen dem Hafen ein belebtes Ansehen. An seinem Eingange liegen, zur Warnung der Seefahrer, die bereits erwähnten Wracke.

Eine Menge kleiner Nachen, überfüllt mit Männern und Weibern, umschwärmen sogleich den Espiegle. Erstere zeichnen sich durch die prachtvolle Tatuierung ihrer Schenkel aus. Sie scheinen kurze, schwarze weißgestickte Hosen zu tragen. Die natürliche Hautfarbe ist die des florentiner Bronze. Die Weiber sind lichtbraun, alle Vollblutpolynesier.

Man läßt uns lange auf die Pratica warten. Die Herren Consuln thun wohl daran die Sanitätsvorschriften mit Strenge zu handhaben. Endlich dürfen wir an Land gehen, aber um die vielen Korallenriffe zu vermeiden ist das Gully des Capitäns, im Hafen selbst, zu großen Umwegen genöthigt.

---

Der Consul der Vereinigten Staaten, Dr. Canisius, von Geburt Westfale, naturalisirter Amerikaner, der deutsche Consul, Dr. Stübel, Sachse, dem deutschen diplomatischen Dienstzweige entlehnt, der englische Consul Mr. Churchward, ehemaliger Cavalerieoffizier, bilden das Triumvirat welches in Apia regiert.

Die Municipalität ist, bis zu einem gewissen Grade, den europäischen Factorien in China nachgebildet. Der König hat das Land, auf welchem Apia steht, nicht veräußert aber, mittels einer Leibrente von 20 Dollars monatlich, die Nutznießung und Verwaltung desselben der sogenannten Municipalität abgetreten. Es ist, eigentlich, eine Art Condominium welches die Consuln der drei Vertragsmächte ausüben, nämlich der Mächte England, Deutschland und der Vereinigten Staaten, welche im Jahre 1879 mit dem König einen Vertrag geschlossen haben. Infolge einer andern Convention von demselben Datum, erkennt der König die ausschließliche Gerichtsbarkeit des britischen Obercommissärs für die britischen Unterthanen an, welche in seinem Archipel ansässig sind. Die Municipalität von Apia unterscheidet sich von den Settlements in China dadurch daß hier die Verwaltung, eigentlich die Regierung, durch die Consuln der drei Mächte gemein-

schaftlich ausgeübt wird, während in China, z. B. in Shanghai, die Niederlassungen der Engländer, der Franzosen und der Amerikaner voneinander vollkommen getrennt sind. Bisher ist die Wirksamkeit des Triumvirats eine gedeihliche. Vielleicht das erste Beispiel, allerdings in winzigen Verhältnissen, einer befriedigenden Lösung der kritischen und schwierigen Aufgabe einer Verwaltung geführt durch die Vertreter verschiedener Staaten. Ob dies Ergebnis dem innern Werthe der Municipalverfassung oder der Einsicht und Versöhnlichkeit der Consuln zu verdanken sei, bleibe dahingestellt.\* Der Mechanismus der Verwaltungsmaschine ist äußerst einfach: ein Magistrat und sechs Polizeimänner unter seinem Befehle. Er sowol wie die sechs Polizeiagenten sind Farbige. Dennoch ist kein Fall der Widersetzlichkeit seitens der weißen Residenten bisher vorgekommen.\*\*

Wenn man die engen Grenzen der Municipalität überschritten hat befindet man sich in dem Königreiche Melietoa's. Die Verfassung seiner Staaten ist eine rein patriarchalische. Nur die Familienhäupter besitzen politische Rechte. Sie sind entweder Häuptlinge, Aii, oder Gemeine, Tulafale. Die reichern unter

---

\* Seither sind in Samoa Ereignisse eingetreten welche die guten Beziehungen zwischen den drei Consuln bedeutend getrübt haben.

\*\* Der Magistrat hat eine Besoldung von 15 Pfd. St. jährlich, die Polizeimänner von 20—25 Dollars monatlich. Die Jahreseinnahme der Municipalität beträgt 5000 Dollars. Sie zahlt wie bereits gesagt dem König eine Leibrente von 20 Dollars monatlich und besoldet seinen Magistrat, 10 Dollars monatlich; letzterer hat keine richterliche Befugniß, sondern wohnt den Processen zwischen Weißen und Farbigen nur als Zeuge bei.

Die Bevölkerung der Municipalität zählt 165 Weiße und 218 Mischlinge, zusammen 383 Seelen. Die weiße Bevölkerung besteht aus 75 Deutschen, 41 Engländern, 23 Amerikanern, 13 Holländern und Schweizern, 11 Franzosen und 2 Scandinaviern.

Außerhalb der Municipalität beträgt die nichtsamoaische Bevölkerung ungefähr 200 Personen, darunter 75 Weiße. Die Trader, Engländer, Amerikaner, Scandinavier, arbeiten meist für die beiden auf Samoa bestehenden deutschen Handelshäuser. Die vorstehenden Auskünfte wurden mir in Apia geliefert.

ihnen, oder solche welche eines besondern persönlichen Ansehens genießen, werden hohe Mii oder hohe Tulafale genannt. Diese sind oder vielmehr waren die Großgrundbesitzer des Landes. Die politischen Rechte werden von den Häuptlingen und Tulafale in Dorf- oder Districtversammlungen geübt, je nachdem es sich um Angelegenheiten des Dorfes oder des Districts handelt. Die Autorität dieser gesetzgebenden oder richterlichen Versammlungen wird nie bestritten, während die Versammlungen der Häupter und Tulafale in Mulinuu, wo der König residirt, nur für eine Formsache gelten. Es werden dort Reden gehalten aber keine Beschlüsse gefaßt, welche auch gar nicht für verbindlich betrachtet würden. Melietoa ist nur König für die drei Mächte, welche ihn als solchen anerkannt haben, aber er ist es nur in einem sehr beschränkten Maße oder gar nicht in den Augen seiner angeblichen Unterthanen. Es gibt einen Vicekönig und einen obersten Richter, welche beide in Mulinuu residiren, aber keine organisirte Regierung, keine anerkannte Autorität, kein königliches Prestige, keine Steuern und keinen Heller in den Staatskassen, außer den 20 Dollars welche die Municipalität dem König jeden Monat verabsolgt.

Die Volkszahl wird, in Ermangelung eines Censüs, von den methodistischen und congregationalistischen Missionaren annähernd auf 34000, von den katholischen auf 30000 Seelen geschätzt. Nach den Wahrnehmungen der letztern, hätte sie sich seit dreißig Jahren um 6000 Personen vermindert.

Der Handel befindet sich hauptsächlich in den Händen zweier großer Hamburger Häuser: der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft und des Hauses Ruge u. Comp. Sie haben sehr bedeutende Ländereien angekauft und treiben zugleich Handel und Ackerbau. Auf deutschen Schiffen werden die Producte ihrer

Pflanzungen nach Europa versandt und auf deutschen Schiffen die zum Vertriebe auf den Inseln bestimmten Waaren eingeführt. Eine große Anzahl der letztern ist nicht deutschen Ursprungs. Cottonaden und Feueergewehre kommen aus England, Geräthschaften und Mundvorrath aus Amerika und Australien, das übrige aus Deutschland. Fast alle auf diesen Inseln ansässigen Europäer stehen im Dienste der beiden deutschen Häuser oder handeln für sie. Sowol in Beziehung auf den Handelsverkehr als auf die Bodencultur und Schifffahrt, nehmen diese beiden Niederlassungen eine herrschende Stellung ein. Sie verdanken sie den sehr bedeutenden in Verwendung gebrachten Capitalien, der einsichtsvollen Leitung, dem Rufe der Solidität deren diese Firmen genießen, aber auch, man darf sich das nicht verhehlen, der Abwesenheit einer ernstern Concurrrenz.

Ich hatte Gelegenheit den Deutschen auf verschiedenen Punkten der Erde zu beobachten. Ich begegnete ihm auf meinen Wanderungen allenthalben, und ich fand ihn überall denselben. Er hat vielleicht seine Muttersprache vergessen; dies ist in der zweiten Generation sogar gewöhnlich der Fall; er hat einige Gebräuche des Landes angenommen in welchem er lebt, dem Anglosachsen einige, im „Waterlande“ in seiner Lebenssphäre, unbekannte Bequemlichkeiten sich zu eigen gemacht, aber, in allem was seine geistige Richtung und den Charakter anbelangt, bleibt er Deutscher. Er ist, in der Regel, intelligent, immer frugal, nüchtern, sparsam, geduldig, ausdauernd, muthig aber nicht verwegen. Er sinnt nicht auf raschen Gewinn und liebt nicht zu wagen. In diesem Punkte unterscheidet er sich von dem Anglosachsen welcher, unternehmender als er, sich in verwegene Abenteuer stürzt und sie meistens, nicht immer, glücklich besteht. Der Deutsche schreitet etwas langsamer aber sicherer vor, und läßt sich nicht verdrängen wenn er Wurzel gefaßt hat. Endlich, ist der Deutsche der Volks- und untern Mittelklassen besser unterrichtet als der Anglosache derselben geselligen Schichten und weiß sich leichter den Bedürfnissen seiner neuen Lage anzupassen.

Als Landbauer theilt er mit dem Schottländer den Ruf der erste Colonist der Welt zu sein.

Alles was man in Samoa sieht, soweit es sich um Weiße handelt, hat ein deutsches Gepräge. Es wurde bereits gesagt daß die beiden Häuser, welche diese Inseln beinahe ausschließlich ausbeuten, Handel und Bodencultur cumuliren. Dies System bietet große Vortheile, kann aber, unter gegebenen Umständen, auch große Nachtheile nach sich ziehen. Bisher werfen die Pflanzungen von Upolu keinen Gewinn ab. Wenn die Deutschen fremde Concurrrenz fürchten, so verfügen sie wenigstens über alle Vortheile des beatus possidens. Bisjezt findet der Unternehmungsgeist englischer und australischer Kapitalisten in andern Archipelen der Südsee ein zu weites Feld der Thätigkeit als daß er sich versucht fühlen könnte die festen Stellungen der beiden Hamburger Häuser auf Samoa anzugreifen.

Alles in allem, finde ich zwischen den Engländern und Deutschen, soweit ich sie mit eigenen Augen am Werke sah, eine große Familienähnlichkeit und weder bei dem einen noch bei dem andern die geringste Spur des Verfalles. Sie brauchen den Erfolg nur zu wollen um ihn zu erringen. Sie sind Pares unter den Nationen. Aber England ist reicher als Deutschland, reicher an Kapitalien welche es gezwungen und oft verlegen ist fruchtbar zu machen. Auf diesem Felde würde man sich nicht mit gleichen Kräften messen.

Wir besuchten die der Handels- und Plantagen-Gesellschaft gehörige Pflanzung Utumapu. Zuerst wurde dem Meere entlang geritten, dann kamen wir an einigen Fischerdörfern vorüber, wo wir mehrere mit der Elephantiasis behaftete Kranke sahen, und bogen hierauf, nunmehr immer steigend, nach dem Innern der Insel ein. Nach einem anderthalbstündigen Ritt langten wir am Kamme des Gebirgszuges an welcher das Rückgrat von Upolu bildet. Hier, im Mittelpunkte der Plantage, welche sich von einem Meere zum andern, von der Nord- nach der Südküste ausdehnt, steht auf einem culminirenden Punkte

ein nettes Häuschen welches einer der Aufseher, ein junger Deutscher, bewohnt. Die Aussicht ist sehr ausgedehnt. Ringsum zu unsern Füßen ein Meer von Cocospalmen, und über die Baumwipfel hinweg der weite Meereshorizont. Jene kleine in die See vorspringende Landzunge ist Mulinuu, die Hauptstadt des Königs. Von oben gesehen, bilden die Cocosbäume einen dichten Wald, aber wenn man sich nähert überzeugt man sich daß sie gepflanzt wurden und zwar, mit großer Regelmäßigkeit, in Form eines Schachbretes. Die genau bemessene Entfernung zwischen jedem Baume beträgt 8 Fuß. Eine fahrbare Straße, welche ohne die sorgfältigste Pflege sich alsbald mit Büschen und Schlingpflanzen bedecken würde, erleichtert den Transport der Producte nach den Landungsplätzen. Auch Kaffeebäume werden gepflanzt, mit der Absicht, wenn der Versuch gelingt, sich vorzugsweise auf den Kaffeebau zu verlegen. Man befindet sich eben noch in der Epoche des Experimentirens, aber deutscher Ernst, deutsche Methode und Thatkraft sind unverkennbar.

---

Sehr angenehme Stunden verlebte ich in der katholischen Mission. Der Vorstand ist Mgre. Lamaze, Bischof von Olympus und apostolischer Vicar in Centraloceanien. Vier, junge und alte, französische Priester theilen mit ihm die Mühen, die Sorgen und Gefahren des Apostolats. Er hat ein ausgedehntes Grundstück neben der Kirche und dem Missionshause erworben und auf demselben ein Dorf für seine Neophyten erbaut. Die Nutznießung der von ihnen bestellten Aecker wird ihnen ohne Vergütung überlassen. Sie entfernen sich nur selten aus der „Reduccion“, wie man in Südamerika sagen würde; die Männer sind verheirathet und jede Familie hat eine abgesonderte Hütte. Dies System bewährt sich auch hier wie anderwärts. Die Hauptaufgabe ist die neuen Christen vor der Berührung mit den extramuros lebenden Eingeborenen und mit den Weißen zu bewahren.

In dieser jungen Baumschule des Christenthums sahen wir nur fröhliche Gesichter, gut bebaute Felder und reinliche Hütten. Einige der Männer werden zu Katechisten ausgebildet.

Auf halber Höhe eines Bergkegels steht ein steinernes Kirchlein welches der nahende Seefahrer aus großer Entfernung wahrnehmen kann. Ein heftiger Sturm — in diesen Gegenden glücklicherweise eine seltene Erscheinung — hatte es voriges Jahr zerstört aber, dank den Beiträgen einiger Wohlthäter und der freiwilligen Arbeit welche die Bewohner des katholischen Dörfchens leisteten, war es möglich die Kirche binnen wenigen Monaten neu zu erbauen. Dieser Ort heißt Vacca. Dort werden die künftigen Katechisten erzogen und auch in die classischen Studien eingeführt.

Sonntags wohnten wir dem Hochamte in der Missionskirche bei. Die jungen Eingeborenen, besonders die Mädchen und Frauen, sangen mit melodischen Stimmen. Ich gedachte des ohrenzerreißenden Gefreißes während des Gottesdienstes in den chinesischen Chrétientés und in den Klöstern der katholischen Kopten in Aegypten!

Nachmittags versammelten wir uns auf einem Rasenplatze zwischen der Kirche und dem Priesterhause. Der Bischof, seine Patres und Gäste, die Mitglieder der Gemeinde mit dem Oberrichter des Königs an der Spitze, ließen sich im Kreise nieder. Die Tochter des letztern reichte den Kava.

Der Kava ist ein Getränk welches junge Mädchen aus einer gewissen Wurzel bereiten. Diese wird von ihnen sorgfältig gereinigt, geschabt, gekaut, dann wieder gewaschen, und in dem dergestalt veränderten Zustande in eine große hölzerne Schale gegossen. Das Ergebniß dieser Reihe wenig appetitlicher Operationen ist ein nach Rhubarber schmeckender, bei Weißen und Farbigen gleich beliebter Trank. Bei freundschaftlichen Zusammenkünften, bei öffentlichen Belustigungen sowie bei Empfang von Ehrengästen darf der Kava nicht fehlen. Er wird stets in Gegenwart der Gesellschaft, und in der Regel von

jungen Mädchen von Stande und von guter Aufführung bereitet. Die Gäste sitzen im Kreise, die jungen Mädchen innerhalb desselben neben dem Gefäße welches die Flüssigkeit aufnehmen wird. Darf man aus den unwillkürlichen Grimassen und geschwollenen Backen dieser dunkeln Heben einen Schluß ziehen, so ist dieser Rauungsproceß eine harte Arbeit und setzt gewaltige Kinbacken voraus. Wenn der Trank gebraut ist, klatscht der Herr des Hauses in die Hände, die gesammte Gesellschaft folgt seinem Beispiel, alle Gespräche verstummen, und das Familienhaupt ruft den Namen des Gastes welcher den Ehrenplatz einnimmt. Eine der Jungfrauen nähert sich letzterm langsam, verneigt sich mit Anmuth und reicht ihm den Trank in der halben Schale einer Cocosnuß. Sobald diese geleert oder wenigstens mit den Lippen berührt worden wird sie von neuem gefüllt und von demselben Mädchen, nach ihrer Rangordnung, den übrigen Gästen gebracht.

Die Missionare sagen mir daß sie, auf ihren Reisen, Einladungen zum Kava gerne annehmen, weil diese Versammlungen die Gemüther freundlich stimmen und, später am Abend, Besprechungen über ernste Gegenstände zu erleichtern pflegen.

Nach dem Kava wurde getanzt. Die jungen Katechumenen, den Schurz von Baumrinde um die Lenden gegürtet, das Haar mit einer Blume geschmückt, ein hölzernes Schwert in der Hand, führten mehrere Kriegstänze auf. Weiber und Mädchen nahmen keinen Theil daran. Sie besuchen die Sava nicht, sagte mir einer der Patres mit einem bedeutungsvollen Blick den ich nicht verstand da ich noch nicht wußte was eine Sava ist.

Mittlerweile war es Abend geworden und ein schwaches Lüftchen wehte von der See landeinwärts. Er war einer der heißesten Tage deren ich mich entsinne. In dieser Gruppe zeigt das Thermometer, bei ruhigem Himmel, das ganze Jahr über 25—27° R. Demungeachtet erreichen die Europäer ein hohes Alter, während man unter den Einheimischen wenige Greise sieht.

Beim Abschied sagten uns die Missionare daß, noch in zehn Jahren, die Bewohner von Samoa sich des Namens des Espiègle, des Kapitäns Bridge und des meinigen erinnern würden. Ihr Gedächtniß und ihre Beobachtungsgabe sind außerordentlich. Sie erfinden Namen für die kleinsten Bäche, für Schluchten, Felsblöcke u. s. f., kennen genau die Lebensgewohnheiten der Thiere, sind sehr aufgeweckt und intelligent, letzteres aber nur bis zu einer gewissen Grenze welche sie niemals überschreiten.

Wenige Schritte von der Mission befindet sich das Kloster der Schwestern, mit zwei französischen und fünf einheimischen Nonnen. Die Oberin verließ in 26 Jahren dies Haus nur einmal auf wenige Wochen um in Sydney ärztliche Hülfe zu suchen. Sie ist es die alles schuf, alles organisirte, die die kleine Kapelle, ein Kleinod mönchischer Architektur, erbaute, die viele junge Wesen vor einem schmachlichen Geschick bewahrt und in einheimischen und europäischen Familien die Wohlthaten einer soliden und christlichen Erziehung verbreitet hat. In ihrer für weiße Kinder bestimmten Schule sah ich zwei kleine deutsche Mädchen vom reinsten teutonischen Typus, aber sie wußten nicht ein Wort deutsch und sprachen nur englisch und samoaisch.

---

Die Sonne ist unerbittlich, die Hitze unbeschreiblich, und die Zeit 1 Uhr nach Mittag. Und um diese Stunde brechen wir auf nach Mulinuu! Höfliche Pflichten rufen uns dahin. Mjgre. Lamaze, welcher die Güte hat als Dolmetsch zu dienen, der deutsche und der englische Consul leisten uns Gesellschaft.

Die Hauptstadt des Königs von Samoa, welche ich eher einen Cocoswald nennen möchte, liegt auf einer in das Meer vorspringenden Landzunge, ungefähr zwei Meilen östlich von Apia. Die Häuser, wenn es deren viele gibt, verstecken sich im Gehölze; wir sahen oder erriethen nur wenige. Auf dem Hauptplatze der Residenz, einem baumleeren Raume, steht ein monu-

mentales Holzgerüste, der Galgen. Ganz folgerichtig, wohnt der Oberrichter nebenan in einer niedlichen Hütte. Er und seine Tochter welche Katholiken sind, und deren Bekanntschaft wir im Missionshause gemacht, liefen herbei um dem Bischof die Hand zu küssen. Dann ließen wir uns alle, im Schatten des fatalen Gerüstes, zu einem traulichen Gespräche nieder. Es begann eben eine interessante Wendung zu nehmen als sich hinter uns eilige Schritte vernehmen ließen. Es war ein athemloser Mann welcher offenbar die Absicht hatte uns zu überholen. Er wurde angerufen und wir setzten gemeinsam die Wanderung fort. Dies Individuum trug ein Hemd welches gewiß schon lange keine Wäsche gesehen, und einen Pantalon aus Leinwand welcher sich im Zustande des ärgsten Verfalles befand. Die Züge des Fremden waren nicht vornehm und sein Ausdruck wenig einnehmend. Ihm auch nur ein Wort zu entreißen war vergebliche Mühe. Auf alles was wir sagten antwortete er mit einem wiehernden Gelächter. Erst als wir uns dem Hause in welchem die öffentlichen Versammlungen stattfinden genähert hatten erfuhr ich seinen Namen. Es war der König, und ich gestehe mein wenig ehrerbietiges Benehmen gegen Se. Majestät erregte in mir einige Gewissensbisse.

Je weniger von der Audienz gesagt wird, je besser. Eine geräumige Hütte; der Fußboden mit schmutzigen Matten bedeckt; die Vorhänge, welche die Ringmauer vertraten, aufgezogen um die Luft einzulassen, welche glühend ist. Der König und die Europäer sitzen auf Wiener Sesseln, welche nur bei feierlichen Anlässen dienen, wie z. B. wenn die Consuln kommen, nicht *ad audiendum verbum regium*, sondern um ihre Stimme dem König vernehmbar zu machen. Einige in Eile berufene Häuptlinge kauerten auf den Matten, das Kinn auf die Knie, und den Rücken gegen die Pfeiler gestützt. Einer von ihnen, ein großer Häuptling, hielt mir zu Ehren eine endlose Rede. Dabei schien er einzuschlafen. Wir befanden uns in ähnlicher Verfassung. Endlich riß mir die Geduld. Ich erhob mich: ein zweiter Verstoß

gegen die Etikette. Meine Begleiter thaten dasselbe. Der König, welcher während der Ceremonie geschmachtet oder, in gezwungener Weise, gelacht hatte, lachte nun hell auf und diesmal offenbar herzlich. Jedermann, Wilde und Gesittete, trennten sich mit unverhehlter Freude. Wir statteten noch dem Vicekönig, der einen vortheilhaften Eindruck macht, einen kurzen Besuch ab, und traten dann mit Vergnügen den Heimweg an.

Melietoa ist, wie ich höre, kein Idiot. Er ist ein gewöhnlicher Mensch der, wenn man ihn ruhig gelassen hätte, heute noch einer der großen Häuptlinge auf Samoa wäre oder nicht wäre. Aber man wollte einen König aus ihm machen. Nun ist er aber, wie bereits gesagt, nur König in den Augen der Vertragsmächte, und nicht in der Meinung der andern Häuptlinge, welche ihn niemals aufrichtig als ihren Beherrscher anerkannt haben. Die drei Consule verlangen von ihm, ihrer Pflicht gemäß, Schutz für die, außerhalb Apia, in verschiedenen Theilen der Inseln zerstreut lebenden Europäer, und zu diesem Ende verlangen sie von ihm daß er für die Wiederherstellung und Erhaltung des innern Friedens Sorge trage. Sie haben weder den Beruf noch die Mittel diese Aufgabe selbst zu lösen. Sie wenden sich also an den König. Aber der König ist machtlos. Man sieht, es ist eine falsche und auf die Länge unhaltbare Lage.

Die Vorgänge auf den Fiji- und Tonga-Inseln sind bekannt. England hat den großen Häuptling Georg, dessen Vater bereits der Gebieter des Tonga-Archipels war, als König anerkannt. Ihm steht ein alter ego in der Person des reverend Baker zur Seite. Die Anerkennung durch England befestigte, sie schuf nicht seine Stellung. Auf den Fiji versuchte, von weißen Abenteurern angetrieben, ein ehrgeiziger Chef die andern Stammeshäupter zu unterjochen. Er scheiterte und hatte nur zwischen seinem Untergang und der Entfagung zu wählen, während England sich entschließen mußte entweder von den Inseln Besitz

zu ergreifen oder seine auf denselben ansässigen Unterthanen den Wechselfällen des Zufalles zu überlassen.

Die Analogie springt in die Augen. Auf den Samoa-Inseln müssen bedeutende Interessen gewahrt werden. Die wenigen englischen und deutschen Kreuzer, welche von Zeit zu Zeit in jenen Gewässern erscheinen, können zwar in einzelnen Fällen zuweilen dem Gekränkten zu seinem Rechte verhelfen; sie vermögen nicht den Frieden dauernd herzustellen; aber europäische Interessen können jeden Augenblick zu leiden haben, solange ein dauernder Friede nicht an die Stelle der Fehden getreten ist welche sich, wie intermittirende Fieberanfalle, mit einer gewissen Regelmäßigkeit in kürzern oder längern Zwischenräumen wiederholen. Der Friede setzt eine geregelte Regierung voraus, welche nur möglich ist wenn man einen Oberhäuptling gefunden hat, wie in Tonga, oder eine europäische Regierung, wie in Fiji, welche stark genug sind den übrigen Häuptlingen den Frieden aufzuerlegen. Ein Schattenkönig, wie Melietoa, genügt nicht.

---

Wir führen hier ein bewegtes Leben. Die Anwesenheit eines Kriegsschiffes, an sich ein Ereigniß, bringt einige Abwechslung in das etwas langweilige Dasein der Residenten. Diners an Bord, Diners am Lande, Ausflüge zu Pferd und in Booten. Welcher Contrast mit der sanften Monotonie an Bord unsers Spiegels! Aber das Interessanteste wurde uns am Schlusse des Aufenthaltes geboten. Die Herren Stübel und Churchward haben in dem Hause eines großen Häuptlings der Nachbarschaft einen Ball, eine Sava, veranstaltet.

Die Nacht war schwarz, und der Regen, von einer starken Brise gepeitscht, fiel in Zwischenräumen. Das Gully des Kapitäns Bridge, welches er selbst steuerte, tanzte auf den kleinen sich rasch folgenden Wellen der Lagune und strandete einigemal auf Korallenbänken, aber am Ende gelang es doch in das kleine

Rinnjal einzulaufen, und nahe bei dem Wohnhause des Chefs zu landen. Zuerst wurde, in Gesellschaft der Notablen des Stammes, der Kava genommen, worauf man uns in die große für öffentliche Versammlungen bestimmte Hütte geleitete.

Hier erwartete uns ein eigenthümliches Schauspiel. Der Saal war gedrängt voll. In der Mitte, bei den drei Baumstämmen welche das Dach tragen und die man mit Blumen- und Blätterkränzen behangen hatte, brannte ein großes Feuer. Es war die einzige Beleuchtung. Der deutsche und der englische Consul, die Offiziere und einige Matrosen des Espiègle, zwei oder drei Residenten von Apia, bildeten das europäische Publikum. Die farbigen Zuseher, Männer und Frauen, gehörten den höhern Schichten der einheimischen Gesellschaft an. Nur mit großer Mühe gelang es dem Balletcorps sich durch die Menge Bahn zu brechen.

Ein grellfarbiger Streifen von Kattun mit einigen Cocosblättern geschmückt, oder ein kleiner Schurz von Baumrinde um die Lenden, Blumensträuße im Haar, bildeten den Anzug der Ballerinen. Die prima donna assoluta trug, um ihren hervorragenden Rang zu bezeichnen, eine große blonde Perücke von der Gestalt einer Phrygischen Mütze und, darauf, einen gewaltigen scharlachrothen Federbusch welcher die warmen Töne — von der Farbe des gebrannten Zuckers — der Schultern, des Oberleibes und der Arme zur Geltung brachte. Neben dem Feuer angelangt, ließen sich die Mädchen, von Cocosöl triefend, im ganzen 16 an der Zahl, die Premiere in ihrer Mitte, auf die Matte nieder und erwarteten, still und regungslos wie Statuen, das Signal der Prima Ballerina. Sie gab es indem sie eine Melodie anhub welche während des ganzen Tanzes gesungen wurde. Die Bewegungen, deren Präcision die Europäer in Erstaunen setzte, waren anfangs zurückhaltend, gemessen, langsam, feierlich, dann allmählich beschleunigt, endlich von rasender Schnelligkeit. Diese Damen tanzten mit den Augen, mit den Händen, mit dem Oberleibe. Nur die Beine blieben unbeweglich.

Der Text der Gesänge, nicht die Musik, war zu Ehren des Capitäns Bridge und meiner Person componirt worden, und, in der That, gewisse Töne welche mit unsern Namen einige Aehnlichkeit hatten, wiederholten sich fortwährend. Am Ende des Ballets klatschten die Weißen Beifall. Das einheimische Publikum verhielt sich schweigend.

Nicht so als die Tochter des großen Häuptlings im Saale erschien. Sie ist schön und tugendhaft. Leider kann man dies nicht von allen jungen Mädchen dieser Inseln behaupten. Jene von ihnen deren gute Aufführung allgemein bekannt ist zeigen sich nie anders als in Begleitung einer oder mehrerer Duennen. Ihnen ist die Ehre vorbehalten bei feierlichen Gelegenheiten den Kava zu bereiten, und sie heirathen gewöhnlich Krieger von hohem Range eines befreundeten Stammes. (Man verheirathet sich niemals in derselben Tribus.) Aber abgesehen von dieser der Sittsamkeit gebrachten Huldigung, genießen auch die Mädchen welche keinen Anspruch auf den Tugendpreis erheben der allgemeinen Hochachtung.

Es war also eine vornehme Dame und eine Tugend und überdies eine Schönheit die nunmehr erschien. Alle Blicke richteten sich auf sie, und die dunkeln Gäste begrüßten sie mit einem ehrfurchtsvollen Beifallsgemurmel. Ich hätte ihr 18 Jahre gegeben, aber sie zählt deren nur 13. Sehr wenig bekleidet und den Kopf mit einer riesigen Perücke bedeckt, welche sie aber Mittel fand gleich bei Beginn des Ballets zu verlieren, wodurch die classischen Umrisse des Kopfes und Nackens enthüllt wurden, nahm sie vor dem Feuer zwischen vier Männern Platz. Bei jedem neuen Tanze stimmte einer dieser Koryphäen einen Gesang an. Es waren dieselben Verdrehungen des Oberkörpers, dieselben Bewegungen der Arme und der Hände. In diesem tugendhaften jungen Wesen brannte das göttliche Feuer der Ballerine. Aber nichts in ihren Stellungen und Geberden erinnerte an die Gemeinheiten des Ball Mabile. Endlich erhoben sich die fünf Tänzer. Dies war der kritische Augenblick. Jetzt,

flüsterte mir einer der Consuln in das Ohr, beginnen die Begriffe des Anstandes sich zu verflüchtigen. In der That, die so lange zur Unbeweglichkeit verhaltenen Beine schienen das Versäumte einholen zu wollen. Ein höllischer Reigen folgte. Terpsichore, verhülle dein Antlitz!

Der Kapitän und ich dachten dies sei der Augenblick den Rückzug anzutreten, schon des guten Beispiels halber, welches übrigens für unsere jungen Offiziere verloren war. Ich gestehe daß ich nicht ohne Leidwesen wegging; so anziehend, wenn auch zugleich abstoßend, schien mir dies eigenthümliche, bizarre und von mir nie gesehene Schauspiel. Auf unsern Bühnen vermag man nichts Aehnliches in Scene zu setzen. Und wie wunderbar sind doch diese stets wechselnden Wirkungen des Feuers welches die Lampen ersetzt. Jetzt zeigen sich die Tänzer in strahlender Beleuchtung, jetzt hüllen sie sich in dämmernde Schatten, und nur die glänzenden Augen, welche die Nacht durchdringen, verrathen ihre Gegenwart. Weiterhin verschwände alles im Dunkel wenn nicht in gänzlicher Finsterniß, ohne jenen geheimnißvollen, unerklärlichen Widerschein welcher im Saale umherirrt, bald schwarze Köpfe zeigt mit Federbüschen und Blumen geschmückt, bald dunkle Gestalten, bald auf die Bühne geheftete Blicke. Hierzu kommen das dumpfe Dröhnen des Tam-Tam, das Rauschen der draußen vom Winde gepeitschten Bäume, das Heulen Melusinen, die erstickende Hitze im Innern, die Balsamgerüche welche das mit wohlriechendem Holze genährte Feuer im Saale verbreitet hat. Grotesk und erhaben, ein böser Traum und ein Gedicht, eine Hoffmann'sche Erzählung, eine Dante'sche Vision! Beim Weggehen sehe ich Checco, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zwischen zwei Matrosen sitzen. Er ist entrüstet und jagt mir: „Questo è l' inferno. Io l' ho veduto dipinto. Era tale quale.“\*

---

\* „Es ist die Hölle. Ich habe sie gemalt gesehen. Es war genau dasselbe.“

Und diese selben, kaum bekleideten Weiber, welche sich solchen Unterhaltungen hingeben, sieht man Sonntags, in ihr Normalhemd gekleidet, mit Gesangbüchern beladen, nach der Kirche gehen! Arme Missionare! Umsonst füllen sie das Faß der Danaiden. Man begreift daß sie zuweilen den Muth verlieren.

---

Tutuila. Vom 25. zum 29. Juni. — Aeolus verwöhnt uns nicht. Während 24 Stunden strömender Regen, Gegenwind, hohe See. Aber diesen Morgen lächeln Himmel, Meer und Land. Der Espiègle steuert hart an der hohen Insel Tutuila, umfährt einige senkrecht abfallende von der Brandung gepeitschte Vorgebirge, dringt zwischen steilen Hügelabfällen in einen sich schlangenförmig windenden Kanal und, nachdem er ihn verlassen hat, in die Bai von Pango Pango. Ohne den dichten Wald welcher das Land vom Meeresufer bis an die Gipfel der Berge\* bedeckt, ohne die unzähligen ihn überragenden Wipfel von Cocospalmen, würde ich mich in einem norwegischen Fjord glauben.

Hier gleicht die Bucht einem See. Kein Meereshorizont in Sicht und keine Haifische in dem weiten stillen Becken. Kein Grund sich nicht zu baden. Daher die vielen Tritonen und Najaden welche alsbald herbeieilen. Alle schreien, lachen, gestikuliren, springen aus ihrem hohlen Baumstamme in die Flut, tauchen unter ihm weg, und suchen den Espiègle zu entern. Aber vergebens. Der, in solchen Dingen, strenge Kapitän findet die Toilette der Damen zu unvollständig, und man ruft ihnen vom Deck zu: „Captain Bridge not at home.“ Sie entfernen sich lachend, schwimmen wieder herbei, sind nicht glücklicher und geben endlich den Versuch auf ohne zu schmollen. Später schickt uns der Himmel einige Streifregen. Die Männer, welche ihrem

---

\* Die höchsten 2500 Fuß hoch.

Haarpuze immer große Sorgfalt widmen, bedecken den Kopf mit einem ungeheuern Taroblatte dem sie die Form eines antiken Helmes geben. Ohne es zu ahnen, haben sie sich in Götter des Olymps verwandelt. Die Weiber hüllen den Oberleib in ein einziges riesiges Blatt. Ein poetisches, mythologisches Bild. Diese Insulaner haben eine sehr lichte, olivenartige Hautfarbe. So müssen die Götter des Olymps ausgesehen haben, wenn sie Griechen waren, wie anzunehmen ist.

Aber woher kommen alle diese Leute? Es sind die Dorfbewohner von Fango Fango, welches eine Meile östlich von unserm Landungsplatze hart am Ufer liegt. Zwischen dem Lande können wir einige Häuser oder vielmehr elende Hütten wahrnehmen. Aber mit einem male, wie von plötzlicher Furcht befallen, ergreifen sie die Flucht, die einen in ihren Rähnen, die andern schwimmend, alle in der Richtung ihres Dorfes. Zu gleicher Zeit bemerken wir daß, uns gegenüber im Norden, eine gewisse Anzahl von Rachen, mit Männern und Weibern beladen, vom nahen Ufer abstößt. Das Dorf welches sie verlassen ist Fango Tongo. Diesmal werden die Männer an Bord zugelassen. Sie bieten aus schwerem Holz geschnitzte Streitärte, Gewebe aus Wurzelfasern und andere Gegenstände feil und schreien Schot, Schot! ihre Art das englische Wort shirt auszusprechen. Sie wollen ihre Waare gegen Hemden austauschen, ein um so gesuchterer Artikel als ihn niemand besitzt. Das ihnen gebotene Geld, Schillinge und Sixpence, weisen sie mit Entrüstung zurück.

Im letzten Monat November befanden sich die Bewohner von Fango Fango und Fango Tongo im Kriegszustande. Die Veranlassung dazu hatte der Tod des großen Chefs von Fango Fango, Namens Maunga gegeben. Zwei Thronbewerber standen auf: Maunga Mauma, welcher der Partei des Verstorbenen angehört, und Maunga Lei. Beide erhoben Anspruch auf den Namen Maunga kurzweg und auf die Oberherrlichkeit in der Tribus Fango Fango. In Beziehung auf die Rechtsfrage werde ich dem Beispiele des zur Beilegung des Streites hierher ge-

sandten englischen Offiziers folgen, welcher in seinem Berichte sagte es sei ihm schwer sich über diese Frage eine Ansicht zu bilden. Die Ereignisse, einfacher als die rechtliche Seite des Streites, geben aber einen Begriff von der Natur dieser Kriege und von der Art und Weise wie sie geführt werden. Darum erzähle ich den Fall welcher sonst wenig Interesse böte. Maunga Mauma überfiel und verbrannte theilweise Pango Pango, tödtete einige Krieger und fällte eine gewisse Anzahl von Cocosbäumen, worauf sich Maunga Lei mit seinen Mannen nach dem Dorfe Fango Tongo begab, wo er dasselbe that. Ein Duzend Krieger blieben am Platze. Ein dort lebender norwegischer Trader und sein Weib, eine Eingeborene, retteten schwimmend ihr Leben und fanden Aufnahme bei einem englischen Trader welcher mit seiner Gattin, einer Tahitierin, eine nette Hütte auf der Spitze einer kleinen Landzunge bewohnt. Mit dem katholischen Missionar in Leone, auf der Südküste, sind diese beiden Männer wahrscheinlich die einzigen Weißen in Tutuila. Beide arbeiten für die Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Apia.

In dem Samoa-Archipel bildet der Krieg die ansteckendste aller Seuchen. König Melietoa, welchem wir die Ehre hatten in Mulinnu vorgestellt zu werden, mit Recht beunruhigt, wandte sich an die Consuln, und, auf Ansuchen der letztern, kam Kapitän Auckland auf seinem Schiffe *Miranda* hierher, bemächtigte sich der beiden Prätendenten und brachte sie nach Apia. Sie wurden dem König zur Obhut übergeben und befinden sich dermalen noch als Staatsgefangene in Mulinnu. Nach dem Abgange der beiden Häuptlinge, war es ein Leichtes den Frieden herzustellen. Allerdings ein hinkender und unsicherer Friede.

Alles dies läßt mich kalt. Ich bin nicht in der Lage mich für einen oder den andern der Thronwerber zu entusiastmiren, und weine selbst den zehn oder zwölf Tapfern welche auf dem Felde der Ehre fielen keine Thräne nach. Was mir interessant scheint ist die Veranlassung des Streithandels und der Ausruf fremder Hülfe.

Successionsfragen zwischen Stammeshäuptern wiederholen sich im natürlichen Laufe der Dinge. Da kein Häuptling mächtig genug ist um den beiden streitenden Theilen einen friedlichen Vergleich aufzuerlegen, wird, nothwendigerweise, zu den Waffen gegriffen. In solchen Fällen laufen Europäer, wenn deren sich an Ort und Stelle befinden, die äußerste Gefahr. Kreuzt ein Kriegsschiff in der Nähe, gleichviel welche Flagge es führe, meistens die englische, zuweilen die französische oder deutsche, sehr selten die amerikaniſche, so wird es in der Noth herbeigerufen, oder der Commandant kommt aus eigenem Antriebe weil er dem Blutvergießen und Mordbrennen in den Dörfern nicht wohl mit gekreuzten Armen beizohnen kann. Er kommt also und macht Frieden. Nichts ist leichter. Von der Rechtsfrage hat der Offizier natürlich keine blasse Ahnung. Aber auch angenommen daß er die Gebräuche und das Gewohnheitsrecht der Insulaner kenne (was ganz gewiß nicht der Fall ist), so hat er weder den Auftrag noch die Berechtigung zwischen unabhängigen Eingeborenen das Richteramt zu üben. Ein von ihm gethaner Ausspruch wäre, sowol in den Augen der betreffenden Parteien, als vor jedwedem europäischen Gerichtshofe, wegen Incompetenz des Offiziers, null und nichtig. Er beschränkt sich also darauf die Kämpfenden zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen, was sie auch thun, natürlich mit der Absicht sie wieder zu ergreifen sobald der Kreuzer außer Sicht ist. Dies ist die Geschichte der 14 Fiji-Stämme vor der Annectirung. Dies sind heute noch die Zustände auf Samoa und in den andern unabhängigen Gruppen, mit der einzigen Ausnahme welche Tonga bildet, wo der wahre König ein Weißer, nämlich der reverend Baker ist.

Hier herrscht dermalen eine Art von Waffenstillstand, aber nur deshalb weil beide Theile um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen die Rückkehr ihrer Häupter abwarten, welche dermalen noch die Staatsgefangenen Melietoa's, eigentlich der Triumviren von Apia sind.

Ein Spaziergang in den Gassen von Pango Pango oder vielmehr auf Grasplätzen, zwischen zerstreut liegenden Hütten und Baumgruppen der mannichfaltigsten Art. Die Hitze überwältigend; daher die Wände der Kabanen, d. h. die Matten welche sie bilden, aufgezogen sind, was uns gestattet Weiber und Kinder zu sehen, welche, am Boden ausgestreckt, ihre Siesta halten. Männer, keine oder wenige. Wir wissen nicht was sie thun, wir wissen nur daß sie nicht arbeiten. Warum sollten sie? Spendet ihnen die Natur nicht Cocosnüsse, Yam, Taro, Bananen? Mehr verlangen sie nicht. Wir gehen in die Hütte der öffentlichen Versammlungen. Aber dort wie in der Kirche sehen wir, einige spielende Kinder ausgenommen, keine lebende Seele. Der Kapitän hat einen zum Photographen abgerichteten Matrosen mit an Land gebracht, und es werden mehrere Ansichten aufgenommen. Wir gruppiren die Weiber, was sie sehr unterhält. Aber die Mädchen ergreifen die Flucht. Warum? Doch nicht aus Schüchternheit?

---

Heute empfing der Kapitän hohen Besuch. Die Schwester Maunga Lei's, welche während seiner Gefangenschaft die Zügel der Regierung führt, kam an Bord. Sie ist von mittlern Alter, äußerst beleibt, hat grobe Züge, aber schöne geistreiche Augen und die Haltung einer Gebieterin. Unsere Offiziere nennen sie Duchesse de Gerolstein. Ihre drei Hofdamen, sämmtlich Töchter von Häuptlingen, weniger schön als annuthig, gefielen uns wegen ihres ehrerbietigen und zugleich vertraulichen Benehmens gegenüber der Prinzessin. Die Männer des Gefolges blieben am Deck, aber die vier Damen wurden im Salon empfangen. Sie saßen anfangs auf europäische Weise, ließen sich aber nicht zweimal bitten diese unbequeme Stellung gegen die landesübliche zu vertauschen. Der vornehme Stil verlangt daß man auf beiden Beinen sitzt, das eine dabei aber vorstreckt und den Fuß

in eine vibrirende Bewegung versetzt. Erfrischungen wurden gereicht und wie mir schien gewürdigt, und die „Herzogin“, welche einige Worte Englisch weiß und bei heiterster Laune war, lachte, schäkerte, flüsterte mit ihren Damen, als plötzlich ein verworrener Lärm an unser Ohr drang. Es waren die Leute von Fango Tongo, die Freunde Maunga Mauma's und die kleinen Häuptlinge seiner Tribus welche sich näherten um auch ihrerseits dem Spiegle einen feierlichen Besuch abzustatten. Die Herzogin und ihre Damen erblaßten, aber es war die Blässe des Zorns, nicht der Furcht. Mittlerweile war es zu spät geworden die unbequemen Gäste abzuweisen. Sie befanden sich bereits an Bord, und so standen sich die beiden feindlichen Fractionen gegenüber. Einer der neuen Ankömmlinge, ein junger Mann mit einem häßlichen Gesicht, benutzte die Gelegenheit um im Gedränge einem Manne von Fango Fango seine Streitart zu entwenden. Um sie zu verbergen fand er kein besseres Mittel als sich auf seine Beute zu setzen. Aber das Adlerauge der Herzogin, welche inzwischen am Deck erschienen war, entdeckte den Diebstahl und der Kapitän von ihr benachrichtigt, ließ den Schuldigen einfach über Bord werfen. Ein Matrose beschleunigte die Execution im entscheidenden Augenblicke mittels eines gewaltigen Fußtrittes.

Das Deck war jetzt mit Männern gefüllt. Fast nackt, das Haar mit Blumen oder Federn geschmückt, die Streitart oder Keule in der Hand, bildeten sie zwei gesonderte Gruppen, begingen aber keine thätlichen Ausschreitungen. Die Matrosen und Marinesoldaten waren in doppelter Reihe aufgestellt, und die Schwester des großen Maunga Lei konnte in Begleitung ihrer Damen die Corvette mit den ihrer hohen Stellung gebührenden Ehren verlassend. Inzwischen wechselten die Männer beider Parteien zornige Blicke und Worte welche ich nicht verstand, die aber, offenbar, keine Complimente sein konnten. Einige Augenblicke später zogen sich auch die Fango Tongo-Leute zurück. Die beiden großen Staatsfähne, gefolgt von einem Schwarme winziger Nachen, bewegten sich langsam, ein jeder in der Richtung seines Dorfes. Es war ein

prachtvoller, phantastischer Anblick. Die Herzogin, von ihren Damen umgeben, stand auf der Commandobrücke. Eine sehr beträchtliche Anzahl von Kriegern, deren geölte Körper in der Sonne glänzten, füllten das Schiff vom Helm zum Hintertheil. Am Vorderdeck befand sich eine Estrade auf welcher ein Mann, mit einer großen Axt bewaffnet, unablässlich die tollsten Bocksprünge machte. Dabei stieß er ein wildes Geschrei aus und schien jeden Augenblick, das Gleichgewicht verlierend, über Bord zu fallen. Alle sangen im Chor, mit männlichen fast harmonischen Stimmen, eine ernste melancholische Weise.

Die Männer der feindlichen Partei hatten gleichfalls ihren Hanswurst der, wie jener der Herzogin, auf einem hohen Schemel am Vorderdeck stand aber sich ruhig verhielt. Auch sangen die Männer nicht. Der Zwischenfall an Bord des *Épiègle*, nicht der Diebstahl sondern die Entdeckung und schimpfliche Bestrafung desselben, hatte sie verstimmt. Schweigend zogen sie von dannen.

Nachmittags begaben wir uns nach ihrem Dorfe Fango Tongo. Wir fanden die Notabeln in der großen Empfangshütte beim Kava versammelt. Zwei junge Mädchen bereiteten ihn mit äußerster Anstrengung ihrer Kinnbacken. Wir wurden aber nicht eingeladen einzutreten und an dem Gelage theilzunehmen. In dieser vornehmen Gesellschaft erkannte ich den Gefellen welchen die Strafe heute Morgen so rasch ereilt hatte. Er saß, den Rücken an einen Pfeiler gelehnt, mit einer kurzen Pfeife zwischen den Zähnen, und maß uns mit frechen Blicken. Hierbei blieb es aber.

Weder hier noch in Fango Fango residiren Missionare. Eingeborene Lehrer „*Teachers*“ üben die Seelsorge. Der hier residirende Teacher, ein Mann von etlichen fünfzig Jahren, der aber wie ein Greis aussah, führte uns in seine Hütte. Sie unterschied sich von den andern nur durch ein Glasfenster und einen Tisch auf welchem Gesangbücher aufgestapelt waren. Am Boden lagen zwei junge Mädchen. Man bot uns Cocosmilch, ein den beiden erschöpften Wegfahrern willkommener Trunk.

Als wir unsern Spaziergang fortsetzten gewahrten wir einen Europäer der vor seiner Hütte saß und uns zu sich heranwinkte. Es war der bereits erwähnte norwegische Trader, vormals Matrose. Er erzählte uns den letzten Krieg und gestand daß beide Theile eine bedeutende Anzahl von Nadelgewehren bei ihm bestellt hätten, ein sicherer Beweis daß, nach erfolgter Rückkehr der feindlichen Häuptlinge, der Krieg sofort wieder ausbrechen werde. Die die feine umgebenden eingäscherten Hütten, und die vielen gefällten Cocospalmen und verkohlten Stämme lieferten einen traurigen Commentar zu seiner Erzählung.

Die männliche Bevölkerung spielte am Meeresufer Lawn-tennis! Dies ist ihre Art sich zu civilisiren. Alle Wege führen nach Rom.

---

28. Juni. — Die Stunde der Abreise hat geschlagen. Gestern Morgen, von einer ungeheuern Menge rudender oder schwimmender Tritonen und Najaden umgeben, lichtete der Espiègle die Anker. Im letzten Augenblicke kam die Herzogin an Bord. Sie war sehr einfach gekleidet und schien nachdenkend und traurig. Der Capitän ermahnte sie den Frieden zu bewahren, aber sie schüttelte den Kopf und sagte: „Unmöglich, böse Menschen, nicht gut, bad feelings.“

Unsere Corvette glitt sanft dahin zwischen den sich coulissenartig verschiebenden Vorgebirgen des Fjörd. Nachmittags gewann sie die hohe See und hielt in einer Bucht der Westküste von Tutuila, in der Nähe einer, jahraus jahrein, von gigantischen Wogen gepeitschten Felswand. Die Seefahrer nennen sie Westcap. Der Bucht, welche von den Offizieren des Espiègle gestern und heute zum ersten mal sondirt und aufgenommen wurde, hat man meinen Namen beigelegt. Sie ist tiefgehenden Schiffen zugänglicher als es die Küsten dieser Inseln in der Regel sind und wird, wie man glaubt, mit der Zeit der Mittelpunkt des

Dampfverkehrs zwischen Sydney, San-Francisco, Fiji, Apia, und andern Archipelen werden.

Das kleine am Strande liegende Dorf Boloa besteht, außer der Kirche in welcher der einheimische Lehrer waltet, nur aus einigen armseligen Hütten. Gestern kamen Eingeborene in ihren Rähnen um Früchte und grobes Schnitzwerk feilzubieten. Sie sahen wie echte Wilde aus. Heute haben sie sich nicht gezeigt weil die Sonntagsruhe von den Methodisten sehr streng beobachtet wird.

---

Während Lieutenant Dmmaney und andere Offiziere, unter der Leitung des Kapitäns, mit dem Studium der Bucht beschäftigt sind benutze ich die beiden Tage der Ruhe, wahrscheinlich meine letzten an Bord des *Espiègle*, zu einem Rückblicke auf die sechswöchentliche Kreuzfahrt in der Westlichen Südsee.\*

Der Ausdruck *Western Pacific*, dem man in den englischen Correspondenzen fortwährend begegnet, ist nie präcisirt und in authentischer Weise definirt worden. Aber dem Wortgebrauche gemäß, versteht man hierunter alle oceanischen Archipele zwischen den beiden Wendekreisen und zwischen dem 140.° östl. L. und dem 170.° westl. L. Drei verschiedene Rassen theilen unter sich diesen ungeheuern Raum: die melanesische, die polynesische und die der Papua.

Von dem Gesichtspunkte der Civilisation betrachtet, abgesehen von den eine englische Colonie gewordenen Fiji, unter-

---

\* Meine Quellen sind zunächst die an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen, dann die dem englischen Parlament und dem Deutschen Reichstage mitgetheilten amtlichen Schriftstücke. Kraft einer seither in Berlin (6. April 1886) zwischen Deutschland und England vereinbarten Declaration bedeutet „*Western Pacific*“ jenen Theil des Stillen Weltmeeres welcher zwischen dem 15.° nördl. Br. und dem 30.° südl. Br., sodann zwischen dem 165.° westl. L. und dem 139.° östl. L. (Greenwich) liegt.

scheidet man drei Kategorien: die Neuhebriden, Santa-Cruz, die Salomoninseln, Neucaledonien, Neubritannia, Neuirland u. s. f. deren Einwohner der melanesischen Rasse angehören. Sie sind Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes und noch größtentheils Menschenfresser.

In andern Gruppen, welche die zweite Kategorie bilden, namentlich in denen von Tonga und Samoa, sind die Bevölkerungen, dem Namen nach, christlich und halbcivilisirt. Auf den Tonga herrscht ein sogenannter constitutioneller König, dessen in Wirklichkeit unbeschränkte Macht von einem methodistischen Missionar ausgeübt wird. Die Wallis- und Fotuna-Inseln besitzen eine durchaus katholische Bevölkerung. Die Königin betrachtet ein an sie gerichtetes Breve Pius' IX. als das kostbarste Juwel ihrer Krone. Katholische Missionare leiten ihr Gewissen und die Regierung ihrer Staaten. Auf den Samoa befindet sich ein machtloser König unter der unvollkommenen Oberaufsicht dreier Consuln.

Endlich die dritte Klasse: Inseln deren Bevölkerungen einige Schritte auf dem Pfade der Civilisation gethan haben, welche ihren Häuptlingen gehorchen, an ihren Gewohnheiten und Gebräuchen hängen aber keine irgendwie organisirte Regierung besitzen.

Neuguinea ist beinahe noch Terra incognita.\* Man weiß nur daß die Bewohner aus mehreren durch Ansehen und Sitten geschiedene Völkerschaften bestehen, in großen gut gebauten Dörfern leben, Ackerbau treiben und sehr an ihrem Grundbesitz halten.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Kapitäne Cook und Bright diese Meere der Schifffahrt eröffnet hatten, strömten Abenteurer in Menge herbei, und sehr bald sah sich

---

\* Der Leser ist gebeten nicht zu vergessen daß diese Blätter im Jahre 1884 geschrieben wurden, also vor der Besitzergreifung einzelner Theile dieser großen Insel durch Deutschland und England.

die englische Regierung genöthigt für die Fernhaltung oder doch möglichsie Beschränkung der von ihren Unterthanen begangenen Uebertretungen und Verbrechen Fürsorge zu treffen. Zu diesem Ende wurden mehrere Parlamentsbeschlüsse, der erste unter Georg IV., 1824, publicirt. Die neueste Acte, „Pacific Islanders Amendment Act“ vom Jahre 1875, überweist einem Obercommissär die Gerichtsbarkeit über alle britischen Unterthanen welche in der westlichen Südssee Schiffahrt und Handel treiben oder auf den Inseln anässig sind. Jeder Engländer welcher einen Insulaner mit Gewalt oder durch List aus seiner Heimat entführt soll vor den Gerichtshof des Obercommissärs gestellt werden. Der hierauf bezügliche Order in council wurde, dieser Acte gemäß, 1877 publicirt und steht also seit sieben Jahren in Kraft.\*

Wenn man nach den Ergebnissen dieser neuen Einrichtung fragt, muß man sich gestehen daß sie unbefriedigend sind. Die Ursache springt in die Augen. Der Obercommissär mit seinem Gerichtshofe ist nur competent für Uebertretungen und Verbrechen welche von britischen Unterthanen, weißen und farbigen, untereinander oder zum Nachtheile nichtbritischer Eingeborener begangen wurden. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich nicht auf strafbare Handlungen von Eingeborenen oder Weißen welche keine britischen Unterthanen sind. Alle diesfälligen Vorstellungen des Obercommissärs mußte die Regierung, dem Ausspruche der Kronanwälte gemäß, zurückweisen.

---

\* Das Gebiet, auf welches diese Bestimmung anwendbar ist, begreift die Freundschafts-, Schiffahrts-, Union-, Phönix-, Ellis-, Gilbert-, Marschall-, Salomon-Inseln, ferner die Carolinen, Santa-Cruz, Rotuma und Neuguinea westlich vom 143. Meridian Ost, Neubritannien und Neuirland, endlich die Quisladen, im ganzen eine Region von 3500 Meilen von Ost nach West, und 2500 von Nord nach Süd, fügt aber auch, ohne sie namhaft zu machen, alle, nicht zu den Colonien Fiji, Queensland und New-South-Wales gehörigen, Inseln des West-Pacific hinzu. Der Gerichts-sprengel des Obercommissärs ist sonach sehr unvollkommen definiert.

Daher die große Erbitterung der auf den Inseln ansässigen englischen und australischen Handelsleute und Pflanzer. Sie begriffen eine Gesetzgebung nicht welcher sie, aber nicht ihre deutschen, amerikanischen, skandinavischen Concurrenten, unterworfen waren. In Australien wurden intercoloniale Conferenzen und öffentliche Versammlungen gehalten um gegen die neue Politik in der leidenschaftlichsten Weise zu protestiren.

Vor der Einsetzung eines Obercommissärs und seines Gerichtshofes, war die Polizeigewalt in diesen Gewässern den Commandanten der englischen Kreuzer übertragen. Sie hatten, soviel als möglich, für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, Ausschreitungen britischer Unterthanen und Einheimischer entgegenzutreten, überhaupt eine Art patriarchalischer Gerichtsbarkeit auszuüben. Es wird allseitig zugegeben daß sie diese Aufgabe, im ganzen, mit Takt und Umsicht lösten. Farbige welche nicht britische Unterthanen waren konnten sie nur strafen wenn sich die begangenen Unbilden als ein Kriegsfall, acts of war, deuten ließen. Glücklicherweise ist dieser Ausdruck etwas elastisch, und indem sie ihm, in dem gegebenen Falle, eine größere oder kleinere Ausdehnung gaben gelang ihnen manches Gute zu thun und manches Uebel zu verhüten. Die Erscheinung eines Kriegsschiffes machte immer Eindruck sowol auf die weißen als farbigen Bewohner der betreffenden Localität. Hatte ein weißer britischer Unterthan ein Verbrechen begangen oder den Ruf eines unverbesserlichen Störenfrieds erlangt, so ließ ihn der Commandant des Kreuzers ergreifen und brachte ihn nach Australien um dort vor Gericht gestellt zu werden, oder er deportirte ihn nach irgendeiner andern, von dem Schauplatze seiner Gewaltthaten möglichst fernen Insel. Diese Prozeduren waren allerdings summarisch, in einem gewissen Grade willkürlich, aber sie thaten ihre Wirkung, und kein Trader wagte den geringsten Widerstand. Wahr ist daß viele britische Unterthanen sich der Autorität der Offiziere entzogen indem sie sich für amerikanische Staatsbürger ausgaben.

Die Installation eines Obercommissärs, welcher mit legislativen und richterlichen Befugnissen ausgerüstet war und dem ein Gerichtshof zur Seite stand, machte der eben geschilderten Thätigkeit der Seeoffiziere, grundsätzlich, ein Ende; oder besser gesagt, sie machte sie, da man die Offiziere und ihre Schiffe doch nicht entbehren konnte, schwierig, heikelig, und, wegen der Reibungen zu welchen sie zwischen dem Befehlshaber der australischen Seestation und dem Obercommissär Anlaß geben konnte, nachtheilig für die Sache welcher man dienen wollte. Dieser hohe Functionär — der Obercommissär — ist, übrigens, dem Anscheine nach mächtiger als in der Wirklichkeit. Seine Vorschriften und Ordonnanzen haben zwar Gesetzeskraft, aber das Maximum der Strafen, welche ihm zusteht den Uebertretern aufzuerlegen, darf nicht 3 Pfd. St. oder 3 Monate Gefängniß übersteigen! Seit der Schöpfung dieses hohen Amtes, kann kein britischer Unterthan, was immer für ein Verbrechen er begangen habe oder wie dringend auch, im Interesse der öffentlichen Ordnung, die Ahndung dieses Verbrechens sei, zur Strafe gezogen werden, wenn er nicht vorher vor dem competenten Tribunal erschienen und, unter Beobachtung aller Rechtsformen, verurtheilt worden ist. Bei den großen Entfernungen und der Schwierigkeit des Verkehrs, ist die Folge daß der Verbrecher meist straflos ausgeht. Hieraus folgt dies: die Vollmachten des Obercommissärs (in Beziehung auf britische Unterthanen) sind und bleiben überall, insbesondere in den wenig besuchten Inselgruppen, ein todter Buchstabe, und, andererseits, hat die Schöpfung dieser neuen Behörde der vormaligen, so heilsamen, gerichtlichen Intervention der Seeoffiziere ein Ende gemacht.

Auf die Einheimischen, welche nicht britische Unterthanen sind, steht dem Obercommissär keinerlei Einwirkung zu; er kann aber die Offiziere der königlichen Kriegsmarine, in ihrer Eigenschaft als britische Unterthanen, verhindern irgendeinen Act vorzunehmen welcher sich nicht streng innerhalb der gesetzlichen Grenzen bewegte. Mit andern Worten, der Obercommissär, un-

fähig mit eigenen Mitteln wirksam einzugreifen, besitzt die Mittel, sowol in Beziehung auf Weiße als Farbige, die Mitwirkung der Flotte zu lähmen.\*

Eine Commission, welche die Western Pacific orders in council zu prüfen hatte, und in welcher Sir Arthur Gordon den ersten Platz einnahm, gelangte zu dem Schlusse daß die Bestimmungen dieser Acte „in hohem Grade unbefriedigend“ sind. Sie bringt dann mehrere Verbesserungen in Vorschlag, aber es muß erlaubt sein an ihrer Wirksamkeit zu zweifeln. Denn der Kernpunkt der Frage scheint mir in ihrer internationalen Seite zu liegen, und über diese gleitet der Bericht mit wenigen Worten hinweg. Ich werde hierauf zurückkommen.

Ich habe bereits vom labour trade, der Anwerbung von Arbeitern gesprochen, und man hat gesehen daß an Bord eines jeden Werberschiffes sich ein Agent der queensländischen Regierung oder des Obercommissärs befinden muß, dessen Aufgabe es ist für die genaue Befolgung der bestehenden Bestimmungen Sorge zu tragen. Queensland, dies ungeheuerer noch größtentheils im Innern unbekanntes und unbebautes Territorium, und, in geringerem Maße, die Fiji bedürfen Arme und können, der klimatischen Verhältnisse wegen, nur farbige Männer verwenden. Daher werden auf den Inseln Arbeiter angeworben. Das Gesetz erheischt die freie Einwilligung des sich verdingenden Individuums, aber in Wirklichkeit, mit Ausnahme einiger Stämme auf einigen Inseln, wird der Arbeiter, für die Dauer von drei oder fünf Jahren, einfach gekauft. Der Werber verpflichtet sich ihn, nach Ablauf seiner Dienstzeit, nach seiner Heimat zurückzubringen, aber nicht immer wird die Zusage gehalten. Dieser Menschenhandel findet unter verschiedenen Verkleidungen statt. Den Häuptlingen, Verwandten und Freunden der jungen Leute welche man anwerben will werden Geschenke angeboten,

---

\* Ich citire hier beinahe wörtlich den Bericht der Western Pacific Royal Commission datirt London 1883.

und sie selbst bringen die Rekruten, ob sie wollen oder nicht, an den Strand. Ein anderes, häufig angewandtes, Mittel besteht in betrügerischen Versprechungen welche wer sie macht weder die Absicht noch die Macht hat zu halten. So geschieht es daß junge Leute, durch glänzende Anerbieten verleitet, sich, trotz dem Verbote des Hauptes ihres Stammes, oder ihrer Gemeinde oder ihrer Familie, aus der Heimat entfernen. Hierdurch begehen sie, nach den Begriffen des Insulaners, eines der gehässigsten Verbrechen deren der Mensch fähig ist, denn in Oceanien besteht das Individuum als solches nicht, sondern ist ein ergänzender Theil der Gemeinde welcher es angehört. Man weiß aber sehr wohl daß der wahre Schuldige der Werber war. Man rächt sich also, aber nicht an ihm denn er hat bereits, so rasch er konnte, mit seinem Rekruten das Weite gesucht, sondern an dem ersten Weißen dem man begegnet. Hierin handelt die Insulaner, von ihrem Gesichtspunkte aus, nur folgerichtig, eben weil sie kein Individuum sondern nur die Gemeinde kennen. Sie halten sich also an die Gemeinde der Weißen, d. h. an diejenigen welche die weiße Hautfarbe miteinander gemein haben. Aber der Werber welcher unerachtet des Verbotes des Hauptes der Tribus oder der Dorfgemeinde junge Leute entführt hat beging keinen Verstoß gegen die Acte von 1872 und 1875; denn diese Acte verlangen nur die individuelle Zustimmung des Einheimischen, his own consentment. Er hat also nicht das englische Gesetz wohl aber eine der Fundamentalbestimmungen verletzt auf welchen das bürgerliche Dasein der Insulaner beruht und, in den meisten Fällen, zu blutigen Repressalien Anlaß gegeben, welche einem oder mehrern Weißen das Leben kosten.

Das hier Gesagte findet in dem mehrfach angeführten Commissionsberichte seine Bestätigung. Nicht unerwähnt darf bleiben daß alle Europäer welchen ich begegnete, die einen (sehr wenige) mit Entrüstung, die andern lachend zugaben daß, in den meisten Fällen, die Arbeiter von den Häuptlingen für einen in vorhinein ausbedungenen Preis dem Werber überliefert werden. Auf den

Salomoninseln, schicken die Chefs für ein schönes Geschenk ihre Sklaven oder Stammesangehörigen an den Strand wo der Rekruteur sie ergreift und an Bord schleppt.

Es wurde oben gesagt daß alle jene welche Arbeiter dingen gesetzlich verpflichtet sind letztere, am Ende ihrer Dienstzeit, nach ihrer Heimat zurückbringen zu lassen, und daß dies nicht immer geschieht. Sehr oft wird hierbei auch mit sträflicher Nachlässigkeit verfahren. Wenn die armen Leute auf einer Insel oder in der Nähe eines Dorfes, wo sie nicht zu Hause sind, gelandet werden so geschieht es häufig ja fast immer daß sie von andern Wilden erschlagen und gefressen werden. Man kann dies in dem erwähnten officiellen Commissionsbericht lesen.

In Australien wird über alle diese Unregelmäßigkeiten soviel als möglich mit Stillschweigen hinweggegangen. Noch lieber würde man die Augen ganz zudrücken. Darum steht doch außer Zweifel daß während der „Arbeiterfaison“ d. h. zwischen Mai und September, um welche Zeit die Werberschiffe ihr Geschäft betreiben, die Inseln alljährlich der Schauplatz von Gewaltthätigkeiten sind, welche aber der öffentlichen Kenntniß meist entzogen werden. In Queensland ist das Bedürfniß nach Arbeitern so gebieterisch daß die Behörden — wenigstens werden sie dessen allgemein, vielleicht mit Unrecht, beschuldigt — die beständigen Gesetzesübertretungen der Werbkapitäne und die sträfliche Gefälligkeit der sie begleitenden Regierungsagenten, absichtlich nicht bemerken. Ihrerseits legen sich die Melanesier in den Busch, erwarten die Mannschaft des von den Werbern an Land geschickten Bootes und machen sie nieder wo und wie sie können.

„Auf den Neuhébriden und den Salomoninseln“, sagt Kapitän Moor\*, „ist ein großes Verdienst einen Weißen umzubringen. Nach vollbrachtem Verbrechen, begeben sich die Thäter unter Führung des Tam-Tam nach ihrem Dorfe und erzählen

---

\* Bericht des Kapitäns Moor, von J. B. M. Dart, an den Commodore Erskine in Sydney, 7. November 1883, „Blue Books“.

daß sie einen Weißen erschlagen haben. Als bald verbreitet sich hiervon die Nachricht in der ganzen Gegend.“

Jeder Kapitän eines Werberschiffes und jeder Regierungsagent auf demselben ist mit einem gedruckten Schreiben versehen welches seine Befugnisse und Verpflichtungen aufzählt. „Diese Instructionen“, fährt Kapitän Moor fort, „sind ein todter Buchstabe. Wenn der Offizier eines Kreuzers die Vorweisung des Briefes verlangt lächeln die Kapitäne wie über einen bureaukratischen Scherz, oder sie ziehen ein schmutziges, abgenutztes Exemplar hervor auf welchem sie die wesentlichsten Bestimmungen radirt haben, nämlich: 1) daß der Arbeiter sich freiwillig verbinden müsse und 2) daß den Personen welche den Arbeiter verschaffen kein Geschenk — trade — gemacht werden dürfe. Stellt der Offizier sie hierüber zur Rede, so antworten sie: «Wenn ich mich an das Reglement hielte, würde ich mit einem leeren Schiffe nach Hause kommen», was vollkommen richtig ist; aber wenn die Arbeiter nicht in einer dem Gesetze gemäßen Weise aufgetrieben werden können, so geschieht deren Aufnahme unter Umständen welche unverträglich sind mit der Ehre der englischen Flagge.“

Die Stellung der Regierungsagenten, wenn sie ehrliche Leute sind, ist eine äußerst peinliche. Einerseits ist der Agent an die Befehle der brisbaner Regierung gebunden, welche er aber nicht auszuführen vermag. Allerdings — und das ist sein Trost — unterzieht die Regierung sein Benehmen keiner sehr strengen Prüfung, denn es ist ihr hauptsächlich darum zu thun daß möglichst viele Arbeiter in Queensland eingeführt werden. Andererseits, befindet sich der Agent in den Händen des Kapitäns dem er beigegeben ist. „Nicht er“, sagt Kapitän Moor, „sondern der Schiffspatron wählt die Vertlichkeit wo er sein Geschäft zu betreiben gedenkt. Der Agent weiß vielleicht daß der Ort gefährlich ist, und daß es wahrscheinlich zu Flintenschüssen kommen wird. Aber da seine Instruction ihm vorschreibt die Operationen des Kapitäns zu begünstigen, begnügt er sich damit

gewisse Unregelmäßigkeiten hintanzuhalten. Haben unangenehme Vorfälle stattgefunden, so sucht man sie zu verheimlichen. Die Kapitäne gefallen sich darin einen fecken Handstreich glücklich zu vollziehen. Aber wenige können leugnen daß sie, auf einer jeden Reise, wenigstens zweimal in ihr Tagebuch einschreiben müssen: «Eingeborene hinter den Bäumen auf Boot geschossen. Feuer erwidert. Wirkung unsers Feuers unbekannt. Joo oder Sim, oder irgendein anderer Eingeborener der Mannschaft geblieben. Begraben in tiefem Wasser.» Ich citire nur Fälle wo geschossen wurde. Ich kenne aber viele andere. Die Eingeborenen schießen auf jedes Boot welches an Land geschickt wird, hauptsächlich um sich der Flinten und der für die Bezahlung der anzuwerbenden Arbeiter bestimmten Artikel zu bemächtigen.“

Die Flinte spielt eine große Rolle. Ihr Einfluß auf die Zustände der Westlichen Südsee ist bereits fühlbar. Kapitän Bridge\* berichtet daß „in den Neuhebriden die Wilden Feuer=gewehre jeder Art besitzen, und daß diese Waffen auf Trade=schiffen eingeführt werden. Die aus Queensland zurückgeschickten Arbeiter bringen fast immer treffliche Jagdflinten nach Hause, Pulver ist ein Tauschmittel geworden und dient als laufende Münze. Der unter den Wilden immer mehr verbreitete Gebrauch und die steigende Einfuhr von Feuer=gewehren ziehen beklagenswerthe Folgen nach sich. Es ist heute schwieriger als ehemals Verbrechen zu ahnden. Ein jedes Unternehmen dieser Art erheischt, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des meist unbekanntem Terrains, ernster Vorbereitung und stellt bedeutende Verluste in Aussicht. Um ein paar Wilde welche auf Weiße schossen zu strafen ist es nothwendig einen kleinen Feldzug zu unternehmen. Da die Kriege zwischen den Tribus beständig sind bilden Präcisions=gewehre den gesuchtesten Artikel. Um sich deren zu verschaffen bieten die Häuptlinge dem Werber Männer und Weiber ihrer

\* An Bord des Espigle, Hanover-Harbour (Neuhebriden), 27. April 1883, „Blue Books“.

Tribus an. Endlich, sind die Kriege zwischen den Inselbewohnern mörderischer geworden.“

Hören wir auch einen nichtenglischen Zeugen dessen Aussagen das eben Vernommene bestätigen.

Der Befehlshaber eines deutschen Kriegsschiffes, Kapitän Karcher, berichtet aus Batavia, 6. Juli 1883\*: „Eine Quelle beständiger Gefahr ist der Umstand daß die Insulaner die verschiedenen Nationalitäten nicht zu unterscheiden vermögen und den ihnen von einem Weißen zugefügten Schaden an dem ersten Weißen dem sie begegnen zu rächen suchen. Jedermann ist der Ansicht daß die Arbeiterwerber hieran schuld sind. Gewiß kann man den Erzählungen der Pflanzer keinen unbedingten Glauben schenken, aber wenn nur die Hälfte wahr ist von dem was mir der Consul sagte und andere bestätigten, so ist die Anwerbung von Arbeitern einfacher Sklavenhandel. Diesen Angaben zufolge, kaufen die Kapitäne nicht nur junge Leute für Feuegewehre, darunter auch Hinterlader, und für Munition, sondern locken sie auch unter dem Vorwande Handel treiben zu wollen an Bord und halten sie dort gewaltsam zurück. Andere, welchen sie auf offener See in ihren Rähnen begegnen, werden einfach entführt.“ Derselbe deutsche Kapitän fügt, beinahe mit den Worten des Kapitäns Moor, hinzu: „Wenn die Regierungsagenten ihre Weisungen befolgten, würden die meisten Arbeiterschiffe ohne Arbeiter zurückkehren. Sie schließen also die Augen, lassen den Kapitän gewähren und beschränken sich darauf zu bestätigen daß keine Unregelmäßigkeit vorgekommen ist. Die Dolmetscher dienen als Lockvögel. Daher die blutigen Zusammenstöße.“

Dies sind die Zustände in der Westlichen Südsee, wie sie von den berechtigtesten Zeugen geschildert werden und wie sie sich mir, bei eigener Betrachtung, darstellten.

---

\* Beilage des mehrfach citirten Commissionsberichts, Sir Arthur Gordon's und Consorten. Von mir aus dem Englischen übersezt, da ich den deutschen Text nicht besitze.

Welche Nationen sind an der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung in diesen fernen Gewässern am meisten interessirt und daher zur Wahrung derselben vor allen andern berufen?

Zunächst England mit Inbegriff der australischen Colonien: Queensland, durch Lebensinteressen genöthigt sich Arme zu verschaffen welche sie unter den australischen Aborigines, der tiefstgefunkenen Rasse der Menschheit, nicht findet; New-South-Wales welches den Traders in Oceanien Geld vorstreckt; Victoria welches die Menschen liefert: Pflanzler und Kaufleute, vorzüglich letztere.

Zu zweiter Stelle, Deutschland; die Vereinigten Staaten in bedeutend kleinern Verhältnissen; endlich Frankreich. Mit Mexico und den südamerikanischen Freistaaten bestehen soviel wie keine Beziehungen. Sie kommen hier also nicht in Betracht.

England. Die Zahl der Engländer auf den Inseln ist vielleicht geringer als die der Australier; aber aus England kommen die Kapitalien, entweder direct oder durch Vermittelung australischer Banken; England besitzt den großen Archipel der Fiji, und England ist es welches, durch seinen Ober- und zwei Untercommissäre und unter Mitwirkung seiner Kriegsschiffe, die Ordnung in den Gewässern und auf den Inseln der Archipele zu wahren sucht. Und hier erlaube ich mir die gewiß von niemandem, der die Zustände kennt, bestrittene Behauptung auszusprechen daß die britische Regierung, mit Einsicht und Eifer bedient und bedeutende Kosten nicht scheuend, diese schwierige Aufgabe unablässig, thatkräftig und, unerachtet des unvollständigen Erfolgs, mit immer neuen Anstrengungen zu lösen beflissen ist.

Das wichtigste, aber ein unruhiges, allzu rühriges und zu Uebergreifen geneigtes, Element liefern die australischen Colonien. Immer unter dem Drange der Nothwendigkeit sich Arbeitskräfte zu verschaffen, hat die queensländische Regierung vor zwei Jahren, auf eigene Faust, Neuguinea annectirt. Als die englische Regierung, aus triftigen Gründen, diesen Act für nichtig erklärte, geriethen die Colonien in gewaltige Aufregung. Eine

Annectirungspolitik wurde und wird noch heute mit Ungestüm verlangt. Das Stille Weltmeer, wenigstens der westliche Theil, soll ein australischer See werden. Die, seither, fallen gelassene Absicht der französischen Regierung ihre Strafcolonie auf Neucaledonien zu erweitern wurde als Grund dieser ehrgeizigen Bestrebungen angegeben; in Wahrheit lieferte sie nur den Vorwand.

Die deutschen Interessen sind hauptsächlich durch drei Hamburger Häuser vertreten, deren zwei bereits besprochen wurden. Ihre Handelsbeziehungen umfassen die Samoa-, Tonga-, Gilbert-, Marschallgruppen, die Carolinen und beinahe sämtliche melanesische Inseln. Auf Upolu und Savai (Samoa) und einigen andern Inseln haben sie große Pflanzungen gegründet. Sie allein unterhalten directen Schiffsverkehr mit Europa (Hamburg) mittels großer Schnellsegler welche von ihnen gemiethet werden oder ihr Eigenthum sind und unter deutscher Flagge fahren. Sie beschäftigen mehr als 200 Traders, meistens Deutsche. Aber die eingeführten Waaren sind überwiegend englischen, australischen oder amerikanischen Ursprungs. Die in mehreren Gruppen überwiegende Bedeutung der deutschen Häuser ist allgemein anerkannt und durch die dem englischen Parlamente vorgelegten Schriftstücke bestätigt.

In den Vereinigten Staaten hat sich die öffentliche Meinung, seit langer Zeit, von Unternehmungen im Auslande abgewandt. Neuzerst eifersüchtig auf jede fremde Einmischung in die Angelegenheiten des amerikanischen Continents, ist die Republik fernem Expeditionen sowie jeder Action abgeneigt, welche auf die Entwicklung der Hülfquellen ihres ungeheuern Territoriums nachtheilig wirken könnte, denn in dieser Entwicklung erkennt sie die Hauptquelle ihres Reichthums und ihrer Macht. Daher kommt es auch daß die nordamerikanische Flagge in der Südsee immer seltener wird. Selbst die amerikanischen Walfischfänger fangen an ihre Schiffe zu verkaufen weil das Product ihrer Jagd die neuerliche Concurrenz mit den Mineralölen nicht zu bestehen vermag.

Frankreich zählt, hier, in seiner Eigenschaft einer Seemacht ersten Ranges. Aber seine Besitzung in der Westlichen Südsee, Neucaledonien, ist eine Strafcolonie. Frankreich ist vertreten durch Missionare, Offiziere, Seeleute, Beamte und Deportirte, aber durch keine Colonisten. Die in ihrem Besitz befindlichen oder von ihr protectirten Inselgruppen im Ost-Pacifisch sind bedeutender, und die französische Flagge zeigt sich in allen Gewässern des Stillen Weltmeers.

Umfaßt man mit Einem Blick die von mir geschilderten Zustände, so erkennt man sofort daß das Bedürfniß nach Armen der Kernpunkt dessen ist was man, in kurzem, die „pacifiche Frage“ nennen wird.

Ja wohl, Arme! Man kann sie nicht entbehren, und da man in den Mitteln nicht wählerisch ist nimmt man die Arme wo man sie findet, so sehr, daß man bald keine mehr finden wird. Nicht die Inseln verlangt man sondern die Insulaner. Die Sterblichkeit unter den farbigen Arbeitern in Queensland ist fabelhaft. Ich enthalte mich hier die mir genannten Ziffern zu geben weil ich glauben will daß sie übertrieben sind. Thatsache ist aber daß es immer schwieriger wird sich Menschen zu verschaffen; daß die Neuhebriden, infolge des beständigen Ueberlaffes, fast keine mehr liefern; daß die Salomoninseln sich entvölkern; daß überall, mit wenigen Ausnahmen, die Einwohnerzahl sichtlich abnimmt. Und dennoch haben sich, in mehreren Archipelen, die Zustände gebessert. Seit der Ankunft der Missionare und dem häufigeren Erscheinen englischer Kreuzer, haben sich die Sitten gemildert, verringern oder verkürzen sich die Kriege zwischen den Stämmen. Auf den Fiji und auf andern Inseln ist der Kannibalismus verschwunden; aber die Zahl der Einwohner nimmt, nichtsdestoweniger, fortwährend ab. Eine der Hauptursachen dieser Erscheinung ist ohne allen Zweifel, jedermann gibt dies zu, die Anwerbung der Arbeiter, der labour trade. Die jungen Leute gehen fort und kehren nicht wieder oder doch nur in sehr geringer Zahl. Man tödtet die Henne mit dem goldenen Ei.

Ich sehe hier ganz ab von der philanthropischen Seite der Frage oder, wie ich lieber sagen möchte, von den Rücksichten der christlichen Liebe, welche doch auch in Betracht kommen, und welche, niemand kann das bestreiten, auf die Intervention der englischen Regierung einen wesentlichen Einfluß üben. Ich stelle mich hier ausschließlich auf den Standpunkt der materiellen Interessen Europas und Australiens, soweit sie sich auf diesen Theil Oceaniens beziehen.

Diese Interessen sind sehr bedeutend. Man treibt hier Handel und man bebaut das Land. Die Bodencultur befindet sich noch im Stadium der Experimente. Die deutschen Häuser, welche sehr große Ländereien erwarben, ziehen aus ihnen noch keinen Gewinn. Die kleinen englischen und australischen Farmer klagen daß sie nicht aufkommen können. Einige Großgrundbesitzer gedeihen. „Neue Reiche“ habe ich aber in Oceanien nirgends begegnet. Wie dem sei, so viel ist gewiß, die Schwierigkeit Arme zu finden wächst von Jahr zu Jahr. Die deutschen Häuser klagen über englische und australische Concurrrenz auf dem Gebiete des labour trade, und umgekehrt. Thatsache ist daß, wenn der farbige Arbeiter fehlen sollte die Pflanzungen aufgegeben werden müßten.\* An der Stelle der Insulaner würde man zu den Chinesen Zuflucht nehmen müssen. Aber der Chinese kostet mehr und verdrängt in der Regel den Weißen. Tausend Belege, aus verschiedenen Theilen der Erde, ließen sich anführen. Die Erhaltung der melanesischen Rasse ist also für den weißen Pflanzler in Oceanien eine Frage um Sein und Nichtsein.

In Beziehung auf den Handel ist es klar daß die Zeiten wo 700, 800, 1000 Procente vom Kapital gemacht wurden sehr bald der Vergangenheit angehören werden. Die Insulaner lernen mit jedem Tage die ihnen gebotenen Artikel nach ihrem

---

\* Die deutschen Häuser sinnen auch bereits auf Errichtung eigener Arbeitercolonien.

wahren Werthe schätzen. Was sie vor allem suchen sind Waffen. Was sie dafür bieten sind Menschen. Eine doppelte Art sich zu vernichten. Aber die Vernichtung der Schwarzen ist der Ruin der Weißen.

Es scheint mir daß man sich in einem fehlerhaften Kreise bewegt aus welchem es nur einen Ausweg gibt: Schutz dem Farbigen gegen den Weißen und gegen sich selbst. England hat den Versuch gemacht aber nur unvollständige Erfolge erzielt.

Die mehrmals citirte Commission bestätigt die Unzulänglichkeit der von dem Order in council angeordneten Maßregeln. Warum sind sie unzulänglich? Weil, in Gemäßheit des Völkerrechts, die Action des britischen Obercommissärs und seiner Organe sich auf weiße und schwarze Unterthanen Englands beschränken muß und weil sie nicht auf andere Staatsangehörige, und auf nichtbritische Eingeborene nur in den sogenannten Kriegsfällen, ausgedehnt werden kann. An dieser Beschränkung scheiterten die Bestrebungen der englischen Regierung. Ich habe bereits meine Zweifel an der Wirksamkeit der von der Commission beantragten Verbesserungen ausgesprochen. Das einzige wirksame Heilmittel sehe ich in einer internationalen Uebereinkunft deren Bestimmungen auf alle in den pacifischen Inseln und Gewässern lebenden oder reisenden Menschen anwendbar wären. Eine solche, von allen europäischen und amerikanischen Staaten anerkannte, Uebereinkunft wäre von den Mächten zu schließen welche an der Erhaltung der Ruhe im Stillen Weltmeer und an dem Wohlfsein der Eingeborenen am meisten interessirt sind. Ihnen liegt, folgerichtig, ob die genaue Befolgung der Bestimmungen dieses Vertrages zu erzwingen. Diese Mächte sind, in der Reihenfolge der Bedeutsamkeit ihrer Interessen angeführt, das Britische Reich, Deutschland, die Vereinigten Staaten und Frankreich.\*

---

\* Ich brauche kaum zu bemerken daß als ich dies Tagebuch schrieb, Deutschland seine neue Colonialpolitik noch nicht inaugurirt hatte. Die seit-

Die Aera der Entdeckungen naht ihrem Schlusse. Allen-  
 halben, auf dem weiten Erdenrunde, sinken die Nebel des Un-  
 bekannten und der Entfernung. Auch die Südsee, einst nur sel-  
 ten von kühnen Seefahrern besucht, erschließt sich heute dem  
 Unternehmungsgeiste und der Thätigkeit aller Nationen. Es ist  
 Zeit ihr ihren Antheil zu gewähren an den Rechten und Pflich-  
 ten der gesitteten Welt.

---

In der Geschichte der oceanischen Inseln, welche noch zu  
 schreiben ist, werden die Missionare eine hervorragende Stelle  
 einnehmen.

Die ersten welche hier erschienen waren Wesleyaner oder  
 Methodististen. An die Constitutionen ihrer Kirche gebunden, welche  
 weder ein Centrum, noch ein Haupt, noch eine Hierarchie kennt,  
 stehen die Missionare der von Wesley gegründeten Sekte, bis  
 zu einem gewissen Grade, unter dem Einflusse der Wesleyan  
 Methodist Society in Sydney deren Thätigkeit sich über Neu-  
 seeland, Fiji, Rotuma, die Tonga- und einen Theil der Samoa-  
 Inseln, Neubritannien und Neuirland erstreckt. Sie liefert die  
 nöthigen Fonds, unterzieht die Missionare ihrer Beaufsichtigung  
 und erhält von diesen regelmäßige Berichte welche sie, für den  
 Gebrauch der Mitglieder der Gesellschaft, veröffentlicht.\*

Auf den Fiji gibt es nur katholische und wesleyanische Mis-  
 sionare. Dasselbe ist nicht der Fall in den andern Archipelen  
 wo das Apostolat von Organen der verschiedenen protestantischen

---

her zwischen den Cabineten von Berlin und London gepflogenen Unterhand-  
 lungen bewegen sich in der bezeichneten Richtung.

\* Außer der Australian Wesleyan Methodist Society in Sydney,  
 besteht in London, für Europa, Indien und China, die Wesleyan Mission  
 Society, und die Methodist Episcopal Missionaries Society in den Ver-  
 einigten Staaten wo die Wesleyaner, der Zahl nach, unter den verschiedenen  
 christlichen Religionsgenossenschaften den ersten Platz einnehmen.

Confessionen, besonders von Congregationalisten und Presbyterianern ausgeübt wird. Auf der Norfolkinsel leitet der anglikanische Bischof von Melanesien eine wichtige Anstalt welche sich über verschiedene melanesische Inseln verzweigt.

Auf meinen Reisen in von Heiden bewohnten Ländern hörte ich oft Zweifel äußern, und zwar von protestantischen Residenten, über die Ersprießlichkeit der Wirksamkeit ihrer eigenen Missionare. „Haben sie“, fragt man sich, „wirklich die Keime der Civilisation und des christlichen Glaubens gesäet? Werden sie diese Wilden jemals zu wirklichen Christen machen?“ Hierüber sind die Ansichten getheilt, aber die Mehrzahl antwortet auf diese Fragen verneinend. Auch die katholischen Geistlichen, mit gewissen Vorbehalten auf welche ich zurückkomme, geben zu daß der Erfolg ihrer Thätigkeit immer mehr oder weniger ungewiß ist.

Beide Theile, die Organe der katholischen Kirche, und die Schüler Wesley's, haben dasselbe Ziel vor Augen; aber sie suchen es auf verschiedenen, man möchte sagen, auf entgegengesetzten Wegen zu erreichen.

Der protestantische Missionar lehrt den Wilden die Vorschriften und Glaubenssätze der christlichen Religion, stellt ihn unter die Aufsicht eines einheimischen Lehrers und läßt ihn in irgendeinem Handwerk unterrichten. Letzteres soll ihm die Mittel verschaffen die, ihm neuen erlaubten Bedürfnisse, welche er als civilisirter Mensch fühlen wird, zu befriedigen.

Der katholische Missionar wirkt vor allem auf das Herz und den Willen seines Neophyten. Er sucht den Heiden vor allem in den Schoß der Kirche einzuführen und dann erst in den Schoß der Civilisation. Zu diesem Ende isolirt er die Schafe seiner Herde soviel er kann. Er betrachtet die Berührung mit den Heiden und mit den Weißen als eine Gefahr welcher er seine Neubefehrten nicht auszusetzen wagt, bevor sie nicht gegen dieselbe gerüstet sind. Diese Waffen sind: die zur Ueberzeugung gewordenen Glaubenssätze und die zur Gewohnheit gewordene Ausübung der Vorschriften der christlichen Re-

ligion. Hierin liegt, wenn ich nicht irre, der Hauptunterschied zwischen den beiden Methoden.

Die katholischen Missionare sind nicht der Ansicht daß die allmähliche Verfeinerung der Sitten, die fortschreitende Bildung des Geistes, die Arbeit und die ihr zu verdankenden erlaubten Gemüße, daß der beständige Verkehr mit dem civilisirten Menschen den Neophyten nothwendigerweise zum Glauben führen müsse; sie sind vielmehr überzeugt daß, um den Wilden der Barbarei zu entreißen, man vor allem seinen Aberglauben zerstören und die Keime der neuen Lehrlätze der christlichen Religion in seine Brust pflanzen müsse. Das beste Mittel hierzu sei die Gründung von christlichen Gemeinden, von *chrétientés* wie sie in China heißen, von *reducciones* wie die alten Spanier sie in Südamerika nannten. In diese Gemeinden seien die Zöglinge einzuführen wenn sie die Missionschule verlassen. Erstere müssen jedem Eindringlinge, sei er ein Weißer oder ein Farbiger, verschlossen sein. Die Millionen christlicher Indier in den beiden Amerika, die Hunderttausende im südlichen Indien welche, obgleich Indier bleibend, wahre Christen und insofern wahre Civilisirte geworden sind und durch drei Jahrhunderte blieben, verdanken diese Wohlthat der eben bezeichneten Methode. „Damit die christliche Moral in das Blut dringe“, sagen die *Patres*, „bedarf es mehrerer Generationen. Das Samenkörnchen welches zu keimen beginnt muß gegen Unkraut und rauhe Witterung geschützt werden.“

In den großen protestantischen Instituten, wie zu Lovedale (Capcolonie) und in der trefflichen Anstalt auf der Norfolkinsel, welche der anglikanische Bischof von Melanesien leitet, werden die Zöglinge vor dem Verkehr mit außen sorgfältig bewahrt. Aber nach Vollendung ihrer Erziehung kehren sie in die Heimat und in ihre Familie zurück. Die Folge davon ist eine große Zahl von Abfällen. Junge Leute, welche in der Schule zu den besten Erwartungen berechtigten, werden alsbald abermals zu Barbaren, und man hat bemerkt daß diese Recidivisten immer

unter das Niveau der Wilden sinken an welchen das Experiment der Civilisirung nicht vorgenommen wurde. Ich könnte zahlreiche Beispiele anführen. Folgende von Kapitän Moor\* erzählte, idyllische Dorfgeschichte möge genügen:

„Einige junge Leute, welche in der melanesischen Mission auf Norfolk-Insel eine vortreffliche Erziehung erhalten hatten, begingen, kaum nach Hause zurückgekehrt, die schauerlichsten Grausamkeiten. Zum Beispiel, der Sohn des auf der Ostküste von San-Cristoval lebenden Häuptlings war während zehn Jahren Bögling auf der Norfolkinsel. Er hatte dort lesen und schreiben gelernt, malte in Wasserfarben (!) und spielte etwas Klavier (!!), aber das erste was er bei der Heimkehr that, war die Kleider abzu-legen. Da er bisher noch niemand umgebracht hatte galt er in seiner Gegend für «ein altes Weib» und sah sich also genöthigt eine Gelegenheit zu suchen welche ihm gestattete seinen Muth zu zeigen. Sie ließ nicht auf sich warten. Die Mutter oder Großmutter eines Freundes, des Häuptlings von Hiara Namens Bo, starb. Es mußte ein Ersatz gesucht werden. Zu diesem Ende wurde das Dorf Rahua angegriffen und eine große Zahl der Bewohner getödtet. Eine Frau suchte sich mit ihrem Kinde zu retten. Sie gab dem jungen Mahanomai die gewünschte Gelegenheit. «Tödtete sie nicht», rief ihm sein Vater zu. «Wir werden sie auf unsern Yamfeldern arbeiten lassen.» Aber der junge Mann warf sie nieder und zerschmetterte ihr den Hirnschädel mit einem Steine. Das Kind tödtete er in derselben Weise. Im nächsten Jahre fraß ihn, glücklicherweise, ein Hai-fisch, und der Vater sieht sich nun nach einem Ersatz um.“

Die katholischen Missionare sind ähnlichen Enttäuschungen ausgesetzt wenn es ihnen nicht möglich ist ausschließlich katholische Gemeinden zu bilden. Ein Priester, von der Congregation der Maristen, sagte mir: „Ich kann meine Eingeborenen nicht iso-

---

\* Bericht an Commodore Erskine, Sydney 7. November 1883, „Blue Books“.

liren und erreiche daher nur unvollkommene Resultate.“ Das auffallendste Beispiel der Vortheile der abgeschlossenen Gemeinden bieten die Inseln Wallis und Futuna, wo die sämmtliche Bevölkerung katholisch ist. Beide Inseln liegen in einer einsamen Region der Südsee, einige hundert Meilen von Fiji und Samoa entfernt. Hier hat die Natur für Absperrung gesorgt. Dies sind auch die zwei einzigen Punkte in Oceanien wo die Bevölkerung etwas zunimmt. Auch die Gemeinde des Mägre. Lamaze in Apia gibt, obgleich weniger vollkommen abgeschlossen gegen außen, weil sie unter der directen und fortwährenden Aufsicht des Bischofs und seiner Priester steht, sehr befriedigende Resultate.

Das katholische Apostolat umfaßt die Fiji, „Central-Oceanien“ (d. h. Tonga, Wallis und Rotuma) und das „Apostolische Vicariat von Samoa“.

Die katholischen Missionen begannen ihre Thätigkeit 1837. Sie sind sehr arm und werden ausschließlich durch die Propaganda fide in Rom und durch das ähnliche Institut der Propagation de la foi in Lyon, erhalten. Ihre Convertiten besteuern sie in keiner Weise.

Die katholischen Missionare legen also, wie erwähnt, den höchsten Werth auf eine möglichst vollständige Isolirung ihrer neuen Christen, und sie betrachten auch die Anwesenheit zweier Missionen, einer katholischen und protestantischen, an demselben Orte für nachtheilig. Uebrigens leben sie in freundlichen Beziehungen mit den wesleyanischen oder andern protestantischen Missionaren, beklagen sich aber über die von diesen aufgestellten einheimischen Lehrer, welche sich, wo sie es ungestraft können, Gewaltthätigkeiten gegen die katholischen Eingeborenen erlauben. Die, zuweilen wohlwollende, Unparteilichkeit der englischen Behörden wird dankbar anerkannt, sie bedauern aber daß die französische Nationalität der meisten von ihnen nicht selten bei den Engländern zu irrigen Voraussetzungen Anlaß gibt. „Wir sind“, sagen sie, „vor allem Diener der Kirche, und dann erst Fran-

zosen, in keinem Falle politische Agenten dieser oder jener Nation.“ Ganz ähnliche Beschwerden vernahm ich in China und anderwärts.

Auf den Fiji=Inseln sind die wesleyanischen oder methodistischen Missionare, dank der herrschenden Stellung welche sie zur Zeit des Königs Takumbau einnahmen und, allerdings seit der Besitzergreifung Englands in vermindertem Grade, noch besitzen, hervorragende politische Persönlichkeiten, public characters. Es fehlt ihnen daher nicht an Neidern und Verdächtigen. Sie werden beschuldigt Handel zu treiben. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen ist dies unrichtig. Sie erhöhen allerdings ihr Einkommen durch eine den Eingeborenen auferlegte Taxe deren Ergebnisse, in Erzeugnissen des Bodens entrichtet, von den Missionaren öffentlich versteigert und wenigstens theilweise zum Besten der Convertiten verwendet werden.

Ein anderer Vorwurf, der vielleicht begründeter ist, bezieht sich auf die allzu große Ausdehnung ihrer Thätigkeit, wodurch sie gezwungen werden einen großen Theil der Arbeit eingeborenen, häufig ihres Vertrauens unwürdigen, Lehrern zu überlassen. Auch können sie deshalb die verschiedenen Gemeinden nur selten und dann nur auf kurze Zeit, besuchen.

Die Missionare beider ConfeSSIONen, katholische wie protestantische, verfolgen also dasselbe Ziel, aber, wie bereits gesagt, von verschiedenen Standpunkten ausgehend und auf verschiedenen Wegen. Der protestantische Missionar bringt in die wilde Gegend wo er sein Amt zu üben hat seine Familie und, bis zu einem gewissen Grade, die Bequemlichkeiten, die Lebensgewohnheiten und die Luft seiner Heimat mit. Gewöhnlich hat er eine bescheidene Lebenssphäre verlassen welche er nunmehr plötzlich mit einer mehr oder minder hervorragenden Stellung vertauscht. Er schlägt in der Regel seinen Wohnsitz in einer europäischen Niederlassung auf und wird dort in kürzester Zeit eine wichtige Persönlichkeit mit welcher die Vertreter der Krone zu rechnen

haben. Er macht Carrière: allerdings eine Laufbahn der Menschenliebe und der Civilisation.

Der katholische Missionar folgt einem Berufe. Er weiß, indem er Europa verläßt daß er, höchst wahrscheinlich, nie wieder dahin zurückkehren wird. Er trennt sich, für immer, von seiner Familie und seinen Freunden. In seiner Seele vereinigt er zwei Elemente: er ist Ascet, der den Freunden dieser Welt entsagt, und er fühlt in sich die Sehnsucht nach den weiten Horizonten des Unbekannten. Allein und arm kommt er an. Er sucht die Seelen, welche er für den Glauben zu gewinnen hofft, im Innern des seiner Thätigkeit angewiesenen Landstriches. Er macht sich den Gedankengang, soviel als möglich die Gewohnheiten der Eingeborenen zu eigen, fügt sich ihrer Nahrungsweise und trägt in manchen Ländern, wie in China, die Landestracht. Civilisirte Punkte, europäische Niederlassungen, besucht er nie oder nur wenn er muß. Er findet dort die englische und protestantische Atmosphäre welche auf einem großen Theile des Erdballes vorwaltet. Von Geburt Franzose oder Italiener oder Deutscher oder Belgier, selten Engländer\*, ist und bleibt er dort ein Fremder. Er erwartet nichts und hat nichts von den Menschen zu erwarten; es sei denn die Anerkennung derer welche ihn an seinem Werke sehen.

Aber, wenn man, wie ich es thue, von ihrer rein religiösen Thätigkeit absieht, sind beide, der katholische und der protestantische Missionar, Menschenfreunde im besten Sinne des Wortes. Sie dienen, ein jeder in seiner Weise, einer edlen Sache. Wenn sie die freiwillig übernommene Aufgabe treulich erfüllen, erwerben sie Anspruch auf den Dank der Menschheit.

---

\* Ich spreche hier von den Missionen und nicht von dem Diöcesanclerus, welcher, in den englischen Colonien, fast ausschließlich, aus irischen Priestern besteht.

28. (29.) Juni. — Ich saß mit Kapitän Bridge zum letzten male bei Tische als ein Offizier hereinstürzte um die City of Sydney anzukündigen. Da ist sie, mit den zwei, in Sydney verabredeten, Signalen! Sie hat das Westcap umfahren und liegt nun eine halbe Meile vom Spiegle entfernt. Dies ist die Krisis meiner Südseefahrt. In der Offiziersmesse wurde oft die Frage erörtert ob es gelingen werde mit dem amerikanischen Steamer zusammenzutreffen, was von dem Zustande der Atmosphäre, ob es möglich sein werde mich an seinen Bord zu bringen, was vom Zustande des Meeres abhängen werde. Die Atmosphäre ist klar, aber die See hohl. Nach einem raschen, mir peinlichen Abschiede, nehmen wir Platz in dem Boote des Kapitäns und werden mit der nöthigen Vorsicht hinabgelassen. Auch diesmal führt Lieutenant Lowry das Steuer.

Es ist eine dunkle Nacht, und der junge Mond, in dichte Wolkenballen gehüllt, vermag sie nicht zu erhellen. Vor uns, schwarz auf schwarz, langsam und schwerfällig, rollt der amerikanische Leviathan auf den langgestreckten hohlkämmigen Wogen. Aus seinen feurigen Augen, — die roth und blauen Signale am Vormaste, — scheint er uns erzürnte Blicke zuzuwenden. Das fahlblonde Lampenlicht, welches durch die Lufen aus den Kajüten dringt, vermehrt die außen herrschende Dunkelheit. Nicht ohne ein geheimes Entsetzen näherte ich mich dem Seeungeheuer. Als wir an seiner Bordwand angekommen sind, erfahren wir daß der Zustand des Meeres nicht gestatte die Stäfel herabzulassen und wir daher auf eine Strickleiter an Bord zu klettern hätten, eine meine Kräfte und gymnastische Fertigkeit übersteigende Aufgabe. Nach einigen Verhandlungen zwischen Mr. Lowry und einem Offizier des amerikanischen Steamers, wurde ein kleines Bretchen herabgeworfen. Unsere Matrosen machten in aller Eile Einschnitte und befestigten es sodann mittels Stricken an einem vom Deck herabgelassenen Seile. Auf diesem leichtgezimmerten Sitze wurde ich in die Luft geschleudert und an Bord gehißt. Die hohen Wogen und das starke Rollen

des Steamers verliehen meinem Bretchen die schwingenden Bewegungen eines Pendels. Bald sah ich unter mir das schäumende Meer, bald das tanzende Boot des Spiègle. Zwei oder dreimal wurde ich mit Heftigkeit an die Bordwand des Steamers geschleudert, während der gute Lieutenant Lowry, in seiner Rußschale aufrecht stehend und sich seiner Hände als Sprachrohr bedienend, mir mit aller Macht seiner Lunge zurief: „Um Himmels willen, lassen Sie das Seil nicht los!“ Worauf ich zurückschrie: „Ich werde mich wohl hüten.“ Endlich war ich auf der Höhe der Finkneze angelangt. Zwei kräftige Arme umschlangen und zogen mich an Deck wo ich, einige kleine Contusionen abgerechnet, wohlbehalten ankam. Die Passagiere, welche sich an der akrobatischen Vorstellung ergötzt hatten, umringten und bestürmten mich mit Glückwünschen und wohlwollenden Fragen. „Baron, wie fühlen Sie sich? Ich erwarte (I guess) nicht verletzt, Baron?“ — „Ich argwohne (I suspect) Baron, alles in Ordnung?“ — „Ich berechne (I calculate) keine Contusionen, Baron?“ Offenbar, war ich mit einem Sage aus Oceanien in Amerika angelangt.

Ein dickes, großes weißes Packet folgte mir nach, vollzog dieselbe Luftschiffahrt und beschrieb dieselben Curven. In der Dunkelheit nahm ich es für einen Baumwollballen. Die jämmerlichen Seufzer, welche aus demselben hervordrangen, belehrten mich, als es sich dem Deck näherte, eines bessern. Mein treuer und ergebener Diener und der letzte meiner Koffer waren nicht sobald an Bord gehißt als die beiden Schiffe ihre Signale einzogen. Für den guten Lieutenant Lowry war es höchste Zeit nach seinem Schiffe zurückzukehren. In großer Eile drückte er mir die Hand. Die City of Sydney nahm ihren Kurs nach Norden, und der Spiègle, meinen Dank und mein Leidwesen über das Scheiden, aber nicht die vielen schönen Erinnerungen mit sich forttragend, verschwand alsbald im Dunkel der Nacht.

---

Sechster Theil.

---

# Nordamerika.



## I.

### Uebersahrt.

Von Tutuila nach San-Francisco; vom 29. Juni zum 14. Juli.

Die amerikänischen Steamer. — Die Sandwichinseln. — Die Verfassung. — Die Eingeborenen. — Honolulu. — Physiognomie der Stadt. — Die Chi-nesen. — Die königliche Familie.

Der Reisende, welcher sich auf einem der großen amerikänischen Steamer einschiffet, fühlt sich wie jemand der plötzlich eine bescheidene Wohnung mit einem Palast vertauscht hat. Das ungeheuere, ununterbrochene, für lange Spaziergänge geeignete Deck, der Speisesaal, welcher die ganze Breite des Schiffes einnimmt, die geräumigen Kajüten, das zahlreiche Dienstpersonal, die reichlichen Mahlzeiten, alles dies macht seinen Eindruck. Man fühlt daß man mit Leuten zu thun hat welche die Hand offen haben und die Freiheit der Bewegungen lieben. Hierzu der amerikänische „Humor“ der jedermann lachen macht und niemand verlegt. „Kapitän“, sagte ich eines Tags, „alles ist gut an Ihrem Bord, außer die Messer. Sie schneiden nicht.“ — „Nothwendige Vorsicht, besonderer Befehl“, war die Antwort. „Die Gentlemen könnten sich wenn die See hoch geht beim Zerlegen der Hühner, welche nicht immer zart sind, die Kehle abschneiden.“ Ich notire diesen Scherz, als ein Specimen des amerikänischen humour den man in allen Schichten der Gesellschaft begegnet. Seine vis comica besteht in der Schlagfertigkeit

und einer kolossalen, in wenigen Worten enthaltenen Uebertreibung, verbunden mit einer sich selten verleugnenden Bonhomie. Marc Twain verdankt ihm seine Erfolge.

---

An Bord befinden sich einige amerikaniſche Anſiedler von den Sandwich- oder Hawaii-Inſeln welchen wir uns nähern. Ihre mündlichen Mittheilungen und der gothaiſche Almanach dieſer Inſeln, denn ſie beſitzen einen, ſchienen mir nicht ohne Intereſſe.

Dieſer Archipel\* verdankt amerikaniſchen Miſſionaren und Colonisten die Civiliſation, wie man ſie eben auf dieſen Inſeln verſteht. Es iſt, ſoviel ich weiß, das einzige Beiſpiel der Colonifiſirung eines von wilden Stämmen bewohnten Gebiets durch Bürger der Vereinigten Staaten.

In runden Zahlen beſteht die Bevölkerung der Inſeln, laut der Volkszählung vom Jahre 1879, aus 44000 Hawaien oder Kanaken, 12—1500 Amerikanern, 3400 Miſchlingen. Die kleine Anzahl der letztern erklärt ſich durch die, auch in Japan beobachtete, Erſcheinung daß Vereinigungen zwiſchen Weißen und Einheimiſchen meiſtens unfruchtbar bleiben. Man zählt überdieß an 6000 Chineſen und etwas mehr als 2000 Europäer: Angloſachſen, Irländer, Portugieſen\*\*, Deutsche und einige Franzoſen.

Es ergibt ſich hieraus daß die Geſammtzahl der nicht chineſiſchen Fremden die Hälfte der letztern nur wenig überſchreitet.

Vor Einführung des Chriſtenthums war die Familie unter

---

\* Er beſteht aus den vier Inſeln Hawaii, Maui, Oahu, wo ſich die Hauptſtadt Honolulu befindet, und Kauai.

\*\* Seit der im vorigen Jahre in großem Maßſtabe in das Werk geſetzten Einwanderung aus den Azoren und Madera, hat ſich die Zahl der Portugieſen bedeutend vermehrt.

den Einheimischen unbekannt. Daher die eigenthümliche und bedeutungsvolle Thatfache daß die hawaiische Sprache für Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester u. s. f. keinen Ausdruck hat. Die freie Liebe scheint das Grundgesetz dieser Gesellschaft gewesen zu sein. Es gab große Herren, *proceres*, aber keine Stämme oder Tribus. Man begreift daß ähnliche Zustände unter ganz wilden Völkerschaften vorkommen können. Aber selbst bei den australischen Aborigines besteht die Familie. Die Entdecker der Sandwichinseln fanden Spuren einer gewissen Civilisation; wenigstens waren die Eingeborenen nicht wie die Australier auf die tiefste Stufe der Verwilderung herabgesunken. Die entsetzlichen unter ihnen damals herrschenden Ausschweifungen sind darum nur um so räthselhafter. Die Missionare gestehen seufzend daß ihre sechzigjährigen Anstrengungen in den Sitten keinen gründlichen Umschwung bewirkt haben.

Die guten Kanaken scheinen also mehr oder weniger zu sein was sie waren. In moralischer Hinsicht, ja; aber in politischer, haben sie riesige Fortschritte gemacht. Amerikanern verdanken sie ihre Constitution und eine nach europäischem Muster eingerichtete Regierung. Diese Bürger der Vereinigten Staaten, welche kamen um Ländereien für Spottpreise zu kaufen, haben nebenbei civilisirt und den Wilden eine der französischen Charte von 1830 mehr oder weniger nachgebildete Verfassung octroyirt.

Wir entnehmen aus dem „Hofalmanach“ daß Se. Majestät Kalakaua seine Staaten als constitutioneller König regiert, im Einklange mit einem Hause der Adeligen und einem Hause der Gemeinen. In erstern sitzen der Premierminister, zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Minister des Innern, der Finanzen und der Justiz, sodann die Adeligen. In der Ministerliste finde ich nur einen Kanaken, alle andern Mitglieder des Cabinets sind Amerikaner, deren einer einen tschechischen Namen trägt. Der König besitzt auch einen Geheimen Rath, *privy council*, der aus 37 Mitgliedern gebildet ist, darunter nur 6 oder 7 Eingeborene. Der Ober- und die Circuitrichter sind

sämmtlich Amerikaner. Nur am Lande findet man Einheimische unter den Districtrichtern.

Mr. John Owen Dominicus, Gemahl der präsumtiven Thronerbin, ist Gouverneur der beiden Hauptinseln. Die Gouverneure der beiden andern Inseln sind Kanaken.

Es gibt eine hawaiische Armee.

Das diplomatische Corps ist sehr zahlreich, ohne die 60 Honorarconsuln zu rechnen welche in allen Theilen der Welt zu finden sind. Eine außerordentliche Botschaft vertrat Kalakaua I. bei der Krönung des Kaisers von Rußland!

Außer den vier Ministerien, bestehen ein Sanitätsrath, Commissäre für Communicationswege, ein Departement des öffentlichen Unterrichts und andere, eine Handelskammer und ein Duzend Freimaurerlogen. Fast alle besoldeten Aemter, mit Ausnahme der erwähnten Richterstellen am Lande, sind in den Händen Weißer, d. h. Amerikaner. Die Missionare der verschiedenen Religionsgenossenschaften sind sehr zahlreich und üben einen bedeutenden Einfluß aus. Es gibt verschiedene protestantische und zwei katholische Kirchen, deren eine der katholischen Chinesengemeinde gehört. Die Kanaken haben zwei (congregationalistische?) Kirchen.

In Honolulu erscheinen elf Zeitungen, darunter drei in der Landessprache.

Oh glückliche, oh dreimal glückliche Kanaken! Glückliche, denn, mit den Segnungen aller Schätze der Civilisation beschenkt welche die Amerikaner in euer Land gebracht, seht ihr euch mit einem male in eine andere, euch unbekannte Welt versetzt. Vor hundert Jahren fraßet ihr die Schiffahrer welche an euern Ufern landeten. Vor sechzig Jahren verzehretet ihr euch noch untereinander, und heute besitzt ihr einen König mit einer Civilliste, einen König der herrscht aber nicht regiert, der sich mit Kammerherren in goldgestickten Röcken umgibt und über eine Armee in europäischen Uniformen verfügt. Er selbst trägt den preussischen Helm und ließ sich im verflossenen Jahre nach einem der Kaiser-

krönung in Moskau entlehnten Programme krönen. Er hat verantwortliche Minister und Großwürdenträger des Staates und eröffnet das Parlament mit einer Thronrede. Oh ihr glücklichen Kanaken, was konntet ihr mehr verlangen? Und dennoch waret ihr nicht zufrieden. Ihr besaßet alle möglichen Freiheiten, nur eine nicht. Es war euch versagt euch mit Branntwein zu berauschen. Uebel berathen von den Missionaren, untersagte der König den Verkauf geistiger Getränke. Der dem Kanaken inwohnende Freiheits Sinn empörte sich gegen diese Verletzung der Menschenrechte. Die öffentliche Meinung legte Protest ein, und in der letzten Session wurde das ruchlose Gesetz abgeschafft. Aber, ich fürchte sehr, dieser parlamentarische Erfolg wird die Vollziehung eurer Geschichte beschleunigen.

Wie man sieht, ist die Regierungsmaschine vortrefflich organisiert. Aber was diese Inseln an Staatsmännern verbrauchen ist fabelhaft. Ministerwechsel folgen sich ohne Unterbrechung. Von der edelsten Vaterlandsliebe befeelt, streitet man um die Portefeuilles, entreißt sie sich, behält sie solange als möglich aber niemals lange. Das, immer aus den Vereinigten Staaten eingeführte, Ministermaterial ist unererschöpflich. Kann man dasselbe von den Regierten sagen? Leider nicht. Auf dem so glänzenden Horizont des Kanaken zeigt sich ein schwarzer Punkt: der regierbare Stoff verdunstet. Die schwächliche Constitution der Eingeborenen und andere Ursachen erklären die traurige Thatfache daß die Geburten hinter den Todesfällen in zunehmender Weise zurückbleiben.\* Man kann bereits die nachtheilige Wirkung der Abschaffung des Verbots betreffend die geistigen

\* Geburten vom 1. Januar 1879 zum 30. Juni 1883:

	Geburten	Todesfälle
1879 . . . . .	2331	3292
1880—81 . . . . .	4709	5262
1882 und die erste Hälfte 1883. . . . .	2470	2861
	<u>Summa 9510</u>	<u>11415</u>

„Hawaian Almanach Annual“, 1884.

Getränke nachweisen. Hierzu treten die Verheerungen des Fiebers und des Auszuges, dieser stehenden Landplage der Sandwichinseln.

Da die Pflanzer, fast sämmtlich Amerikaner, Arbeitskräfte bedürfen und die Kanaken nicht arbeiten, haben sie deren in dem südlichen Theile des Stillen Weltmeeres aufzutreiben gesucht, jedoch ohne Erfolg. Deshalb wurde von einer englischen Gesellschaft in neuester Zeit eine Einfuhr von Portugiesen aus Madera und den Azoren in großem Maßstabe in das Werk gesetzt.\* Diese lusitanischen Einwanderer sind gute Landbebauer aber schlechte Diener. Auch wird bezweifelt daß sie im Stande sein werden die chinesische Concurrnz zu bestehen. Die Regierung liebt die Leute gelber Rasse nicht, kann sie aber nicht entbehren. Unlängst kamen 2000 Chinesen auf einmal an. Dies beunruhigte in den Regierungskreisen, aber man ließ es dabei bewenden. Auch chinesische Weiber kommen in größerer Anzahl als vordem. Ueberdies gehören Ehen zwischen Chinesen und Kanakinnen nicht zu den Seltenheiten. „Wer“, sagte mir jemand, „wird den Wettstreit mit den gelben Leuten auf die Länge durchführen können? Offenbar muß der Landwirth, der sein Feld um die Hälfte wohlfeiler bestellt als der Nachbar, diesen verdrängen. Letzterer wird sich gezwungen sehen sein Stück Landes zu verkaufen und gerne die vortheilhaften Bedingungen annehmen welche ihm sein gelber Concurrent anbietet. In dieser Lage werden sich in nicht langer Zeit die amerikansichen Grundbesitzer befinden. Sie werden ihre Ländereien an die Chinesen verkaufen, die Portugiesen werden sich mit letztern verschmelzen oder abziehen und die Sandwichinseln in ein chinesisches Land verwandelt werden.“

Die City of Sydney nähert sich der Insel Dahu. Beinahe nackte Hügel von bescheidener Höhe erheben sich staffelförmig

---

\* Im vorigen Jahre wurden 3820 Portugiesen auf englischen Schiffen hither gebracht, diese Emigration dauert fort.

gegen ein den Hintergrund bildendes Gebirge mit abgerundeten Umriffen. Das sie bedeckende Gras ist verbrannt. Im Osten springt ein Fels, ein erloschener Vulkan, in das Meer vor. Am Meeresufer liegt die Stadt Honolulu.

Einer der Passagiere schließt sich mir an, und wir unternehmen eine Spazierfahrt durch die Residenz. Der Kutscher unseres Miethwagens, ein junger Bursche, ist der Sohn eines Italieners und einer Kanakin. Er spricht sehr wenig englisch, ganz geläufig portugiesisch und gar nicht italienisch.

In der Stadt sehen wir elende Holzhütten, die Wohnungen der Eingeborenen; einige Häuser mit Anspruch auf architektonische Schönheit im San-Francisco-Stil, meist in kleinen Gärten stehend: die Wohnungen der Weißen, Amerikaner und Deutscher; weiterhin den königlichen Palast und, gegenüber, das Parlamentsgebäude, beide in amerikanischem Geschmack. Zwischen ihnen steht die zur Hälfte vergoldete Statue des ersten Königs Kamehameha I. Hinter dem Palast die Kaserne: eine Ritterburg im Elisabethischen Stil. In der Nähe des Hafens, einige entschieden amerikaniſch aussehende Gassen. Die aus Ziegel gebauten Façaden der Häuser haben die Bestimmung das mesquine Giebedach dem Auge zu entziehen. Dies ist das Geschäftsviertel. Das Post-Office und eine Bank zeichnen sich durch ihre anspruchsvolle Architektur aus. Wegen des Sonntags sind die Kaufläden geschlossen; nur einige wenige Butikiers, darunter ein deutscher Photograph, haben die ihrigen geöffnet um ihre Waare den Passagieren der City of Sydney feilzubieten.

Das einzige trotz des Sabbats belebte und gedeihend aussehende, sehr ausgedehnte Stadtviertel ist das chinesische.

Ueberall sieht man kleine Gärten, aber die Bäume lassen sich mit den Riesen der Südsee-Inseln nicht vergleichen, und das charakteristische Element der tropischen Landschaft, die Palme, fehlt fast gänzlich. Es gibt zwei große Avenuen; die eine führt nach den Bergen, die andere am Strande dem Meere entlang. Letztere, die gewöhnliche Promenade der vornehmen Welt, ist

heute vereinsamt, da an Sonntagen Pferde nicht eingespannt werden dürfen. Nur unser Kutscher setzt sich über das Verbot hinaus. Die Strafe welche er zahlen wird ist in seinem Fahrlohn inbegriffen. Er erinnert mich an gewisse Tempelwächter in Peking, welche sich, im vorhinein, die Bambusstreiche bezahlen lassen die ihrer harren weil sie Barbaren in das Heiligtum einließen.

Kirchen gibt es in großer Anzahl. Auf der Fassade einer derselben sah ich eine chinesische Inschrift. Sie gehört der großen katholischen Chinesengemeinde. In den Gassen begegnet man wenige Kanaken, wenige Weiße, meistens Amerikaner und Deutsche, aber viel Weiße mit dunkler Schattirung: Italiener und, seit vorigem Jahre, Portugiesen. Auch sollen die Azoren bereits beginnen sich zu entvölkern. Es ist ein wahrer Exodus. Aber bei jedem Schritte stößt man auf Chinesen. Wir sehen mehrere vortrefflich gehaltene Gemüsegärten. Sie gehören Leuten des ebengenannten Volks. Eine hübsche Villa fällt uns auf. Sie wurde einem Fischer Chalet, eine Art idealisirter salzburger Bauerhäuser, nachgebildet, und wer hat sie erbauen lassen? Ein reicher Chinese!

Die Kanaken müssen ein schöner Menschenschlag gewesen sein; aber die wir begegneten sahen herabgekommen und kränzlich aus. Sie tragen alle europäische Tracht, welche ihnen sehr schlecht ansteht. Die Weiber sind keine Zierde ihres Geschlechts.

Auch hierzulande bildet die Schwierigkeit Diener aufzutreiben eine wahre Landplage. Die Eingeborenen, wie bereits gesagt, arbeiten nicht. Sie bebauen ihr kleines Feld nur um das Nöthigste für den Lebensunterhalt zu erzielen. Die übrige Zeit wird in Müßiggang verbracht. Alle Bediente sind Chinesen. Ihre Dienste lassen nichts zu wünschen übrig. Aber sie kennen ihre Unentbehrlichkeit, zeigen dem Herrn niemals die geringste Anhänglichkeit und legen ihm ihre Bedingungen auf. Abends, nach Tische, verlassen sie das Haus und kommen erst am nächsten Morgen wieder. Um keinen Preis würden sie die Nacht

über bleiben. Sie sprechen nicht englisch und sehen keinen Grund diese Sprache zu erlernen. Seinerseits spricht der Anglofachsje kafferisch in Afrika, hindustani oder tamul in Indien, aber er findet es unmöglich sich das chinesische Idiom anzueignen. Es besteht hier ein sehr gutes Hotel, aber da die Aufwärter gelbe Leute sind bleibt den Reisenden nichts übrig als sich, im Verkehr mit ihnen, der Zeichensprache zu bedienen. Man braucht nur die Chinesen, die in den Gassen umhergehen, zu betrachten um zu sehen daß sie sich bereits die Herren dieser Inseln fühlen.

Gewöhnlich benutzen die Passagiere des pacifischen Steamers die wenigen Stunden des Aufenthalts in Honolulu um den König und die Prinzessinnen zu besuchen. Die Dynastie besitzt keine Prinzen. Wie das hawaiische Volk, scheint sie ihrem Erlöschen in nicht ferner Zukunft entgegenzugehen. Der Sabbat brachte mich um die Ehre dieser Audienzen. Ich habe Kalakaua und seine Königin nicht gesehen, auch die verwitwete Königin Emma nicht, noch Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Lilinokalani, die präsumtive Thronerbin, welche mit dem honorablen John Owen Dominicus, dem künftigen King Consort vermählt ist, noch die Prinzessin Likelike, Gemahlin des honorablen Archibald Scott Cleghorn, noch ihre Tochter die Prinzessin Victoria Kawekiu Kaiulani Lunahilu Kalanimuahilapalapa.

---

## II.

### San-Francisco.

Vom 14. zum 28. Juli.

Die californische Nation. — Fortschritte und Aenderungen. — Eisenconstruc-tion. — Cliffhouse. — Das Presidio. — Die Chinesen. — Die Einwanderer. — Die drei transcontinentalen Eisenbahnen.

Man landet nicht nach einer langen Ueberfahrt ohne eine gewisse Gemüthsbewegung zu empfinden. Wer sich einschifft weiß daß er, während eines gewissen Zeitraums, von der übrigen Welt getrennt sein wird. Er war darauf vorbereitet und erträgt diese Entbehrung ohne darunter allzu sehr zu leiden. Es gibt sogar Augenblicke wo die Entbehrung zum Genusse wird. Er fühlt sich frei von den Sorgen, Mühen, Behelligungen des täglichen Lebens und gesichert gegen schlechte Nachrichten, denn weder Briefe noch Zeitungen können ihn erreichen. Aber in dem Augenblicke wo er den Fuß auf festen Boden setzt bestürmen ihn dunkle Ahnungen. Ich war kaum im Palace-Hotel angelangt als mir ein dickleibiges Packet gebracht wurde: Briefe und Partezettel, letztere meist mit schwarzen Rändern. Es war der erste und einzige traurige Tag dieser Reise um die Welt.

---

Seit meinem letzten Besuche vor 13 Jahren hat sich Frisco sehr geändert, geändert und verbessert. Und auch die Be-

völkerung ist anders geworden und hat, durch den Wechsel, gewonnen. Die Stadt wurde von Yankee's, von Männern aus den östlichen Staaten, gegründet. Sie gaben ihr ihre Physiognomie welche sie auch der ersten Generation ihrer Bewohner aufprägten. Aber in Folge der Vermischung mit andern Elementen, besonders dem irländischen und dem deutschen, hat sich der Typus geändert: es entstand eine californische Nation. Der Yankee hat in der Regel ein langes ovales, der junge Californier ein rundes Gesicht, einen verhältnißmäßig großen Mund aber schmale Lippen. Die Mehrzahl der Frauen sind hübsch, einige ja viele entschieden schön. Man begegnet sie überall, in den Gassen, in den Tramwagen, in den Lifts der Hotels. Die feinen Züge, das gerundete Kinn, der schlanke Wuchs verleihen ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Von der anglo-sächsischen Klasse ist ihnen wenig geblieben. Aber worin eigentlich der wesentliche Unterschied liegt, wäre schwer zu sagen. Die Männer obgleich weniger ätherisch sind gut gebaut, und Männer und Frauen haben einen südlichen Anstrich. Dies kann nicht die Folge einer Mischung mit mexicanischem d. h. spanischem Blute sein, denn die, in San-Francisco selbst wenig zahlreichen, Mexicaner heirathen untereinander. Die Irländer erfreuen sich hier einer reichlichen Nachkommenschaft, aber, demungeachtet, erinnert die neugebildete californische Nation nur wenig an die Kinder der Smaragdinsel. Ist es die Wirkung des Klimas? oder vielleicht der geheimnißvolle Einfluß welchen, wie behauptet wird, der Boden ausübt auf jene die er ernährt? Wie dem sei, ich fand hier eine Nation die im Jahre 1871 nicht bestand und die sich von allen andern unterscheidet. Alte Pioniere, hiervon sprechend, sagten mir: „Die Californier der jüngsten Generationen sind leichten Sinnes, fröhlich, nichts weniger als sparsam und sehr vergnügungssüchtig. Der Yankee ist busy, er lebt nur den Geschäften, sinnt nur auf Gelderwerb und verschiebt den Genuß auf eine Zeit wo er vielleicht nicht mehr fähig sein wird zu genießen.“

Die Straßen sind belebter als vordem, und das Stadtviertel der Geschäfte hat sich vom Centrum aus nach allen Richtungen ausgebreitet. Aber die größte Umgestaltung erfuhren die Vorstädte wo sich die damaligen vereinzeltten Häuserinseln, blocs, zu prachtvollen Straßen und Squares entwickelt haben. Die Architektur ist etwas zu anspruchsvoll, der Stil zu effektiſch, die Häuser wollen zu sehr für Paläste gelten, aber das Ganze ist wundervoll. Und alle diese Gassen steigen steile mit Sand bedeckte Felsen in gerader Linie hinauf und hinab. Tramcars, weder von Pferden noch von Locomotiven gezogen, sondern an einem Kabel befestigt welches sich mit Hülfe stehender Dampfmaschinen in einer unterirdischen, mit einer Spalte versehenen Röhre bewegt, besiegen diese natürlichen Hindernisse und, scheinbar, die Geseze der Schwerkraft. Allerdings wenn der Fahrgast beim Herabfahren einer Felsdüne auf der Schulter seines Nachbarn liegt, so ruht dieser beim nächsten Aufsteigen auf der seinigen. Diese Wagen circuliren von Tagesanbruch bis lange nach Mitternacht. Dann werden sie in einer Remise die aus mehreren Stockwerken besteht eingestellt, d. h. jeder Car der sein Tagewerk vollbracht hat wird, mittels einer hydraulischen Presse, in dieses oder jenes Stockwerk gehißt. So sehr geizt man bereits mit dem Raume.

Ueberhaupt spielt die Mechanik im Leben des Amerikaners, besonders des Californiers, eine große Rolle. In der Bank von Californien zeigte man mir einen festen Koffer der, mit einer Uhr in Verbindung gesetzt, nur um eine gewisse Stunde geöffnet werden kann. Meine Unwissenheit in solchen Dingen vermehrte natürlich mein Erstaunen. Je seltener die Diener werden in dieser demokratischen Welt, je mehr werden die Naturkräfte in Anspruch genommen. Das Telephon ist ein allgemeines Bedürfnis geworden; das mit Hülfe des Dampfes ewig laufende Kabel ersetzt das Pferd und die Locomotive. Ein einziges Individuum leistet Dienste welche, ohne die Hülfe der Maschine, eine bedeutende Anzahl von Menschen erfordern würden. Selbst

in die Kirchen dringt die Mechanik. In der katholischen Kathedrale, steigt der Priester während der Messe vom Altare herab und erwartet an den Stufen des Chors die Ankunft der Kanzel welche von dem Sakristan geschoben, auf einem kleinen Tramway, herbeirollt. Nach Beendigung der Predigt, verschwindet sie auf dieselbe Weise. Ich zweifle nicht daß die Tage des Sakristans gezählt sind, und daß ihn nächstens eine Winde und ein Seil ersetzen werden.

Diese Bändigung der rohen Naturkräfte im Dienste des täglichen Lebens bietet große Vortheile; aber sie hat auch ihre Schattenseiten. Ein Diener kann durch einen freundlichen Blick ermuntert, durch einen ernsten zur Pflichterfüllung gemahnt werden; der Dampf und die Maschine sind unempfindlich für Lob und Tadel. Die Dienste welche du von ihnen verlangst, leisten sie mit mathematischer Genauigkeit. Aber wehe dir wenn du den falschen Knopf berührt, oder das falsche Rad in Bewegung gesetzt hast. Dann rächt sich die Natur für ihre Knechtschaft. Sie erfaßt, sie überwältigt, sie zermalmt dich in ihrem Jorn.

Die Architektur hat große Fortschritte gemacht und scheint in ein neues Stadium zu treten. Californien, auch San-Francisco, hat viel von Erdbeben zu leiden. Die hieraus entspringende Gefahr sucht man seit ganz kurzem durch die Eisenconstruction zu beschwören. Palace-Hotel, wo ich abgestiegen bin, nimmt einen großen „Block“ ein, d. h. ein durch vier Straßen, welche sich rechtwinkelig kreuzen, gebildetes Viereck. Um diesem ungeheuern Karavanseraï die nöthige Festigkeit gegen Erdstöße zu ertheilen und zugleich auch zum Schutz gegen Feuergefähr, wurde es ganz aus Eisen erbaut. Es ist ein Käfig dessen verticale Stäbe tief in die Erde gesenkt und mit eisernen Bändern zusammengehalten werden. Hierdurch entsteht ein Gitter welches die Mauern vertritt, und dessen Zwischenräume mit Ziegeln ausgefüllt sind. Holz ist verpönt. Dies Gebäude, von außerordentlicher Höhe, enthält 700 Zimmer und beinahe ebenso viele Badestuben. Der Stil ist dem Material angepaßt. Vielleicht wird

er das Vorbild der Architektur des 20. Jahrhunderts werden. Es ist der größte Eisenbau der Welt. Vier Elevators, Aufzüge, sind durch 18 Stunden des Tages in Bewegung und machen während dieser Zeit 500 Reisen. Befinden sich Damen in der Cabine so verlangt die Sitte daß die Herren die Auf- oder Niederfahrt mit entblößtem Haupte machen. Diese Etikette soll überall in Nordamerika beobachtet werden. Vielleicht die Ursache der vielen Schnupfen mit welchem die Bürger der Vereinigten Staaten behaftet sind.

Aufzüge findet man auch in vielen Privat- und in den großen Handelshäusern. Ich läute an der Thüre eines Photographen. Sie öffnet sich, und indem ich eintrete befinde ich mich bereits im Lift und, einige Augenblicke später, im obersten Dachgeschoß in den Händen des Photographen.

---

Das berühmte Cliffhouse, vor 13 Jahren von der Stadt durch eine Wüste getrennt, wenn man eine Reihe von Sanddünen so nennen darf, machte mir damals den Eindruck eines der entlegensten und einsamsten Punkte der Erde. Außer dem „Pavillon“ welcher das Verbindungsglied zwischen der wilden und der civilisirten Welt bildete, nichts als Felswände, Riffe und Klippen auf welchen Seelöwen und Wasservögel wohnten; dann das Unendliche, der Ocean mit den gegen Norden entweichenden Felsgestaden des Continents. Heute entkleiden eine Eisenbahn, welche diesen Strand in die unmittelbare Nähe San Franciscos gerückt hat, und ein großes Hotelrestaurant die einstige Einöde ihrer poetischen Reize. Eine Masse Kinder spielen im Sande, ihre Bonnen sitzen in Gruppen und schwätzen. Auf der Eisenbahn sind sie gekommen während der Morgenstunde, und auf der Eisenbahn kehren sie zurück wenn sich nachmittags der Passatwind zu erheben beginnt. Gewiß der Ocean brüllt wie immer, aber es ist das Brüllen eines Löwen in der Menagerie.

Soll man darüber der Civilisation gram sein? Sie hat diese wüste Einöde in Gärten und Pflanzungen verwandelt, die sieben Meilen lange Straße mit schönen Landhäusern gesäumt und einen öffentlichen Park angelegt, welcher in einigen Jahren, wenn die jungen Bäume groß geworden sind, mit Recht für ein Weltwunder gelten wird. Die Seeungeheuer, blond in der Luft, dunkelbraun im Wasser, die seals, sind dieselben geblieben. Sie kämpfen untereinander, kriechen auf ihren drei Felseilanden empor, lassen sich in die See hinabgleiten, und bellen, genau wie Anno 1871. Aber man hat den Eindruck daß sie das alles für die Zuschauer thun. Diese guten Seelöwen und die, wie vordem auf der Spitze der Klippen Wache haltenden Vögel, welche mir damals einen so tiefen Eindruck machten, ich kann sie nicht mehr für ernsthaft nehmen.

Mehr gegen Norden, am Eingange derselben Bucht, befindet sich die „Reserve“ des Presidio. Dieser einst von der spanischen Besatzung eingenommene Grund hat seine ehemalige Bestimmung beibehalten. Er ist Eigenthum, nicht des Staats Californien, sondern der Regierung der Vereinigten Staaten, welche hier ein Fort und eine Kaserne errichten ließ. Ringsum laden kleine Einschnitte in das Ufer und seiner Ufersand die Bade- freunde ein; aber es gibt deren keine. Das Wasser der ganzen pacifischen Küste ist eisig kalt, obgleich San-Francisco unter demselben Breitengrade wie Lissabon liegt. Es fehlt eben an einem mexicanischen, die Wasser erwärmenden, Golfstrome. Die große von Japan kommende Strömung, deren Temperatur eine gemäßigte ist, erreicht den amerikanischen Continent nördlich und in bedeutender Entfernung von San-Francisco.

Am Sonntag wallfahren die Bewohner Friscos nach den Bierhallen und Weinschenken der Umgegend. Ich vermuthe sie haben diesen Geschmack, welchen die Natur dem Anglosachsen versagt hat, von den Deutschen angenommen. Auf einem der in das Goldene Horn abstürzenden Felsen wurde unlängst ein Schloß im Elisabethischen Stil erbaut. Ankömmlinge von der

Seeite halten es für ein Fort, es ist aber ein beer-garden, eine große Halle in welcher angebliches Wiener und Pilsener Bier ausgeschenkt wird. Man wird in einem Cable-*Tram* hinaufgezogen. Die Steigung nähert sich der verticalen in bedenklicher Weise. Ich drang nicht in den Biertempel ein; der Blick in das Innere durch Fenster und Thüre genügte mir: ein dichter Tabacksqualm in welchem man einen Knäuel von Männern Weibern und Kindern errathen konnte.

Die Aussicht von diesem culminirenden Punkte ist äußerst phantastisch. Zu unsern Füßen liegt das Goldene Horn und im Süden die weite Bucht von Santa-Clara. Hinter uns, einem sturmgepeitschten aber versteinerten Meere ähnlich, breitet sich die Stadt aus: eine unförmliche Masse, Sandwellen bedeckt mit Häuserblöcken, hier in vollem Sonnenlichte glänzend, dort in Nebel oder Wolfenballen gehüllt, welche kommen und gehen, je nach dem Belieben eines wüthenden Sturmes. Ich hielt ihn für einen *Cyflon*, aber man sagte mir es sei nur der gewöhnliche *Passatwind* der jeden Nachmittag weht.

---

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung, begegnete ich, gerade wie vor 13 Jahren, Chinesen an jeder Straßenecke. Das Gesetz, welches für zehn Jahre den Kindern des Reiches der Mitte den Eintritt nach Californien untersagt, scheint ihre Zahl nicht vermindert zu haben. Die Wahrheit ist daß niemand Leute entbehren kann welche für den halben Preis arbeiten.

---

Diese 14 Tage in San-Francisco sind rasch verstrichen. Ich machte neue Bekanntschaften und sah mit Vergnügen alte Freunde wieder. Ich hörte in denselben deutschen Familienkreisen, wo ich vor 13 Jahren so freundliche Aufnahme fand, dieselben Sym-

phonien von Beethoven und Haydn, nur waren es nicht mehr die Mütter sondern die Töchter, damals Babies, welche sie spielten. Auch erfuhr ich in diesem Verkehr manches Interessante.

Eine große Wandlung scheint in den amerikanischen Anschauungen, in Beziehung auf die europäischen Einwanderer vor sich zu gehen. Man will deren keine mehr. Ich werde die gegen die Irländer und Deutschen erhobenen Beschwerden hier nicht wiederholen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hat Eifersucht ihren Theil an diesen Anklagen. Gewiß ist nur, ich kann es nicht verschweigen, daß allgemein behauptet wird, die heutigen Einwanderer seien Störenfriede und, die deutschen insbesondere, fanatische Socialisten. Dieselbe Europa feindliche Stimmung soll sich in allen Theilen der Union kundgeben.

Hier bilden, infolge der numerischen Ueberlegenheit der Irländer, die untern Volksklassen die Majorität. Daher kommt es daß San-Francisco, immer einer der ersten Geschäftsplätze Amerikas, nach und nach aufhört von reichen und wohlhabenden Familien bewohnt zu werden. Man kommt, nach wie vor, um Geld zu machen; ist dies aber geschehen kehrt man so rasch als möglich nach den östlichen Staaten oder nach Europa zurück.

Bis in die letzten Jahre besaß diese Stadt das Monopol der Güterausfuhr nach der Westküste des amerikanischen Continents und nach den transpacifischen Ländern. Diesen Vortheil muß es seit der Vollendung der Süd- und Nordpacifischen Bahn mit Los Angelos und Portland theilen. Ein besonders furchtbarer Rival droht die canadische Linie zu werden. Alles ändert sich auf diesem Planeten, aber nirgends rascher und gründlicher als in den neuen Welten.

---

### III.

#### Durch den Continent.

Vom 28. Juli zum 20. August.

Die Ueberfahrt. — Columbia. — Astoria. — Eine Telegraphistin. — Ein Interviewer. — Portland. — Die Rocky Mountains. — Die Quellen des Missouri. — Der Mississippi. — Der Niagara. — Canada. — Die Städte. — Der St.-Laurent. — Die transcontinentale Eisenbahn. — Boston. — Newyork. — Newport. — Eine unangenehme Viertelstunde.

Große, vortreffliche Dampfer unterhalten die Verbindung zwischen den Hauptstädten von Californien und Oregon. Die Entfernung von San-Francisco nach Portland beträgt 680 Meilen, und die, wegen der häufigen Nebel, für gefährlich geltende Ueberfahrt nimmt in der Regel drei Tage in Anspruch.

An Bord des Oregon ist der Reisende wohl aufgehoben. Kapitän Polemann, ein Deutscher, ist einer der sieben Ueberlebenden des Schiller. An Bord, viele Deutsche — man begegnet deren allenthalben — und eine Abtheilung Vereinstruppen. Die Offiziere, deren mehrere von ihren Frauen begleitet werden, benehmen sich wie vollendete Gentlemen.

Die See ist bewegt, der Himmel grau und klar. Nachdem der Steamer die Barre des Goldenen Horns aber passirt, steuert er der Felsküste entlang; später, der Sicherheit halber, entfernt er sich von ihr. In dem Maße als wir gegen Norden vordringen wird die Luft frischer und belebender. Diesen Morgen ein vierstündiger ununterbrochener Spaziergang am Deck ohne die ge-

ringste Ermüdung. Auf Ceylon, hatten 15 Minuten Bewegung unter den Cocosbäumen meine Kräfte erschöpft.

Am dritten Tage vor Tagesanbruch, passirt der Oregon ohne Unfall die gefürchtete Barre des Columbia. Gegen 6 Uhr morgens legt er am Landungsplatze von Astoria an. Eine Stadt der Holzhauer, aber anziehend in ihrer Weise. Alles ist aus Tannenholz gezimmert: Häuser, Pflaster, Brücken, Gehrwege. Ueberall athmet man die Wohlgerüche eines Nadelholzwaldes. Man könnte sich im Walde glauben, und man ist es in der That. Vor uns der majestätische Strom, ein Strom der Zukunft, eine der großen Arterien der Welt. Jenseits schwarze Linien: die amerikanische Pinie, erkenntlich an dem hohen schlanken Wuchse und den kurzen verkrüppelten Armen. Einzeln sieht sie ein wenig wie ein Besenstiel aus. Es ist der überreiche Haarwuchs eines Schuljungen welcher dem Kamme widersteht. In diesem Lande athmet alles die Jugend.

Oregon, obgleich verhältnißmäßig hoch im Norden gelegen — Portland liegt unter dem 46. Breitengrade — genießt eines vorzugsweise milden Klimas. Es verdankt diesen Vortheil, dessen San-Francisco beraubt ist, der großen japanischen Strömung, obgleich diese weniger warm ist als der mexicanische Golfstrom. Ihre lauen Wasser, welche von jenseit des Stillen Weltmeers kommen, fließen nordwärts, den Küsten von Oregon, Washington und Britisch-Columbien entlang. Noch in Alaska macht sich ihr wohlthätiger Einfluß geltend.

Es regnet hierzulande sehr viel, daher die Einwohner wet feet, Naßfüße, genannt werden. Strenge Kälte ist unbekannt, während im Innern des amerikanischen Continents, wie in Minnesjota, Michigan, Wisconsin, sibirische Winter vorkommen.

Oregon ist, dormalen, ein ungeheurer Wald, vorzüglich reich an dem sogenannten redwood, welches besonders als Bauholz geschätzt ist, und an der weißen Ceder des Libanon. Es gibt einige Farmer, aber die große Industrie des Landes ist lumbering, das Fällen des Holzes. Die Wälder sind, dem

Anscheine nach, unerschöpflich. Dasselbe gilt von Washington und Britisch-Columbien. Wer in diesen Staaten Land erwerben will erhält gratis 160 Acker gegen die Verpflichtung sie sogleich zu bearbeiten und daselbst ein Wohnhaus oder eine Hütte zu erbauen. Hat er dieser Obliegenheit durch fünf Jahre Genüge geleistet, so erhält er eine ähnliche Schenkung von 160 Ackern zu denselben Bedingungen. Ein nüchterner Mann und guter Arbeiter ist sicher sein Glück zu machen. Die Indianer sind sehr zahlreich. Sie leben auf den „Reservationen“ und fangen an Holz zu fällen und ihr Land zu bebauen. Aber noch sehr viele Rothhäute ziehen das nomadische Leben ihrer Väter vor. Sie treiben sich in der Nähe der Niederlassungen der Weißen umher und sind berüchtigte Viehdiebe.

Auf der Ueberfahrt habe ich mit einem Holzhauer Freundschaft geschlossen. Er führte mich in Astoria umher und eröffnete mir sein Herz über die Zustände in diesem entlegenen Erdwinkel. „Der gute Indianer“, sagte er mir, „ist der todte. Man kann diese Leute weder als Diener noch als Arbeiter gebrauchen. Glücklicherweise sterben sie aus.“ Einige Genossen meines neuen Freundes bestätigten diesen Ausspruch. Sie hoffen daß die rothe Rasse bald vollkommen verschwinden wird. Dies ist nicht die Ansicht eines Offiziers der Armee der Vereinigten Staaten der sein Leben in den „Reservationen“ zubringt. „Von den Apache und einigen andern Stämmen des Südens, in Arizona und Neumexico abgesehen“, sagte er mir, „kann man die indianische Frage als gelöst betrachten. Einige kleine Schilderhebungen mögen noch vorkommen, aber in Masse werden die Indianer den Kriegspfad nie wieder betreten. Sie kennen jetzt unsere Ueberlegenheit. Solange die Regierung ihnen zu essen gibt, oder“, wie er sich ausdrückte, „ihnen den Bauch füllt, werden sie sich ruhig verhalten. Sie sterben an Abzehrung, aber sie haben viele Kinder, und die Zeit ihres gänzlichen Verschwindens ist vielleicht ferner als man glaubt.“

Ich sagte meinen Holzhauern daß wenn sie in der bisherigen

Weise fortführen die Wälder auszurotten so würden bald keine Bäume mehr zu fällen sein, und die Holzhauer würden verschwinden wie die Wilden. Darauf entgegnen sie, die Wälder seien unererschöpflich. „Während wir und unsere Kinder und Kindeskinde die Bäume niederhauen, jetzt im Oregon, später im Territorium von Washington und endlich in Britisch-Columbia, werden in unserm Rücken neue Wälder entstanden sein.“

Von niedern bewaldeten Hügeln gesäumt, scheint der Columbia an seiner Mündung breiter als er ist. Die Landschaft hat den Charakter einer sanften, großartigen Monotonie: ein dunkelgrüner Vorhang von Pinien, eine gelbliche Wasserfläche, darüber, in diesem Augenblicke, ein blaßblauer Himmel. Gleichfalls blasse Lichter und Schatten, die ich mir nicht wohl erklären kann, spiegeln sich abwechselnd in der weiten Wasserfläche welche kein Kahn belebt. Nirgends eine Spur menschlicher Behausung. Nur, in großen Zwischenräumen, hölzerne Landungsplätze für die Verschiffung des geschlagenen Holzes. Weiter oben werden die Ufer niederer, aber der Wald währt fort. Ueber den Baumwipfeln steigen, in bedeutender Entfernung, jetzt im vollen Sonnenscheine glänzend, schneebedeckte Nischen in die Luft empor. Es sind die Riesen des Nordens, Mount Helena, Mount Adams und, der höchste von ihnen, Mount Hood.\*

Nach sechsstündiger Fahrt lenkt unser Steamer in den Willamette ein, einen Nebenfluß des Oregon, und erreicht bald darauf den Hafen von Portland, der Hauptstadt von Oregon.

---

Je mehr man mit Amerikanern verkehrt je mehr fühlt man wie sehr sich der Entwicklungsgang ihrer geistigen Bildung von dem unserigen unterscheidet. Sie beginnen im Leben mit der Praxis und gehen dann auf die Theorie über. Wir befolgen

---

\* 9000, 11000 und 13000 Fuß hoch.

die entgegengesetzte Methode. Die Schule bereitet uns auf das Leben vor. Hier ist das Leben die Schule. Ich will damit nicht sagen daß die Kinder keinen guten Unterricht erhalten. Im Gegentheil, nirgends thut der Staat mehr für die öffentliche Erziehung. Aber die eigentliche, die hohe Schule der jungen Amerikaner ist Praxis und Erfahrung.

In San-Francisco trete ich in ein Telegraphenbureau. Ein zierlich gekleidetes Dämchen nimmt mir meine Depesche ab, liest sie und sagt: „Wien? Wien? Wo ist dieser Ort?“ Obgleich, in meiner Eigenschaft als Wiener, tief beschämt und in das Herz getroffen, bemeistere ich meine Entrüstung, und antworte daß es die Hauptstadt von Oesterreich ist. „Oesterreich?“ sagt sie, „wo ist Oesterreich?“ Dennoch scheint diese Demoiselle, deren geographische Kenntnisse ich mir schmeichle erweitert zu haben, ihren Posten ganz gut auszufüllen. Jedenfalls traf mein Telegraph an dem ihr unbekanntem Orte an. In Europa beginnen die Candidaten für solche Anstellungen mit dem Studium der Geographie, dann erst wird ihnen der Telegraph anvertraut. Hier ist das Umgekehrte der Fall, und Amerika befindet sich dabei wohl.

Ein anderes Beispiel. In einer großen Stadt, bringt ein junger Mann, unangemeldet, in mein Zimmer. Er sagt mir er sei Journalist, wolle mich „interview“ und werde mir nur wenige Fragen stellen. Hier folgen, wörtlich, einige dieser Fragen: „Welche Nachfolgegesetze bestehen in Braunschweig? Seit wann gehört Braunschweig zum deutschen Königreich? Welche Beziehungen unterhalten die deutschen Fürsten untereinander? Welche Aenderungen sind seit der Bildung des neuen Reiches eingetreten? Geben Sie mir auch genaue Auskunft über den Papst, seine guten Eigenschaften und seine Schwächen, und über alle Cardinäle und andere Mitglieder des «Conciliums». Was denken Sie von Napoleon III.? Wie hätte er, Ihrer Ansicht nach, Frankreich regieren sollen, und welche Fehler haben seine Generale im deutschen Kriege begangen. Erzählen Sie mir

auch kleine Anekdoten und geheime Vorkommnisse aus seinem Leben, und was sonst aller Art in den Tuilerien vorging. Unsere Abonnenten lieben diese Gattung von Lectüre.“ Stumm vor Erstaunen, hatte ich ihn reden lassen. Nachdem ich den Gebrauch der Sprache wiedergefunden hatte, antwortete ich: „Sie setzen mich in Verwunderung, weniger durch Ihren Mangel an Discretion als durch das Uebermaß Ihrer Unwissenheit über Gegenstände welche Sie jeden Tag in Ihrem Blatte besprechen. Haben Sie denn niemals irgendein Buch gelesen, gar nichts studirt?“ — „Nein, Sir“, antwortete er, ohne die geringste Verstimmung über meine etwas unsanfte Apostrophe an den Tag zu legen, „nein; wenigstens nicht genug. Wie sollte ich lesen, da ich den ganzen Tag schreiben muß? Wir Journalisten schöpfen was wir wissen wollen nicht aus Büchern sondern aus den mündlichen Mittheilungen derer welche im Stande sind uns zu belehren.“ Es ist, in andern Worten dasselbe, was mir, vor zwei Jahren, ein talentvoller junger Journalist in einer großen südamerikanischen Stadt gesagt hat.

„Haben Sie auf der hiesigen Universität studirt?“ fragte ich diesen Cavallero. — „Nein, Señor, die Universität wird nur von künftigen Advocaten besucht. Für uns andere verlohnte es sich nicht der Mühe. Wir leben in einem neuen Lande. Wir müssen die Menschen improvisiren. Wir treten sehr früh in das öffentliche Leben. Der Redacteur unsers Journals ist 28 Jahre alt. Er ist der älteste von uns. Ich zähle 24 Jahre. Die übrigen Mitarbeiter sind jünger. Als Journalisten müssen wir von allem etwas wissen, denn unsere Aufgabe ist über alle und alles ein Urtheil abzugeben, Todo y Todos. Sie begreifen daß wir keine Zeit für die Universität haben.“

---

Portland, eine Stadt von 35000 Einwohnern, ist, in der pacifischen Region, die Metropole des Nordwestens und der

Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Ein polnischer Jude aus Königsberg in Preußen, der hier seit 25 Jahren, also solange die Stadt besteht, ein kleines Waarengeschäft betreibt, eröffnet mir sein Herz. „Die großen Kaufleute“, sagt er, „lassen die kleinen nicht aufkommen. Und dann erst die Chinesen? Ach, diese furchtbaren Chinesen? Man kann gegen sie thun was man wolle, sie machen immer gute Geschäfte. Sie sind uns überlegen.“

Die Söhne des Himmels, hier weniger verfolgt als in Californien, bilden einen bedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung. Sie bauen ihre Häuser selbst, meist aus Ziegeln, und obgleich, die „Zweite Avenue“ ihnen als Wohnsitz angewiesen ist, finden sich ihre Häuser in allen Stadtvierteln zerstreut. Sie besitzen sehr schöne Waarenniederlagen und sind stolz auf ihre, wie man sagt, große und prachtvolle Pagode. In einer ihrer Butiken sieht man alle Arten von Erzeugnissen des chinesischen Gewerbefleißes. In der chinesischen Apotheke werden nur gegen Vorzeigung der Recepte eines chinesischen Doctors Arzneien verabfolgt.

Die Gassen sind geradlinig und sehr belebt. Einige enden im Walde. Vom Balkon meines vortrefflichen Hotels, Edmond-House, kann ich die weiße Pyramide des Mount Hood bewundern.

---

Am nächsten Tage, um die Mittagsstunde, Abreise auf der Nordpazifischen Eisenbahn, welche erst im vorigen Jahre dem Verkehr eröffnet wurde. Der Eigenthümer, einer der großen Eisenbahnkönige, ging mit seiner Gesellschaft darüber zu Grunde, aber sein Werk besteht. Die beiden Ausgangspunkte sind Portland (Oregon) und St.-Paul (Minnesota). Entfernung 1911 Meilen.

Ich fröhne dem Luxus eines state-room. Es ist die schöne geräumige Cabine an Bord eines großen Steamers, mit dem

Unterschiede daß es hier weder Rollen noch Stampfen gibt, und beinahe kein fühlbares Schütteln. Mehrere kritische Augenblicke ausgenommen, gleiten die Waggonen auf den Schienen wie ein Schlitten am Schnee dahin. Langweilt mich die Einsamkeit in meiner Zelle, so mache ich einen Spaziergang von Waggon zu Waggon und studire die, meist uninteressanten, Physiognomien der Reisegefährten. Nicht ein Rowdie im Train, keine jener bis zu den Zähnen bewaffneten Schnapphähne deren, einst, häufiger Anblick mir auf meinen frühern Reisen im „fernen Westen“ so oft die Gänsehaut gab. Diesmal auch nicht die geringste Gemüthsbewegung. Wie ganz anders war das vor 13 Jahren! Auch die Neue Welt wird prosaisch.

Die in den Speisewaggonen verabreichten Mahlzeiten sind vorzüglich. Die Cars, in welchen gekocht und gegessen wird, werden morgens angehängt und abends eingestellt. Eine ökonomische und praktische Einrichtung, nur darf während der Nacht kein Unfall und, als Folge, kein längerer Aufenthalt eintreten; in diesem Falle entstünde Hungersnoth. Aber wenn man bedenkt daß diese Linie, fast fortwährend, gänzlich unbebaute, menschenleere, nur von Rothhäuten besuchte Einöden durchzieht, muß man zugeben daß das Mögliche geleistet wird.

Wir haben die lachenden Ufer des Willamette mit den ernsteren des Columbia vertauscht. Letztere wurden, in den Zeiten der Gesellschaft, in allen Tonarten besungen. Aber, abgesehen von diesen Uebertreibungen, ist die Landschaft welche an beiden Seiten des Zuges vorüberfliegt wirklich schön. Allenthalben rauschen kleine Cascaden über kleine Felsblöcke nieder. Man würde sie reizend finden, hätte man nicht, nach jenen Beschreibungen bezahlter Federn, die Fälle des Niagara erwartet. Aber der Strom selbst ist prachtvoll. Zu seinem Lobe kann man nicht zu viel sagen. Nadelförmige Säulchen von Basalt, an der Spitze mit einer oder zwei Pinien geschmückt, brechen die Einförmigkeit der niedern, flachhügeligen, bewaldeten Ufer. Uebrigens läßt, auf dieser Strecke, der Bau der Bahn keine Langeweile

aufkommen. Wie in einem Boote auf hoher See geschaukelt, fährt man fortwährend über Brücken welche die Zuflüsse des Stromes überspannen, oder auf provisorischen, oft meilenlangen, Holzdämmen, trestlework genannt. So gewöhnt ich bin an die Berwegenheit der Ingenieure in den verschiedenen neuen Welten die ich durchreist, fühle ich doch, heute und gestern, daß sich zuweilen meine Haare sträuben. Das Angstgeschrei welches in solchen Augenblicken in meine Cabine dringt, läßt mich die Empfindungen der Ladies in dem anstoßenden Compartiment errathen.

Allmählich ändert sich der Charakter der Landschaft. Wenn die untergehende Sonne sie mit ihren magischen Tinten verklärt, erinnert sie an die Hintergründe der vorrafaelischen Meister. Nur die heilige Familie fehlt.

Die nächsten Tage fahren wir durch Wald und Steppe, Steppe und Wald. Diese stillen Einöden durchzieht der Train ohne besondere Eile aber ohne mehr als nothwendig anzuhalten. Prachtvolle Flüsse, welche jetzt ihr Bett in den Sand und Felsen graben, jetzt sich durch den Urwald Bahn brechen, stürzen uns brausend entgegen. In großen Zwischenräumen wird die Hütte eines Köhlers sichtbar, oder eine vereinzelte Sägemühle oder eine Gruppe von Wigwams vor welchen Indianerweiber in Lumpen mit ihren nackten Kindern kauern. Dann wieder vollkommene Einsamkeit. Keine Spur eines menschlichen Wesens.

Wir haben den weiten See der *Pend d'Dreilles* auf einer Schienenbrücke überschritten, die ersten Staffeln der *Rocky Mountains* erstiegen und, in einer bitterkalten Nacht, das Hochplateau des amerikanischen Rückgrates erreicht. Die aufgehende Sonne begrüßt uns als wir eben den großen Tunnel von *Mullan* verlassen. Hier ist die Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren.

Der Zug hält bei *Helena*, *Helena von Troja*; so taufte die Minenarbeiter die Hauptstadt von *Montana*. In dieser goldreichen Zone gibt es viele Deutsche und daher auch Gesang- und Turnvereine.

Man sieht nur wenige Bäume und, am westlichen Rande der Ebene, niedere schneebedeckte Hügelzüge. Aber diese niedern Hügel sind, in der That, die höchsten Firnen dieses Theiles der Rocky Mountains. Wir haben nämlich das Rückgrat des Continents überschritten ohne es zu bemerken. Nichts erinnert an die Alpennatur außer die eisige Luft.

Um 9 Uhr erreichen wir die Ufer des Missouri, der hier noch ein Kind ist. Bei der Station Gallatin kommen wir an seiner Wiege vorüber. Ein Wirrsal von niedern Hügeln und nackten Felskegeln bezeichnet seine Quellen oder vielmehr den Zusammenfluß des Gallatin, Madison und Jefferson, welche hier die zweitgrößte Arterie Nordamerikas bilden.

Bald darauf dringt die Bahn in das Thal des Yellowstone-River. Wir folgen ihm die ganze Nacht hindurch. Selbst dem prachtvollen Mondschein gelingt es nicht der einförmigen Landschaft einigen Reiz zu verleihen.

Der Morgen findet uns in einem gänzlich flachen und, einige magere Baumwollbäume abgerechnet, vegetationslosen Lande. Der Yellowstone ist verschwunden.

Der Zug durchläuft die Prairien von Dakota, setzt über den „kleinen“ Missouri, eilt an mehreren Städten vorüber, welche, alle vom Jahre 1882 herrührend, aus einigen Holz- oder Leinwandhütten bestehen, und hält endlich in der Station von Mandan, nach Helena, die bedeutendste Stadt an der Nordpacificbahn. Wir sind hier im Lande der Sioux angelangt und man führt uns in einen Kaufladen wo Kunstproducte dieser Wilden feilgeboten werden.

Mit einem male befinden wir uns abermals an den Ufern des Missouri. Als Kind hatten wir ihn vor kaum wenigen Stunden verlassen, jetzt, nachdem er mittlerweile einen großen Bogen beschrieben, finden wir ihn als erwachsenen Jüngling

wieder, oder, Metaphern beiseite lassend, er ist hier schiffbar geworden für Fahrzeuge von einigen hundert Tonnen.

Am nächsten Tage, geht die Sonne für uns mitten in Minnesota auf, d. h. in der größten Kornkammer der Welt. Bald darauf erreicht der Zug den Mississippi. Nach allen Richtungen streift das erquickte Auge, so weit es reicht, über bebaute Felder. Allenthalben Dörfer und Märkte; Gärten, Häuser und Kirchturmspitzen! Fast 2000 Meilen Einöde liegen hinter uns. So wären wir denn, gottlob, wieder in den Schoß der civilisirten Welt zurückgekehrt.

Um 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr mittags, gerade vier Tage und vier Nächte nachdem wir Portland verlassen, läuft der Zug in der Station St.-Paul ein, dem östlichen Terminus der Nordpazifischen Bahn.

Diese lange Strecke wird mit großer Bequemlichkeit zurückgelegt, aber, was Abwechslung und landschaftliche Schönheit anbelangt, steht die Bahn hinter der „Centralpacific“ weit zurück. Ich brach sogleich nach Chicago auf.

Wir haben die neueröffneten und wenig bekannten Regionen nunmehr im Rücken. Mit Entzücken begrüße ich abermals den Mississippi. Dies breite Band, oder vielmehr diesen See welcher sich zwischen zwei grünen Linien von einem Horizont zum andern verlängert. Wir passiren am nächsten Morgen durch die deutsche Stadt Milwaukee und erreichen um Mittag Chicago wo ich mir einen Ruhetag schenke. Die Stadt ist, seit ich sie das letzte mal besuchte, aus ihrer Asche erstanden, schöner und reicher als sie vor dem Brande war, ist aber immer vor allem Handelsstadt. Mit wehmüthigem Vergnügen sehe ich den Niagara wieder. Armer Niagara, er ist älter geworden. Sein Bett ist gesunken und die „Amerikanischen Fälle“ haben dadurch an Wirkung verloren. Aber die Wassermenge ist dieselbe geblieben, und so auch

ihre Musik, ein großer, wenn nicht der größte Reiz dieses wundervollen Schauspielers.

Folgt ein Spaziergang durch Canada, das friedlichste (wenigstens dem Anscheine nach), das anmuthigste, wengleich, die Stromschnellen des St.-Laurent abgerechnet, das wenigst romantische Land welches ich sah. Zuerst quer durch den See Ontario, mit seinen flachen am Horizont kaum sichtbaren Ufern; dann den St.-Laurent hinab zwischen seinen „tausend Inseln“ hindurch. Sie versetzen mich nach den schwedischen Seen mit ihren kleinen Felsen, den kleinen Tannenwäldchen, den kleinen Landhäusern und Sommerfrischen mit grell angestrichenen Holzwänden. Und dann alle die netten Städte Toronto, Montreal, Quebec: Toronto mit seiner englischen Physiognomie; Montreal, die obere Stadt reich an Kirchen und Bäumen, die untere, welche an das Frankreich Ludwig's XIV. gemahnt; Quebec endlich, die Stadt der glorreichen Erinnerungen, mit dem militärischen Gepräge, mit seinem ragenden den Strom beherrschenden Schloß.

Außer der französischen Physiognomie eines großen Theiles der Bewohner, fällt besonders der Ausdruck der Ruhe, der Sicherheit und der Wohlbehäbigkeit auf, welcher diese Städte kennzeichnet. Geschäfte ja, Thätigkeit ja, aber mit Maß und Ziel! Kein Kirchthurmrennen um rasch Geld zu machen! Wie glücklich daß niemand gezwungen ist kopfüber vorwärts zu stürzen, to go ahead! Wie man den kürzern zöge wenn man amerikanisch würde, wenn die Yankee in das Land kämen! Bleiben wir also was wir sind. So sprach sich jedermann gegen mich aus; französische sowol als englische Canadier. Es ist ein eigenmüthiger und daher solider „Loyalismus“ der aus ihnen spricht.

Ich machte während meines kurzen Aufenthaltes in den genannten Städten mehrere angenehme Bekanntschaften. In Quebec

führte mich ein glücklicher Zufall mit dem auf einem Ausfluge begriffenen Vizekönig Lord Lansdowne zusammen. Gibt es eine beneidenswerthere Stellung als die des Vertreters einer angebeteten Königin, in einem Lande wo die Ruhe\* nie oder äußerst selten gestört wird, wo man sich die langen Winternächte durch Schlittensfahrten bei Fackelbeleuchtung verkürzt, wo Jagd und Fischfang im Sommer, die „todte Jahreszeit“ beleben?

Und wie die Canadier ihr Vaterland lieben! Ein hoher Beamter, französischen Blutes, sagte mir: „Der Golf von Neapel ist schön, aber er läßt sich nicht vergleichen mit unserm St.-Laurent von der Dufferin-Terrasse gesehen.“ Groß war mein Erstaunen. Und doch hatte ich dasselbe in Neuseeland, von Auckland sagen hören, und in New-South-Wales von Sydney. Es ist immer der arme Golf von Neapel der zum Vergleich dienen muß und der hierbei immer verliert.

Canada, wenigstens seine Oberfläche, macht den Eindruck daß keine Revolution je dies Land verheert hat. Doch wird mir versichert der Geist der Neuzeit verbreite sich rasch unter der französischen Jugend und bald werde das Frankreich Ludwig's XIV. verschwunden sein. In den höhern Klassen bestehen gute Beziehungen aber wenig socialer Verkehr zwischen den beiden Rassen. Man ist getrennt durch die Verschiedenheit des Blutes, der Religion, der Sprache und der Sitten, aber man lebt auf freundschaftlichem Fuße nicht mit- aber nebeneinander.

Die canadische Pacificbahn wird im Jahre 1886 eröffnet werden. „Man hatte“, sagte mir ein Mitglied des Ministeriums, „bei Unternehmung dieses Riesengeräths einen dreifachen Zweck im Auge: man wollte den weißen Bevölkerungen des pacifischen «slope» und den wenigen im Nordwest zerstreut lebenden Weißen ihre Zusammengehörigkeit mit uns begreiflich und fühlbar machen.

---

\* Seit meinem Besuche wurde diese Ruhe durch die Rebellion des Westigen Kiel vorübergehend gestört.

Sie sollen einsehen lernen daß wir, von einem zum andern Meere, Ein großes Ganzes bilden. Ferner wollen wir die kürzeste Land- und Wasserstraße zwischen England und China herstellen; denn die von San-Francisco oder Portland nach jenen transpazifischen Ländern auslaufenden Schiffe, insbesondere die Segelschiffe, sind gezwungen die günstigen Winde und Strömungen im Norden zu suchen. In Zukunft werden die Schiffe ihre Ladungen in unsern Häfen einnehmen. Endlich soll und wird diese Bahn der Einwanderung in Canada einen mächtigen Aufschwung verleihen.“

Aber die Zeit drängt, und ich habe Eile mich in Newyork nach Europa einzuschiffen.

---

Boston ist eine reizende Stadt. Ich kenne keine sympathischere zwischen dem Rio de la Plata und dem St.-Laurent. Sie wird das amerikanische Athen genannt und trägt in der That das Gepräge der feinen Sitten und der geistigen Cultur.

Newyork hat sich seit meinen Besuchen in den Jahren 1870 und 1871 merklich vergrößert. Seine Bevölkerung, damals eine Million, hat um 20 Procent zugenommen. Aber es ist jetzt die todte Jahreszeit, und wenn in den Geschäftsvierteln das gewöhnliche Leben herrscht, so bezeugen in den eleganten Stadttheilen die herabgelassenen Fenstervorhänge die Abwesenheit der Insassen. Die vornehme Welt ist in Newport, die „neuen Reichen“ in Saratoga oder in andern Badeorten. Aber nur wenige haben eine Europafahrt gewagt. Kein Europegoing dies Jahr. Die Cholera hält die Touristen zurück und entvölkert die, in dieser Jahreszeit, gewöhnlich überfüllten Packetboote.

Die Newyork mit Brooklyn verbindende, kürzlich vollendete, Hängebrücke ist ein wirkliches Weltwunder. Wenn man sie auf der Eisenbahn passirt kann man sich die Gemüthsbewegung verschaffen, zwischen den Schienen, auf die Mastspitzen der unten

durchsegelnden Schiffe hinabzublicken. Die beiden Pfeiler an welchen die Brücke hängt überragen die höchsten Kirchtürme der Stadt. Der Bau hat 34 Mill. Dollars gekostet.

Ist es die Wirkung der äußerst trockenen Luft auf die Nerven der Einwohner oder die übertriebene Geschäftsthätigkeit welche den Newyorkern diesen eigenthümlichen, dem Fremden so auffallenden Anstrich einer fieberhaften Beweglichkeit gibt? Man möchte glauben daß ihnen Ruhe unerträglich sei. Ein Amerikaner sagte mir: „Ein jeder von uns will zuerst ankommen. Ihr geht, wir rennen auf den Pfaden des Lebens; daher langten wir auch früher als Ihr an seinem Ende an.“

Der österreichische Consul Herr Fritsch bringt mich nach Newport. Gegen Abend begeben wir uns auf einen der großen Steamer welche, im Sommer, zwischen hier und jenem eleganten Seebade laufen. Dies Schiff hat 5000 Tonnen (!) und drei Stockwerke. Im Centrum befindet sich eine große von drei Galerien umgebene Halle. Nach letzterer öffnen sich die Cabinen welche ein Ideal des Comforts sind. Obgleich das Schiff mit Passagieren überladen ist, herrscht Stille am Bord. Die Amerikaner sprechen immer leise oder mit halblauter Stimme. Man hört auch kein Commando und man sieht weder Offiziere noch Matrosen, deren es übrigens nur wenige gibt. Der Leviathan dampft, dem Anscheine nach, sich selbst überlassen. Der Abend ist wundervoll, und der Hudson mit ähnlichen überfüllten Booten bedeckt. Es ist Sonntag, und alle diese „Excursionisten“ haben ihn benutzt um auf dem Wasser eine etwas weniger heiße Luft zu athmen als in diesem Backofen Newyork. Wir fahren unter der brooklyner Brücke durch. Von unten betrachtet gleicht sie dem Fragment eines ungeheuern Spinnengewebes an welchem die Brücke hängt. Die schwarzen Fliegen welche über unsern Köpfen hin- und herkriechen sind Eisenbahnzüge. Schauerhaft!

Um 4 Uhr morgens Ankunft in Newport.

Ich befinde mich in einer schönen Villa, Stil Queen Anna, kokett eingerichtet und gut bewohnt. Die Damen des Hauses setzen mich in Erstaunen durch ihre Kenntniß der Menschen und Dinge in Europa. Die Gesellschaft welche man hier trifft besteht aus Personen der großen Welt und des besten Tones. Alle, obgleich gute amerikanische Patrioten, leiden ein wenig an der Sehnsucht nach Europa.

Newport (Staat Rhode=Island), auf der südlichen Spitze einer Insel gelegen, ist, vergleichsweise, eine alte Stadt. Der Reichthum der großen newyorker Existenzen entfaltet sich längst dem Strande in prachtvollen Häusern, meist im Queen=Anna=Stil, in schönen Gärten, reichen Equipagen und geschmackvollen Livreen.

Der große Mann des Tages ist Mr. Bennett, Eigenthümer und Herausgeber des „New-York Herald“. Das Blatt soll jetzt 7—800000 Dollars eintragen. Heute hat Mr. Bennett die Crème der Gesellschaft von Newport, oder vielmehr von Newyork, an Bord seiner Yacht, eigentlich einer Fregatte, zum Lunch versammelt. Ich sah viele hübsche Frauen, viele Toiletten von Worth, und einige Elegants welche sich durch die Einfachheit ihrer Manieren und ihr reines Englisch vortheilhaft auszeichnen.

Dies darf übrigens nicht wundernehmen. Die Personen welchen man hier begegnet gehören den höchsten Kreisen an und haben die Yankee-Manieren abgeschliffen im Contact mit dem alten Continent. Aber auch die Leute welche man in den Waggonen und an öffentlichen Orten begegnet und welche nicht auf Eleganz Anspruch machen, haben sich in den letzten 15 Jahren zu ihrem Vortheil verändert. Man spuckt nicht mehr, man gefällt sich nicht mehr in unmöglichen Stellungen, man näselst weniger als vordem. Die Umgestaltung ist besonders in der jüngsten Generation fühlbar.

Ich habe heute an Bord gefrühstückt, einem Polo, einem Concert, einem Diner und einer Soirée beigewohnt, und daß

ich die Nacht nicht auf einem Balle zubrachte war meine Schuld.

Am nächsten Tage Rückkehr nach Newyork.

Zum letzten mal, in Amerika, erhebt sich über mir die Sonne prachtvoll und strahlend, wie ich sie täglich sah seit meiner Landung in San-Francisco. Die Koffer sind gepackt und Checco im Begriffe sie an Bord des Cunard-Steamers Bothnia zu bringen, welcher in zwei Stunden abfahren wird. Im letzten Augenblick bemerkte ich daß mein Notizbuch, in welchem ich meine Einladungen und geselligen Pflichten verzeichne, auf unerklärliche Weise verschwunden war, legte aber der Sache keine Bedeutung bei. Ich befand mich in der heitersten Stimmung und dankerfüllt gegen die göttliche Vorsehung welche mich, auf dieser weiten nun beinahe vollendeten Wanderung so gnädig beschützt hatte. Es bleibt nunmehr die Fahrt durch das Atlantische Meer — *yr a la otra banda* — nach dem andern Ufer überzusetzen, wie die Spanier sagten als sie noch ihre Colonien besaßen. Für sie, wie für mich, war dieser Ocean nur ein Bach. In dieser Stimmung verließ ich das Hotel, nachdem ich früher meine Greenbacks in englische Banknoten umgewechselt, und unternahm einen letzten Spaziergang durch die fünfte Avenue. Ich trat aus einer Butike als ein elegant gekleideter Herr, aus einem Wagen springend, auf mich zu. „Ich sehe, Baron“, sagte er im reinsten Englisch, „daß Sie mich nicht erkennen. Ich hatte die Ehre Ihnen vorgestellt zu werden in Sydney, im verwichenen November, nach einem großen Diner beim Gouverneur Lord Augustus Loftus. Ich bin einer der Bewunderer Ihrer Promenade autour du monde und bitte Sie Ihren Namen in mein Exemplar zu schreiben. Dagegen wollen Sie einen Band Gedichte, von Longfellow in welchen er seinen Namen schrieb, als Andenken annehmen.“ Ich entschuldigte mich wegen Mangels an

Zeit, aber der junge Mann, der wie ein englischer Gentleman ausah und mir gefiel, bestand auf seiner Bitte, sodaß ich am Ende nachgab und mit ihm in seinen Wagen stieg um nach dem Hotel Windsor zurückzukehren wo auch er logirte. Unterwegs entsann er sich daß die Bücher bei einem ganz in der Nähe wohnenden Freunde lägen und befahl, unerachtet meiner Einwendungen, dem Kutscher dahin so rasch als möglich zu fahren. Es war mir unangenehm weil ich fürchtete mein Boot zu ver säumen, aber kein Verdacht entstand in mir. Hatte ich doch mit dem Gentleman bei Lord Augustus gespeist. Wahr, daß ich mich seiner nicht entsinnen konnte, aber Aehnliches wider fährt mir zuweilen. Ich kenne so viele Menschen, und habe in den letzten 14 Monaten so viele neue Bekanntschaften gemacht! Indesß so ganz nahe wohnte der Freund nicht. Nach einer mehr als raschen Fahrt von etwa zehn Minuten hielt der Wagen vor einem unansehnlichen Hause, dessen Anblick mich etwas befremdete. Nach einigen mit dem Kutscher gewechselten Worten, die ich nicht vernehmen konnte, ließ mich mein Begleiter durch die Hausthür ein, schloß sie hinter uns und führte mich, durch einen dunkeln Gang, in ein kleines schmutziges Zimmer im Erdgeschosß. Ein großer Mann saß an einem kleinen Tische, den Rücken gegen einen Spiegel gekehrt, welcher zwischen den zwei Fenstern hing. Während ich mich ihm näherte sah ich, in eben diesem Spiegel, wie mein Freund aus Sydney die Thür vorsichtig und geräuschlos schloß und den Schlüssel in seine Westentasche steckte. Ich begriff nun wo ich mich befand.

Das Außere des großen Monsieur vor dem Spiegel verrieth seinen Beruf. Als ich eintrat erhob er sich um zu grüßen. Dabei verzog er seinen breitgeschlitzten Mund bis an die großen herabhängenden Ohren, und lächelte wie ein Haiisch. Alles in allem der Typus des Galerensträflings: eine niedere flache Stirn, der Schädel beinahe kahl geschoren, die Leichenblässe einer Galgenphysiognomie erhöht durch einen riesigen schwarzen Schnurrbart. Die Hände eines Gladiatoren, mit schweren Ringen

an den langen knöchigen Fingern. Dazu der verwahrloste Anzug eines falschen Elegant.

Er sprach mir sogleich von dem Band Gedichte welchen er nicht im Hause habe, der aber sogleich würde gebracht werden. Mittlerweile, ein Stück Wachsleinwand und Karten auf den Tisch werfend, lud er mich zu einer Partie Monte ein. Ich lehnte ab, artig und bestimmt. „So werden wir denn spielen“, sagte er sich an seinen Spießgefellern wendend. „Sie haben auch Ihren gestrigen Gewinn hier vergessen.“ Dabei überreichte er ihm ein Packet Greenbacks auf dessen Umschlag die Ziffer 200 Dollars gedruckt war. „Oh, entgeguete dieser, ich dachte es wäre nicht so viel gewesen.“ Und die beiden Strolche begannen ihr Spiel. Dies gab mir Zeit über meine Lage nachzudenken. Meine erste Bewegung war ein heftiger Anfall von Zorn gegen mich selbst. Wie, sagte ich mir, alle Meere zu durchschiffen ohne Unfall, die ungesundesten Länder zu durchreisen ohne einen Schnupfen davonzutragen, und jetzt, beim Einlaufen in den Hafen, elendiglich zu scheitern! Kein Kind läßt sich, in ähnlicher Weise, in die Falle locken. Aber fruchtlose Selbstvorwürfe waren nicht an der Zeit.

Die dringende, augenscheinliche Gefahr, sei sie nun wirklich oder nur eingebildet, lähmt oder erhöht die Fähigkeiten des Geistes und der Seele. Mir schien, ich hätte hundert Augen und Ohren. Einige Secunden genügten mir um mich zu orientiren. Ich befand mich in der Gewalt zweier Falschspieler, vielleicht zweier Mörder. In Newyork, wurde mir erst gestern gesagt, ereignet es sich täglich daß Einwanderer, die mit etwas Geld ankommen oder ihre Ersparnisse nach Europa zurückbringen wollen, in üble Häuser gelockt und dort beraubt, nicht selten ermordet werden. Offenbar hat der junge Elegant mein Notizbuch gestohlen um mich, mit Hülfe desselben, zu täuschen. Ich bin hier kein Unbekannter. Man kann mich nicht, wie irgend-einen armen Einwanderer zuerst plündern und dann, ungestraft, auf die Gasse setzen. Und selbst in solchen Fällen tödten die

Strolche, zuweilen, ihre obskuren Spielopfer um nicht angegeben zu werden. Offenbar habe ich es mit tüchtigen Kräften zu thun. Diese Glücksritter sind geschickte Leute. Sie haben den Augenblick, nämlich den Augenblick der Abreise wie dies übrigens gewöhnlich geschieht, sehr gut gewählt. Wenn ich in Newyork nicht mehr gesehen werde, wird mich niemand suchen, da man annehmen muß ich sei in der Bothnia nach Europa abgereist. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist meine Lage eine äußerst kritische.

Aber zwei Umstände sprechen zu meinen Gunsten. Erstens, wissen die beiden Männer nicht ob ich Geld genug bei mir trage damit die Beute das Waquiß einer Mordthat werth sei. Auswanderer haben beim Kommen oder Gehen zuweilen Baargeld, bei sich, Vergnügungsreisende, wie ich, gewöhnlich nur Creditbriefe. Zweitens, wissen sie daß ich in Newyork bekannt bin und einflußreiche Freunde haben muß. Es kann ihnen auch nicht entgehen daß, wenn meine Abwesenheit vor Abgang des Schiffes an Bord bemerkt wird was beinahe gewiß ist, mein Diener Lärm schlagen, der Kapitän den Telegraphen in Bewegung setzen und die Polizei nach mir forschen wird.

Ich gelange zu diesem Schlusse: wenn ich das Spiel annehme bin ich sicher die Summe Geldes welche ich bei mir habe zu verlieren und mein Boot zu versäumen, denn es bleibt mir kaum mehr die nöthige Zeit um an Bord zu gehen; aber ich bin nicht gewiß daß mich die Männer, nachdem sie mich beraubt, nicht auch ermorden werden.

Auf der andern Seite, wenn ich das Spiel standhaft verweigere haben sie nur zwischen zwei Wegen zu wählen: sie müssen mich unbelästigt abziehen lassen oder, nach vollzogenem Raube, tödten.

Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde nicht spielen und suchen die Schurken einzuschüchtern. Gelingt letzteres so bin ich gerettet. Wo nicht, habe ich wenigstens das Mögliche versucht. Also auf diese Karte, da nun einmal in dieser verwünschten Höhle gespielt werden muß, will ich mein va tout spielen.

Der Croupier lud mich abermals zum Spiele ein, diesmal in einem etwas herrischen Tone. Von meiner Seite, abermalige Weigerung. „Gut, Baron“, sagte er, „da Sie durchaus keine Lust haben werde ich für Sie spielen. Mein Gewinn soll der Ihrige sein.“ Die Partie mit seinem Genossen begann sogleich, und das Glück begünstigte mich natürlich. Nach ein paar Minuten hatte ich 1000 Dollars gewonnen. Der Mann mit dem schwarzen Schnurrbarte öffnete seine Schublade, holte fünf Pakete jedes zu 200 Dollars hervor, und schob sie mir über den Tisch zu. Ich schob sie sogleich zurück.

Aber es mußte ein Ende gemacht werden. Ich hub folgendermaßen an, und zwar langsam, mit lauter Stimme, ohne die geringste Bewegung zu verrathen und indem ich jedes Wort mit einem gewissen Nachdruck aussprach: „Ich habe Euch gesagt daß ich niemals spiele. Dies muß Euch genügen. Uebrigens, wenn ich auch spielen wollte könnte ich nicht weil ich kein Geld bei mir habe. Es wäre für Euch verlorene Mühe. Ihr wißt beide daß mein Diener mein Gepäck auf die Bothnia gebracht hat. Ihr wißt wahrscheinlich nicht daß mehrere Freunde mich dort erwarten um Abschied zu nehmen, und, unter ihnen, der Consul und der auf der Durchreise begriffene Gesandte meiner Nation. Wenn ich vor Abgang des Schiffes nicht erscheine, und wenn diese Herren mich nicht im Hotel finden, werden sie mit Hülfe der Regierung Nachforschungen veranstalten welche Ihr vielleicht besser thätet zu vermeiden.“ Dann, zu meinem Freunde von Sydney gewandt: „Deffnen Sie die Thüre.“

Während meiner Anwesenheit in der Spelunke, war ich fortwährend neben letzterm gestanden. Er selbst saß dem Croupier gegenüber. Es trat eine Pause ein. Die beiden Männer wechselten Blicke. Es war eine Berathung und zugleich die Krisis, und für mich, ich gestehe es, eine böse Spanne Zeit. Der junge Mann saß mit dem Kopfe über den Spieltisch gesenkt. Ich bemerkte daß sein stereotypes Lächeln einem finstern Ausdrucke Platz gemacht hatte. Der Croupier sah kalt und mürrisch aus.

Kein Haifischlächeln mehr. Nach einer oder zwei Minuten, welche mir endlos schienen, erhob er sich langsam von seinem Sitze und sagte, gegen seinen Spießgesellen geneigt, mit halblauter Stimme: show him out. Führe ihn hinaus. Dieser sprang auf und äußerte, als er die Thüre öffnete, er habe sie geschlossen damit wir nicht im Spiele gestört werden könnten. Ich hatte auf den Lippen ihm zu antworten daß es hierzu unnöthig war den Schlüssel in die Tasche zu stecken. Aber ich hatte keine Lust die Unterhaltung zu verlängern. Einige Augenblicke darauf befand ich mich im Freien. Der Wagen war verschwunden. Jetzt vor allem darauf bedacht noch zur rechten Zeit den Hafen zu erreichen, war es mir unmöglich nach dem Namen der menschenleeren Gasse und des Stadtviertels zu forschen. Uebrigens wozu? Es fehlte an Stoff zur Klage. Diese Herren boten mir ein Geschenk an, dann eine Partie Monte, und als sie bemerkten daß ich kein Spieler sei begleiteten sie mich an die Thüre. Kann man artiger sein? Aber als ich den Fuß auf das Deck der Bothnia setzte, wenige Minuten vor der Abfahrt, überkam mich das Gefühl eines Menschen der einer großen Gefahr entrann.

---

## IV.

### Die Heimkehr.

Vom 20. zum 29. August.

Von Newyork nach Queenstown. — Lord Ampthill. — Ende der Reise durch das Britische Reich.

Dieser große und schöne Steamer ist beinahe leer. Doch hat er die Ehre eine officiële Persönlichkeit unter seinen wenigen Reisenden zu zählen. Es ist der Ministerresident und Consul der Vereinigten Staaten in Liberia. Liberia ist bekanntlich ein an der Westküste von Afrika, unweit Sierra Leone, vor dem SeceSSIONskriege von entlassenen Sklaven gegründeter Freistaat. Dieser Diplomat, welchem die Natur eine schwarze Haut verlieh, ist der Typus des englischen Dandy. Er spricht ohne den geringsten amerikanischen Dialekt, ist äußerst sorgfältig gekleidet, und seine ganze Erscheinung zeigt den Mann von Geschmack, der gewohnt ist sich in den hohen Sphären des Lebens zu bewegen. Und doch erblickte er das Licht der Welt als Sklave und hat sechs Jahre in Liberia verlebt. Wie er da in seinem Reisetuhle hingegossen ruht, einen Roman in der Hand, ist er das Bild des Staatsmannes auf Ferien, der seine Zeit zwischen frivoler Lektüre und tiefen Meditationen theilt.

Die zwei oder drei andern Passagiere sind Amerikaner. Der eine, wie es scheint ein Pessimist, sagt mir: „In den Staaten, sind wir eigentlich nichts anderes als ein Haufe von Atomen

oder, wenn Sie wollen, von Individuen welche sich alle in derselben Richtung vorwärts stürzen, aber welche kein Band unter sich vereinigt, welche nichts gemein haben außer dem brennenden Wunsche reich zu werden. Daß noch so wenige Zusammenstöße unter uns vorkommen verdanken wir dem ungeheuern Raum über welchen wir verfügen. Aber bereits fängt er an enger zu werden. Daher wollen wir auch keine Einwanderer mehr. Wenn es einmal an Raum fehlt, wird ein heilloser Kampf entstehen aller gegen alle, bellum omnium contra omnes.“ Dies ist, wie ich bereits bemerkte, die Sprache eines Pessimisten. Aber was mich als etwas Neues überrascht auf dieser letzten Fahrt durch den Continent, das ist die nicht wegzuleugnende Verstimmung gegen die Immigration.

Das Wetter ist prachtvoll, und die Bothnia, wie alle Schiffe dieser berühmten Gesellschaft, nimmt den südlichen Kurs. Im Norden sehen wir zwar schwarze Streifen, aber einige Nebelballen abgerechnet, welche wir unter dem Gebrülle des Nebelhornes durchziehen, vermeidet der Steamer die Region des Eises und der Finsterniß.

---

Am 29. August 1884, um Mittag ist Fastnet-Rock in Sicht. Um 6 Uhr abends hält das Packetboot am Eingange von Cork Harbour, und ein kleiner Dampfer bringt die Passagiere nach Queenstown.

Mit lebhaftem Vergnügen fühle ich europäischen Boden unter meinen Füßen. Im Hotel werden mir die neuesten eben eingelangten Londoner Blätter gebracht. Mein erster Blick fällt auf eine Aufschrift in großen Buchstaben: Zeichenbegängniß des Lord Ampthill. Es war ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Aber nur zu wahr. Der Tod hat Englands Botschafter in Berlin, inmitten seines Wirkens, im schönsten Alter, im vollen Besitze seiner Kräfte, dahingerafft. Nel mezzo del camin di nostra vita, entriß er ihn seinem Lande, seiner Familie, seinen Freunden!

Ich kannte Odo Russell seit seiner Kindheit. Seit seiner ersten Jugend bis zu seinem Ende verband uns jene sanfte, ruhige Freundschaft, eine Folge gemeinsamer Sympathien, welche zuweilen zwischen Menschen verschiedenen Alters besteht und sich trotz langer Trennungen erhält. Während einiger Jahre hatten uns Berufspflichten in Rom zusammengeführt. Aber von nahe wie aus der Ferne, verlor ich ihn nicht aus den Augen. Er stieg anfangs langsam dann rasch, aber, wie alle auserwählten Naturen, wurde er größer in dem Maße als er stieg. Ein feiner und gebildeter Geist, ein gerader und fester Charakter, in schwierigen Augenblicken durch einen seltenen Takt geleitet, die Ruhe und Unbefangtheit, welche nichts zu trüben vermag, in schwierigen Augenblicken bewahrend, aufgewachsen in den Staatsgeschäften, geschickt in der Behandlung der Menschen und den Continent kennend wie wenige seiner Landsleute, vereinigte Lord Ampthill im hohen Grade, mit dem Glanze eines historischen Namens, alle Eigenschaften welche, in seiner Laufbahn, den Erfolg verbürgen. Im Privatleben heiter, geistreich, lebhaft, sicher im Umgang und von seltenem Gleichmuth, glücklich in seiner Häuslichkeit, ein Liebhaber und Beschützer der Künste, wußte er den Neid zu entwaffnen und sich mit einem Bollwerke ergebener Freunde zu umgeben. Eine lebenswürdigere Natur ist mir niemals vorgekommen.

Man sagt von den Diplomaten sie seien von allen Staatsdienern diejenigen welche den Blicken des Publikums am meisten und fortwährend ausgesetzt sind. Man vergleicht sie mit Schauspielern welche, in der Komödie des Lebens, die großen und kleinen Rollen spielen; und es gibt einfältige Menschen welche sie um den glänzenden Schein beneiden der sie umgibt. Aber dieser Schein ist zu glänzend. Die Gasflammen der Rampe welche die Bühne von dem Zuschauer trennt, werfen — Flammen, wie bekannt, sind undurchsichtige Körper — ihre Schatten auf diese Herren im goldgestickten Rocke, und die Wirksamkeit letzterer vollzieht sich im Halbdunkel. Gewiß, die Blau- und

Gelb- und Rothbücher erzählen vieles, zuweilen zu viel, niemals genug. Sie dürfen eben nicht. Gewisse Partien der Staats-transactionen bleiben verschleiert. Aber die Wahrheit ist nur wahr wenn sie sich unverschleiert zeigt. Hieraus folgt daß die Zeitgenossen welche sich unterrichtet glauben, sehr oft ohne es zu sein, zuweilen einen Richterspruch fällen ohne die Acten des Processus zu kennen. Ein ungerecht verurtheilter Diplomat ist entwaffnet. Ehre und Pflicht legen ihm Schweigen auf. Aber er möge sich trösten. Es wird einst Licht werden über seiner Wirksamkeit, wenn die Archive seiner Zeit, wahrscheinlich lange nach seinem Tode, dem Gebiete der Geschichte anheimfallend, sich den Forschungen der Wissenschaft erschließen werden. Auch in diesem Punkte, wie in so vielen andern, hatte Odo Russell keinen Grund zur Klage. Das Glück, unfähig den Verführungen seines Reizes zu widerstehen, hatte für ihn nur ein beständiges Lächeln. Aber ich zweifle daß die englische Nation schon jetzt im Stande ist die Größe des Verlustes zu ermessen welcher sie traf. Ihre Staatsmänner, jene welche den lieben Dahingeschiedenen am Werke sahen, und die europäische Diplomatie kennen die Dienste welche er seinem Vaterlande geleistet hat. Kommende Generationen werden sie würdigen.

---

Den 30. August. — In Ennis habe ich die Eisenbahn verlassen und nähere mich nun den Felserrassen der Bucht von Miltown. Es ist beinahe Nacht geworden. Der Himmel ist grau, und der Abendwind rauscht in den letzten Baumgruppen längst der Straße welche nach dem Ocean führt. Mein Kutscher hält plötzlich an. Aus einem mir entgegengekommenen Wagen springen ein Herr und zwei junge Damen. . . . Ein schöner, ein süßer Augenblick! Der letzte meiner Reise durch das Britische Reich.

---

## Schluß.

Paris, Januar 1886.

Vor 16 Monaten kam ich nach Europa zurück, und, in diesem kurzen Zeitraume, haben sich, in fast allen Theilen des Britischen Reichs, wichtige Ereignisse theils vorbereitet theils vollzogen: In Indien, eigentlich in Afghanistan, Zwischenfälle welche den Frieden zwischen Großbritannien und Rußland, für einen Augenblick, in Frage stellten; im Osten der Gangeshalbinsel die Eroberung eines Königreichs, welche die englische Herrschaft in Asien bis an die chinesischen Grenzen ausdehnt; in Afrika und Oceanien bedeutende Annexionen; in Australien die neue Idee einer Reichsconföderation verbreitet und in den Massen Wurzel greifend; in Canada ein furchtbarer Aufstand der französischen Mischlinge, niedergeworfen durch die alleinigen Streitkräfte des „Dominium“. Ich übergehe hier mit Stillschweigen den ägyptischen Feldzug weil er nicht nur allein aus Rücksichten der indischen Politik Englands unternommen wurde.

Alle diese Ereignisse sind später als meine Reise und sollten daher in der Beschreibung derselben unerwähnt bleiben. Da sie aber in unmittelbarem Zusammenhange mit den von mir geschilderten Zuständen stehen, dürften mir, am Schlusse meines Buches, einige kurze Bemerkungen über dieselben gestattet sein.

---

Nur wenige Worte über Südafrika. Im Osten hat England die Küste von Pondoland, den besten Theil von Kaffraria Propria, seiner Schutzherrschaft unterworfen. Im Norden, hat es sich, indem es von Bechuanaland Besitz ergriff, den mittleren Regionen des schwarzen Continents bedeutend genähert. Beide Acte waren keine freiwilligen sondern der Regierung aufgedrungen; der eine, die Annexionen in Kaffrarien, durch die Befürchtung Deutschland könnte sich dieser Gebiete bemächtigen; der andere, die Expedition in Bechuanaland, durch das dringende Bedürfniß dort die materielle Ordnung wiederherzustellen und den einzigen Weg nach dem Innern offenzuhalten, welcher den englischen Colonien geblieben ist seit Orange Free State und Transvaal unabhängige Freistaaten geworden sind, — der eine und der andere durch unabweißliche Anforderungen der colonialen Interessen des Reichs.

Diese Vorgänge erklären sich also von selbst. Man braucht kein Prophet zu sein um voranzusehen daß England, früher oder später, sich wird gezwungen sehen ganz Kafferland, Basutoland, Zululand und das zwischen Transvaal und der portugiesischen Factorie in der Delagoabucht gelegene Gebiet seiner directen oder indirecten, wahrscheinlich aber directen, Herrschaft zu unterwerfen und, dergestalt, die Ideen eines seiner weitsehendsten und thatkräftigsten Diener, des jüngst verstorbenen Sir Bartle Frere, zu verwirklichen. Man begreift das Widerstreben der Minister und des aufgeklärten Theiles der öffentlichen Meinung in England sich auf eine Politik der Abenteuer und der Vergrößerung einzulassen, welche jedenfalls zu großen Ausgaben, und möglicherweise zu europäischen Verwickelungen Anlaß geben kann. In dieser Beziehung befindet sich England in der Lage eines guten Wirthes der Anstand nimmt einen neuen Flügel an sein Haus zu bauen, nachdem es ihm bereits zu groß für seine Bedürfniße scheint. Er fragt sich auch ob seine Mittel ihm erlauben würden ein so weitläufiges Gebäude in gutem Stande zu erhalten und in geziemender Weise zu bewohnen. Aber in

dem Leben der Nationen wie der Individuen gibt es Zwangslagen. Wer weder stehen bleiben noch umkehren kann, geht vorwärts.

Aber wann und wie? Die Aufgabe des Colonialministers ist eine äußerst schwierige und verwickelte. Er erhält seine Nachrichten durch die beiden Gouverneure, durch den Generalagenten der Capcolonie in London; in kritischen Zeiten durch Politiker von Metier welche das Cap- oder das Natalministerium ad hoc an ihn abschicken; durch Deputationen der Colonien, endlich durch einige große Häuser in der City welche mit jenem Theile der Welt in Handelsbeziehungen stehen. Mit Hülfe dieser, in der Regel sich gegenseitig widersprechenden Daten, muß er sein Urtheil bilden und einen Entschluß fassen, den Entschluß der Enthaltung oder des Eingreifens, und, wenn er sich für letzteres entscheidet, im vorhinein die zur Unternehmung nöthigen Kräfte berechnen und den Zeitpunkt des Einschreitens wählen. Nicht zu früh, nicht zu spät. Wenn man die ungeheure Entfernung in Betracht zieht, welche das Colonial-Office von dem Schauplatze der beabsichtigten Handlung trennt, und wenn man bedenkt daß die Notizen über welche der Minister verfügt von Personen geliefert werden, welche unter dem Einflusse der verschiedensten, oft entgegengesetzter, Interessen stehen, so begreift man die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Daher auch die Thatsache daß der Colonialminister, grundsätzlich, zu einer Politik der Enthaltung hinneigt. Aber die Enthaltung ist zuweilen gefährlicher und kostspieliger als die Action. Betrachten wir die letzten Vorgänge in Bechuanaland.

In diesen weiten, im Westen von Transvaal und nördlich von der Capcolonie gelegenen Einöden, waren zwischen einigen Häuptlingen Feindseligkeiten ausgebrochen, welche die Ruhe auf dem englischen Gebiete zu stören drohte. Die Häuptlinge hatten weiße Abenteurer in ihre Dienste genommen wobei Schenkungen von Ländereien die Stelle des Soldes vertraten. Vor mehr als zwei Jahren, beantragte der Gouverneur der Capcolonie, Sir Her-

cules Robinson, die Entsendung einer kleinen Abtheilung Polizeisoldaten nach der Grenze, wo sie für längere Zeit stationirt werden sollten. Ihre Anwesenheit wurde für hinreichend erachtet um das Uebel im Keime zu ersticken. Der Colonialminister jede Einmischung ablehnend, ertheilte eine abschlägige Antwort. Infolge dieser Enthaltungspolitik, nahm die Anarchie derart zu daß, binnen kurzem, der Handelsverkehr der Colonien mit dem Innern vollkommen unterbrochen war. Da, etwas spät, erkannte das englische Ministerium die Nothwendigkeit zu handeln, d. h. einen militärischen Feldzug zu unternehmen, welcher von dem General Sir Charles Warren vortrefflich geleitet wurde aber  $1\frac{1}{2}$  Mill. Pfd. St. gekostet hat.

Auch unter einem andern Gesichtspunkte verdient diese Bechuanafrage betrachtet zu werden. Die Mission des Generals war keine ausschließlich militärische. Er war auch mit den etwas unbestimmten Vollmachten eines Specialcommissärs versehen worden. In dieser Eigenschaft glaubte er sich unabhängig von dem Obercommissär Sir Hercules Robinson und vollkommen selbstständig, letztern bei- aber nicht untergeordnet. Er handelte also auf eigene Verantwortung und durchweg in einem den Weisungen des letztern entschieden entgegengesetzten Geiste. Insbesondere erbitterte er ein wichtiges Element der weißen Bevölkerung, die Boers welche Sir Hercules bei guter Stimmung zu erhalten suchte. Es kam zu Reibungen, endlich zu offener Gegnerschaft zwischen den beiden Vertretern der Krone. Wie hätte es anders kommen sollen? Der eine repräsentirte ausschließlich das Reich; der andere, als Obercommissär, befand sich in derselben Lage; aber, sonderbarerweise und aus schwer zu begreifenden Gründen, ist der Obercommissär für Südafrika in der Regel auch Gouverneur der Capcolonie. In dieser letztern Eigenschaft hatte Sir Hercules die Interessen der Colonie zu wahren, oder, besser gesagt, die Bestrebungen der eben an der Gewalt befindlichen „colonialen“ Partei zu schonen. Diese Partei verfolgt das Ideal eines großen autonomen Colonialreichs, welches sich

von einem Meere zum andern und vom Cap der Guten Hoffnung bis an die Ufer des Zambezi erstrecken soll, eine Art Australien, deren Länder ausschließlich von den Weißen ausgebeutet würden. Die „Imperialistische“ Partei träumt von einem afrikanischen Indien und setzt den Schutz des Schwarzen an die Spitze ihres Programms. Der Zwiespalt zwischen diesen beiden Parteien, noch wenig bemerklich während meiner Reisen in jenem Lande, soll sich seither bedeutend gesteigert haben. Hierzu kam daß sich General Warren mit einer Hand voll Soldaten auf dem Schauplatze der Action, die weder Krieg noch Frieden war, befand, also in einer ungeheuern Entfernung von der Hauptstadt der Colonie, während Sir Hercules Robinson die Atmosphäre von Capetown athmete. Ueberdies, gingen Agenten von geringerem Range zwischen der Capstadt und Bechuanaland auf und ab. Ein jeder von ihnen brachte seinen Gesichtspunkt mit und handelte je nach den Weisungen seines Vorgesetzten oder der Leiter seiner Partei. Der Premierminister Mr. Uppington, einer der Häupter der Colonialpartei, machte einen Besuch in Bechuanaland kurz vor Ankunft des Generals Warren. Unter solchen Einflüssen mußten sich die Beziehungen zwischen dem Special- und dem Obercommissär erkälten und am Ende verbittern. Sir Hercules Robinson erklärte alle von Sir Charles Warren erlassenen Verordnungen für null und nichtig, und das neue Ministerium der Königin (mit Lord Salisbury als Premier) versprach zwar den General insofern es ihm gelungen war den Frieden und die materielle Ordnung in jenen Gegenden herzustellen, rief ihn aber nach England zurück. Die zwischen den beiden hohen Functionären gewechselten Correspondenzen, welche eine bedauerliche Erbitterung athmen, wurden dem englischen Parlament vorgelegt. Sie bilden eine seltsame Lektüre und konnten in Südafrika nur nachtheilig und, insbesondere auf die dortigen Beamten des Reichs wie der Colonie, beirrend und entmuthigend wirken. Sie enthalten aber auch zugleich einen beredten Commentar zu den Klagen welche ich auf meiner Reise vernahm, und

rechtfertigen und erläutern, meiner Ansicht nach, das Bild welches ich von den dortigen Zuständen entwarf.

---

Der Leser kennt die Art und Weise in welcher sich die Australier selbst beurtheilen.\* Er hat die Pessimisten vernommen welche alles in den schwärzesten Farben schildern, und die Zufriedenen welche über sich selbst in Ekstase gerathen. Beim ersten Anblick wäre man geneigt die von beiden gelieferten Porträte ihrer selbst für Caricaturen zu halten; wenn man sie aber nebeneinander betrachtet und von der Uebertreibung abfließen sie, scheint mir, zu einem wohlgetroffenen Conterfei zusammen.

Mehr als einmal hörte ich die zwischen den verschiedenen Theilen dieses großen Continents bestehenden Beziehungen erörtern, und immer ließen mir diese Discussionen denselben Eindruck zurück: Man beschäftigt sich weit mehr mit den Interessen welche die Colonien voneinander abstoßen als mit jenen welche sie gemein haben und welche sie also einander näher rücken sollten. Wie die Reichsregierung, in Canada mit Erfolg, ohne Wirkung in Südafrika that, empfiehlt sie auch in Australien die Bildung einer Conföderation. Kurz nach meiner Abreise von Sydney versammelte sich dort eine Ministerialconferenz, welche sämmtliche Colonien beschickten, zu dem Zwecke diese Frage zu prüfen. Wie dies jedermann vorausgesagt hatte, trennte sie sich ohne Erfolg. Indes keimte in den Geistern ein anderer Gedanke, der einer Conföderation der Colonien mit dem Mutterlande, was also, mittelbar, auch eine Verbindung zwischen den Colonien untereinander wäre. Unerachtet der bisher noch unübersteiglich scheinenden Hindernisse, fand dieser Plan in England eine sympathische Aufnahme. Lord Roseberry brachte ihn im

---

\* Vgl. Bd. I, S. 242.

Oberhaufe zur Sprache, und der achtungswürdigste Theil der englischen Presse sprach seinen Beifall aus. Nur findet jedermann daß die Sache noch nicht reif ist, mit andern Worten, man sucht aber findet noch nicht die Mittel der Verwirklichung des Gedankens. Die von australischen Radicalen bevorwortete Lösung der Aufgabe\* setzt einen gänzlichen Umsturz der Dinge in Altengland und eine radicale Veränderung der physischen Gestalt des Erdballs voraus. Solche Bestrebungen gehören also in das Reich der Träume.

Um Australasien zu verstehen muß man das gesammte Britische Reich in das Auge fassen.

Noch vor nicht sehr langer Zeit, waren die Colonien nichts anderes als eine Anzahl von Factorien in gewissen Archipelen oder auf den Küsten mehr oder minder unzugänglicher Festländer. Das englische Parlament beschäftigte sich mit ihnen sehr selten und gestattete demzufolge der Regierung, in ihrer hierauf bezüglichen Action, einen weiten Spielraum. Die Staatsmänner welche sich im Colonial-Office folgten gingen in der Regel dieselben Wege und ließen sich ungefähr durch dieselben Grundsätze leiten welche damals, kraft einer schweigenden Uebereinkunft, die stehenden Regierungsmaximen in Beziehung auf die Colonien bildeten. Die Maschine war gut zusammengestellt und arbeitete vortreflich. Sie bot insbesondere einen nicht zu überschätzenden Vortheil: sie brachte eine gewisse Stabilität und Gleichmäßigkeit in die Behandlung der colonialen Angelegenheiten durch die Regierung.

Dies war die Lage noch vor etwa 30 Jahren. Aber seither hat sie sich gründlich geändert. Die Factorien sind reiche, blühende Gemeinwesen geworden; die ringsum bebauten, kleinen Grundstücke, ungeheure Territorien; die Colonien, Staaten; die Ansiedler, Nationen. Diese neue Welt, welche vollkommene Autonomie, gänzlich demokratische und beinahe republikanische Ver-

\* Vgl. Bd. I, S. 239.

fassungen besitzt, regiert und verwaltet sich selbst. Ich sehe hier natürlich von den Kroncolonien ab, welche, vergleichsweise, von geringer Bedeutung sind. Auf der andern Seite sind Eingriffe des englischen Parlaments, allerdings indirecte, häufiger geworden als ehedem. Sehr oft hörte ich in Indien wie in den Colonien sagen: „Nicht die Minister der Königin, das Parlament regiert uns. Die Minister, auf Erhaltung ihrer Majorität bedacht, thun was diese will. Ihr Wille, nicht unsere Interessen, gibt die Entscheidung.“ Ich weiß nicht wie weit diese Klagen begründet sind, aber gewiß ist daß die Stabilität in der Leitung der Colonialangelegenheit sich bedeutend vermindert hat.

Während dieser Umschwung in Canada und in den Antipoden vor sich ging, durchschritt das alte England eine Phase ohne Analogie in der Weltgeschichte. Ohne irgendeinen greifbaren Grund, ohne den geringsten Zwang von außen, aus eigenem Antriebe und mit offenen Augen, schien es bedacht und entschieden seinem legitimen Einflusse als europäische Großmacht zu entsagen. Die Enthaltung jeder Action auf dem Gebiete der auswärtigen Politik war gewissermaßen ein fundamentales Gesetz, ein wahrer Glaubensartikel geworden. In Beziehung auf die Colonien begriff man daß der alte Mechanismus nicht mehr hinreichte. Die zu hebenden Lasten waren um das Hundertfache schwerer geworden. Der Krahn krachte, belastet man ihn noch mehr, so bricht er. Was thun? In der Stimmung in welcher man sich befand schien das Einfachste die Colonien zu emancipiren. Wenn sie sich von uns trennen wollen, so mögen sie es thun. Es war das Lösungswort des Tages. Wer an weiter als zehn Jahre zurückzudenken vermag wird sich dessen erinnern.

Aber auf den mächtigen Ruf eines ausgezeichneten Mannes welchem das Land die Leitung seiner Geschicke anvertraut hatte und unter dem Waffenlärm eines großen Kriegs im östlichen Europa, erwachte England aus seinem Schlaf. Seit jenem Tage, besonders seit man entdeckt hat daß die Colonien die besten Abnehmer englischer Producte sind, spricht niemand mehr vom Auf-

geben derselben (und sogar Indiens!). Im Gegentheil, zum ersten mal, zunächst in Australien, wird der Gedanke einer Annäherung, nicht der Trennung laut: der Gedanke einer Conföderation mit dem Mutterlande.

Aber beide Bewegungen, die der Scheidung welche der Vergangenheit angehört, sowie die heute täglich mehr um sich greifende einer Verbündung — diese beiden Bewegungen, obgleich ihrem Wesen nach sich gegenseitig ausschließend, haben ihren gemeinsamen Ursprung in der immer mehr verbreiteten Ueberzeugung von der Unmöglichkeit die Colonien wie bisher zu regieren. Die alten Wege müssen verlassen, neue betreten werden. Die Aufgabe ist eine dringende; sie kann nicht zurückgewiesen, noch, meiner Ansicht nach, lange hinausgeschoben werden. Drei Ziele, wenn ich nicht irre, werden die Gesetzgeber, bei Lösung dieses Problems, im Auge halten müssen. Man trenne so gründlich als möglich die Leitung der Reichsangelegenheiten in den Colonien von der Leitung der Colonialangelegenheiten. Man strebe hierbei die möglichste Stabilität an und stelle die farbige Bevölkerung unter den ausschließlichen Schutz der Reichsregierung; endlich gewährleiste man, mit Ausnahme dieser beiden Beschränkungen, den Colonien mit verantwortlicher Regierung den vollen Genuß ihrer Autonomie.

Ich schließe mich jenen an welche an die sogenannte „Loyalität“ der Australier glauben, und ich sehe nur einen Fall voraus in welchem sie plötzlich und gründlich andern Stimmungen Platz machen könnte, nämlich wenn die Reichsregierung gewisse Anforderungen der öffentlichen Meinung entschieden zurückwies. Was ist aber, in Australien, die öffentliche Meinung? Die Meinung der Massen; und die Massen, welche ihre örtlichen und speciellen Interessen in der Regel richtig beurtheilen aber mit den Erfordernissen der allgemeinen Lage wenig bekannt sind, stehen unter dem fortwährenden und sie unbedingt beherrschenden Einflusse einer Tagespresse und Volksredner welche, mehr als radical, ihr Lösungswort von den amerikanischen und englischen

Trade-Unions erhalten. Wenn, in Beziehung auf irgendeine Gelegenheit das Publikum, mit Recht oder Unrecht, in einer schließlichen Entscheidung der Reichsregierung eine Rechtsverweigerung zu erkennen glaubte, oder wenn man es zur Ansicht bereden könnte daß England Lebensinteressen der Colonien dem eigenen Vortheile hintansetze, in diesem Falle und ich sollte meinen, nur in diesem Falle, würde das Band zwischen der Mutter und den Kindern bedenklich gespannt werden und, möglicherweise, reißen.

Können die australischen Colonien den Schutz der Metropole entbehren? Ich weiß es nicht, aber in Australien lautet die Antwort hierauf bejahend. Hierdurch unterscheiden sich diese Colonien wesentlich von den südafrikanischen welche, auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, lebensunfähig wären und dies wissen oder fühlen.

Auch für den Fall eines langen und für England unglücklichen Krieges mit andern Seemächten, wird der Abfall der Colonien vorausgesetzt, doch sind hierüber die Ansichten getheilt. So viel ist gewiß daß die australischen Colonien ihre Häfen befestigen und binnen kurzem ihre Hauptstädte in vertheidigungsfähigen Zustand versetzt haben werden. Seinerseits wird der Feind, selbst wenn er die für ähnliche Unternehmungen nöthigen Transportmittel und Kohlenstationen besäße, eine Landung auf irgendeinem Punkte des menschenleeren Litorale wol schwerlich wagen, da seine Truppen dort fast gewiß an Wassermangel zu Grunde gingen. Allein dieser Umstand allein ist für die Colonien nicht entscheidend. Australien und Neuseeland werden, allerdings, bald in der Lage sein sich gegen fremde Einfälle sicherzustellen aber noch langer Zeit bedürfen um eine, für den Schutz ihrer zunehmenden Handelschiffahrt, hinreichende Kriegsmarine zu schaffen, und, bis dies geschehen, wird diese Aufgabe den englischen Flotten zufallen.

Hieraus schiene Nachstehendes zu folgen. England wird seine Colonien besitzen, solange das Parlament die nöthigen Mittel

bewilligt für die Erhaltung einer Flotte welche im Stande ist die britische Uebermacht zur See zu wahren. Sind die Colonien aufgegeben, die Kohlenstationen verloren, so darf man bezweifeln daß diese Summen in Friedenszeiten votirt werden. Dann aber wird und muß England seine sogenannte Herrschaft über die Meere, allmählich, verlieren und, mit ihr, die hervorragende Stellung einbüßen welche es heute unter den europäischen Großmächten einnimmt. Aus diesem Dilemma sehe ich keinen Ausweg.

Auf allen Punkten der Erde begegnet man Deutsche. Mit den Anglofachsen und den Irländern sind sie die großen Colonisatoren der Gegenwart. In den Vereinigten Staaten, obgleich immer als Deutsche erkenntlich, werden sie Amerikaner, in Australasien Australier. In diesen großen Staatengruppen streifen sie ihre Nationalität ab in politischer, nicht in geistiger und moralischer Beziehung. In andern transoceanischen Gegenden schwebte der Deutsche bisher sozusagen in der Luft. Er bedurfte des Schutzes und verlangte ihn von seinem Vaterlande. Hieraus erklärt sich die in neuester Zeit von der deutschen Regierung in so großartigem Maßstabe inaugurierte Colonialpolitik.

Der erste Eindruck in England, besonders in amtlichen Kreisen, war der der Ueberraschung, nicht ohne einen Beisatz von Verstimmung. In den Colonien äußerte sich dies weniger. In Australien erscholl zwar, lauter als je, der Ruf nach Annexionen in der Südsee, aber, individuelle Rivalitäten abgerechnet welche auch zwischen Landsleuten vorkommen, wurde das, wenn ich nicht falsch berichtet bin, gute Einvernehmen zwischen britischen und deutschen Colonisten keinen Augenblick gestört. Man erkennt an Ort und Stelle, besser als in Europa, wie viel noch zu thun bleibt, und daß es noch des Raumes genug gibt für die einen wie die andern. Dies ist die glänzende Seite der Zukunft.

Aber es fehlt nicht an Schatten. Man betrachte das chinesische Element.

Der letzte Krieg Englands und Frankreichs mit China ist, in meinen Augen, ein Ereigniß von unberechenbarer Tragweite, nicht wegen der leichten Lorbern welche die Armeen der verbündeten Mächte errungen haben, sondern weil er die große „chinesische Mauer“ zerstört hat, die Mauer welche 400 Millionen Seelen von dem Reste des Menschengeschlechts abschloß. Und das war auch der Zweck den man im Auge hatte: Man wollte China den Europäern eröffnen, aber man hat die Welt den Chinesen erschlossen. Hat die Zahl der weißen Reisenden im Reiche der Mitte seit 1860 sehr zugenommen? Keineswegs. Außer den Residenten in den offenen oder „Vertragshäfen“ geht niemand nach China, außer, wie dies bereits vorher der Fall gewesen, Missionare, Barmherzige Schwestern und einige seltene Forschungsreisende. Aber die Chinesen stürzten nach den nunmehr offen stehenden Thoren ihres Gefängnisses. Stark bevölkerte Länder bisher vermeidend und besonders angezogen von wenig bewohnten Gegenden, überschwemmen sie, seit zwanzig Jahren, drei Viertel des Globus. Auch sie, in ihrer Art, sind Colonisten. Sehr begabt, aber in rein geistiger Beziehung dem Kaukasier nicht ebenbürtig, thätig, nüchtern und enthaltjam bis an die äußerste Grenze des Möglichen, ein geborener Kaufmann, vortrefflicher Landwirth und Gärtner, in aller Handarbeit hinter niemandem zurückstehend, bekämpft der Chineser den Weißen wo er ihn begegnet. Nicht mit Gewalt, aber mit den Waffen der Arbeit und der Enthaltjamkeit besiegt und verdrängt er ihn. Die Erklärung liegt auf der Hand. Dank seiner geistigen und physischen Beschaffenheit und seinen Lebensgewohnheiten, ist es ihm möglich alles — alles in den oben bezeichneten Grenzen — zu leisten um den halben Preis.

Seine Eroberungen, welche sämmtlich der jüngsten Vergangenheit angehören, sind ungeheuer. Ich spreche hier von dem was ich mit eigenen Augen sah. Im Jahre 1871 befand sich

der ganze englische Handel mit China in den Händen dreier großer englischer und eines amerikanischen Hauses in Hongkong und Shanghai, und mehrerer englischer und deutscher Kaufleute zweiten Ranges in den Vertragshäfen. Gleichfalls englische, deutsche und amerikanische Kaufleute dienten diesen Häusern als Vermittler mit den eingeborenen Kleinhändlern, deren Aufgabe sich darauf beschränkte die vom Auslande importirten Waaren im Innern zu vertreiben. Außerdem besaß das erwähnte amerikanische Haus 20 Steamer welche die Verbindung mit den Vertragshäfen an der Küste und im Yang-tse unterhielten. Heute, ist die Zahl der größern fremden Häuser bedeutend geringer geworden und der ganze Zwischenhandel in chinesische Hände übergegangen. Die amerikanischen Dampfschiffe wurden von einheimischen Gesellschaften erstanden. Dabei ist der Handelsverkehr zwischen dem Reiche der Mitte und England derselbe geblieben, und beträgt heute wie vor 13 Jahren, 42 Mill. Pfd. St., aber der größere Theil des Gewinns fließt chinesischen Kaufleuten zu.

In Macao, welches die Portugiesen seit beinahe 400 Jahren besetzt halten (nicht besitzen), zeichnet sich der vornehmste Stadttheil durch die große Zahl und relative Pracht seiner Paläste aus, deren mehrere wenn nicht die meisten aus dem 16. Jahrhundert herrühren. Von jeher war es den Chinesen untersagt in diesem Quartier Häuser zu bauen. Dies Verbot besteht noch immer, aber viele dieser Paläste wurden von Chinesen gekauft und werden von ihnen bewohnt.

Ich sprach in meinem Tagebuche von der riesigen Zunahme der gelben Einwanderer in Singapur und auf dem hinterindischen Festlande.

Auf den Sandwichinseln sind, wie man sah, die Chinesen ein Element von großer stets wachsender Bedeutung geworden.

Ich habe die Gilbert-Inseln, eine der wichtigeren Gruppen der Südsee, sowie die Westküste von Südamerika nicht besucht, aber ich ersehe aus deutschen Amtscorrespondenzen daß ein chinesisches Haus sich in jenem Archipel das Handelsmonopol angeeignet

hat, und, aus andern Gesandtschaftsberichten, daß die seit 20 Jahren in Chili und Peru eingewanderten Chinesen die sehr hohe Zahl von 200000 erreicht haben, sehr hohe, wenn man sie vergleicht mit der geringen weißen Bevölkerung jener Länder.

Aber besonders in den Vereinigten Staaten und in Australien, vor allem in den pacifischen Staaten der amerikanischen Union, hat sich das gelbe Element außerordentlich vermehrt, und nirgends mehr als in Californien. Bekanntlich hat die Legislatur dieses Staates, vor kurzem, ein Gesetz votirt welches die chinesische Einwanderung für die Dauer von zehn Jahren verbietet. Ihrerseits vertheidigen sich die weißen Arbeiter gegen die Eindringlinge wie sie es vermögen, nicht durch eine freiwillige Herabsetzung des Arbeitslohnes, zu welcher sie sich weder herbeilassen wollen noch können obgleich dies das einzige Mittel wäre die gelbe Concurrnz zu bestehen, sondern einfach durch Anwendung von Gewalt. Blutige Kaufhändler kommen täglich vor. Unlängst wurden, in einem der westlichen Staaten, chinesische Arbeiter in Masse erschlagen. Und was ist die Wirkung dieser Gewaltthaten sowie der ungerechten drakonischen Gesetze gegen die Chinesen? Die Wirkung ist daß letztere überall an Boden gewinnen. Hierzu liefert San-Francisco einen schlagenden Beweis, San-Francisco, die blühende Metropole des pacifischen Ufergebiets, in Beziehung auf Handel und Verkehr wenn ich nicht irre, die dritte Stadt der Union. Bekanntlich bildet die Erzeugung von Cigarren einen der wesentlichsten Industriezweige Californiens. In den Fabriken arbeiten Weiße und Gelbe Seite an Seite. Im verflossenen Herbst (1885) stellten die Chinesen die Arbeit ein, indem sie die Entlassung ihrer weißen Gefährten verlangten. Die Eigenthümer der Fabriken gaben nach und entließen ihre weißen Arbeiter. Als Entschuldigung vor der öffentlichen Meinung brachten sie den, vollkommen wahren, Grund vor daß es ihnen unmöglich sei für denselben Lohn weiße Arbeiter zu finden. Also der durch das Gesetz verpönte Chineser ist bereits in der Lage dem Arbeitgeber sein Gesetz aufzuerlegen.

Eine in San-Francisco erscheinende Zeitung\* sagt: „Den Chinesen genügt es nicht mehr einen unserer Industriezweige mit uns zu theilen, sie verlangen ihn für sich allein. Nachdem sie sich die Cigarrenerzeugung angeeignet haben, werden sie dasselbe versuchen mit andern Zweigen, wie Confection von Schuhen und Kleidern, und unsere Fabrikanten werden sich genöthigt sehen ihre Arbeiter, Männer und Mädchen, zu entlassen.“ In diesem äußerst merkwürdigen Artikel wechseln Drohungen mit Alarmsrufen, eigentlich mit einem wahren Schmerzengeschrei. „Sie (die Chinesen)“, fährt der Artikel fort, „sind sanftmüthig und veröhnlich solange sie sich schwach fühlen, aber sie werden anmaßend und hart wenn sie sich für die Stärkern halten. Ihre Arbeitseinstellung zeigt die Rasse in ihrem wahren Gesicht. Sie verbreitet ein neues Licht über die chinesische Frage und ist im Grunde nichts anderes als eine Aufforderung an die Weißen das Feld zu räumen. Die Chinesen fühlen sich die Herren der Lage, und, wenn diejenigen welche in einem Gemeinwesen die Arbeit verrichten die wesentlichsten Bestandtheile dieser Gemeinde bilden, so ist es klar daß die Weißen, welche auf den pacifischen Küsten keine Arbeit mehr finden, gezwungen sind andere Gegenden aufzusuchen wo sie nicht riskiren, ihrer Farbe wegen, vertrieben zu werden.“ Diese Sprache in dem Munde eines Stimmführers der öffentlichen Meinung in San-Francisco bedarf keiner Erläuterung.

In Europa kennt man die Chinesen nur vom Hörensagen. Man ist bereit sie unbequem und unangenehm zu finden, aber man beschäftigt sich weiter nicht mit ihnen, man fragt nicht: was werden sie in einer mehr oder weniger nahen Zukunft sein? Prüfte man aber die betreffenden statistischen Angaben, so würde man sich wundern — und ich gestehe daß ich meistentheils erschrecke — über die außerordentlichen und stetigen Fortschritte welche diese Rasse in der jüngsten Zeit gemacht hat. Deutsche,

---

\* „The Morning Call“, vom 30. October 1885.

Engländer, Irländer, Skandinavier, Italiener, mit Einem Worte, die Colonisten sämmtlicher europäischer Nationen werden kaum hinreichen um den Unmassen menschlicher Wesen entgegenzutreten welche dieser ungeheure Körper, das Reich der Mitte genannt, über den Erdkreis ergießt. Wird dieser beständige Ueberlaß seine Constitution erschöpfen, werden darüber die Quellen des Lebens einer Nation versiegen, welche um 100 Mill. Seelen mehr zählt als die Gesamtbevölkerung Europas? Wir wissen es nicht. Was wird entstehen aus dem Aneinanderprallen jener beiden Ströme, des weißen und des gelben? Werden sie friedlich in parallelen Rinnsalen dahinfließen, oder durch ihren Zusammenstoß chaotische Zustände erzeugen? Wird die christliche Gesellschaft, die christliche Civilisation in ihrer jetzigen Gestalt, für einige Zeit, verschwinden? Wird sie siegreich hervorgehen aus dem Conflict und ihre ewigen Principien, nach wie vor, befruchtend über das Erdenrund tragen?

Wir wissen es nicht. Es sind dies ungelöste Räthsel. Es sind die Geheimnisse der Vorsehung. Verhüllt ruhen sie noch im Schoße der Zukunft. Was wir vernehmen, sind nur die ersten Klänge der Ouverture des großen Dramas kommender Zeiten. Noch ist der Vorhang nicht aufgerollt. Die Handlung spielt im 20. Jahrhundert.\*

---

Während meiner Reise in Indien begegnete ich überall der Ueberzeugung von einem bevorstehenden, jedenfalls unvermeidlichen Kriege mit Rußland. „In diesem Augenblicke“, sagte man mir, „durchziehen russische Truppen den östlichen Theil des Khanats von Bokhara, welchen nur ein schmaler afghanischer Landstrich von Indien trennt. Rußland hat sich, während der

---

\* Ich habe diese Gedanken in einem Vortrage geäußert, welchen ich in Wien, im Orientalischen Museum hielt (Februar 1885).

letzten Jahre, in Centralasien außerordentlich ausgedehnt. Seine Eroberungen wirken auf die Einbildungskraft der mohammedanischen Welt. Nun ist aber, in Indien, das mohammedanische Element das wichtigste und das am schwersten zu behandelnde. Indem Rußland sich unsern Grenzen nähert, bedroht es uns auf dem militärischen, moralischen und politischen Gebiete.“

Diese Anschauung, mehr oder minder offen, in den höchsten Sphären der Regierung mit einiger Zurückhaltung ausgedrückt, trat mir, wie gesagt, allenthalben entgegen. Es sind dieselben Besorgnisse, dieselben Prophezeiungen welche man in den Memoiren und öffentlichen Blättern aus dem Anfange des Jahrhunderts liest. Damals war es Napoleon der, wie man überzeugt war, im Begriff stand in Indien einzufallen. Die Analogie springt in die Augen.

Ohne sich zum Vertheidiger Rußlands aufzuwerfen, könnte man antworten, und hat man geantwortet — allerdings ohne die geringste Wirkung hervorzubringen — daß die Russen, indem sie ihr Gebiet vergrößern, in den meisten Fällen nur thun was sie nicht lassen können; daß sie im Grunde nichts anderes thun als die Engländer in Indien und Afrika thaten und noch thun; daß es zwar allerdings in Rußland ehrgeizige Stimmführer gebe welche für Eroberungen und die Errichtung der russischen Universalmonarchie in Asien schwärmen, aber daß es, neben diesen Trümmern, und zwar in den höchsten Sphären der Macht, nicht an Männern fehle welche, ernstlich aufrichtig und energisch, für die Erhaltung des Friedens wirken.

Aber die Antwort war immer dieselbe: „Wir wurden überlistet, getäuscht und wir sind bedroht, diesmal nicht von Einem Manne, sondern von einer ganzen Nation.“ So festgewurzelten Ueberzeugungen gegenüber verfehlen alle Gegengründe natürlich ihre Wirkung.

Zwei Axiome haben sich der Geister bemächtigt: der russische Ehrgeiz und Herat, der Schlüssel Indiens. In politischen Dingen, besonders in Dingen der auswärtigen Po-

litik, verstehe ich unter Axiom eine augenfällige oder für augenfällig geltende Wahrheit, welche keines Beweises bedarf, eben weil sie augenfällig ist oder es zu sein scheint. Ein Axiom ist kein Princip. Principien sind allgemeine, abstracte Regeln deren Anwendung sich nach den Bedürfnissen der Zeit richtet, welche aber immer in Kraft bleiben und die man nie ohne Gefahr und selten ohne Nachtheil verleugnet. Das Axiom ist ein feststehender und, in der Meinung der Gläubigen, unwandelbarer Glaubenssatz, ein Fixstern auf der beweglichen Sphäre der Politik. Es kann in dem Kopfe eines Mannes von großem Ansehen entstanden, oder die Formel einer Reihe von Erfahrungen, oder auch nur ein geflügeltes Wort sein, welches die Einbildungskraft der Massen entflammt und sich ihrer bemächtigt hat. Es kann, je nach Umständen, die Absichten der Männer an der Gewalt fördern oder hemmen. Fälle können eintreten wo die Regierenden sich genöthigt sehen dem Ideale den Rücken zu kehren, während die Regierten es noch anbeten. Ja es kann vorkommen daß ein Axiom zur öffentlichen Gefahr, zum öffentlichen Unglück wird.

Ich sprach bereits von dem Axiom des russischen Ehrgeizes; noch nicht von: Herat der Schlüssel Indiens. Dies Wort wird, ich weiß nicht mit welchem Grunde, dem Herzog von Wellington zugeschrieben. Aber, zur Zeit dieses großen Feldherrn, trennte ein ungeheurer Raum die afghanische Festung von den russischen Grenzen. Heute sind diese bis in ihre unmittelbare Nähe vorgerückt. Wenn Herat, wirklich, der Schlüssel von Indien ist, so wäre dies allerdings für England sehr nachtheilig; denn dieser Schlüssel hängt, sozusagen, an der Thüre des Gegners. Von seinem Fenster braucht er nur die Hand auszustrecken um sich des Schlüssels zu bemächtigen — vorausgesetzt daß dieser nicht bewacht wird von jemandem der so stark ist als er selbst. Aber die Engländer können den Schlüssel nicht bewachen wegen der großen Entfernung welche sie von ihm trennt.

Die Wacht ist also einem Freunde anvertraut, und dieser Freund ist der Emir von Afghanistan.

Man weiß was Afghanistan ist: ein Schlachtfeld der Bewerber um den wankenden Thron des Emirs; zu wiederholten malen der Kriegsschauplatz zwischen Afghanen und Engländern; ungeheure Steppen mit zerstreut liegenden Dajen, bewohnt von einem Volke welches den neuen Bundesgenossen seines Herrn so abgeneigt ist daß der jetzige Emir, der Freund und Pensionär Englands, in der jüngsten Vergangenheit es nicht gewagt hat oder nicht gewagt hätte den britischen Truppen den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten. Und doch hatten ihm die Engländer Kandahar freiwillig zurückgegeben, Kandahar, das detachirte Fort der Ringmauer welche die Natur zur Vertheidigung ihrer Halbinsel errichtet hat. Ueberdies, wurden die Arbeiten an der Befestigung der Gebirgspässe und der Bau der Eisenbahn, dieses Rundwegs hinter den natürlichen Wällen, zur Beruhigung der Afghanen eingestellt. Blieb also Herat, der Schlüssel Indiens, anvertraut der Bewachung des Emirs. Wahrhaftig, wenn Britisch-Indien keine andern Vertheidigungsmittel besäße wäre es nichts anderes als ein auf Flugsand stehender Prachtbau. Aber es gibt andere Mittel der Vertheidigung; es gibt das Schwert Englands. Wenn afghanische Horden die russischen Vorposten angreifen; wenn irgend ein russischer Offizier an der Spitze einiger Truppen einen militärischen Spaziergang unternimmt und dabei, auch nur zufällig, die afghanische Grenze überschreitet, so tritt der casus belli ein. Mit andern Worten, das Axiom von dem Schlüssel von Herat birgt in seinem Schoße den Krieg zwischen zwei der größten Mächte der Erde und, mittelbar, den europäischen Krieg.

Glücklicherweise, im Laufe des verwichenen Jahres (1885) vielleicht dank dem, so lehrreichen, Zwischenfalle von Benjdeh, ist in der öffentlichen Meinung ein großer Umschwung eingetreten. Das anglo-indische Publikum vergißt allmählich Herat, und der neue Vicekönig, eifrig und aufrichtig unterstützt von den

höchsten Militärbehörden, ließ, in richtiger Würdigung der Bedeutung der natürlichen Grenzen, die Arbeiten zur Befestigung der Gebirgspässe und den Eisenbahnbau wieder aufnehmen. Es ist nicht mehr in Herat wo die Engländer, nachdem sie sich 400 Meilen von ihrer Operationsbasis entfernt hätten, dem Feind, wenn es einen gibt, entgegentreten werden. Sie gedenken ihn am Helmund zu erwarten, in welchem Falle es die Aufgabe der Russen wäre durch die Steppe zu marschiren und sich von ihrer Basis zu entfernen. Die Rollen wären sonach vertauscht.

Darum wird aber England doch fortfahren, solange als möglich, ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Emir von Afghanistan zu unterhalten. Der Werth dieses Bündnisses wird von den größten Autoritäten in dieser Frage anerkannt, aber je stärker England an seinen Grenzen ist, je weniger wird sie von der afghanischen Allianz abhängen und je leichter wird es ihr sein sich ihrer zu versichern.

Uebrigens nicht die in einer unberechenbaren Zukunft möglichen Einfälle Rußlands würden mir Besorgnisse einflößen, wenn ich Engländer wäre, wohl aber die Wege welche man in Indien auf dem Gebiete der innern Politik wandelt, insbesondere der in gewissen Regionen begünstigte Plan die verschiedenen Volksstämme welche die Halbinsel bevölkern in eine einzige Rasse zu verschmelzen, eine neue Nation zu schaffen, und sie zu schaffen nach dem Ebenbilde des Engländers.

Doch es ist Zeit abzubrechen. Würde ich aufgefordert meine Reiseindrücke in Einem Satze zusammenzufassen so wäre meine Antwort: die britische Herrschaft in Indien ruht auf festen Grundlagen. England hat dort nur Einen Feind zu fürchten — sich selbst.



## Anhang.

### Reiserouten und Entfernungen.

	Geographische Meilen 60 auf einen Grad.	Englische Meilen 69,16 auf einen Grad.
D. S.* Von Southampton nach Capetown . . .	6014	
D. S. Von Capetown nach Port Elisabeth . . .	417	
E. B. Von Port Elisabeth nach Graham's Town . . . . .		108
W. Von Graham's Town nach King Wil- liam's Town . . . . .		73
W. Ausflug nach Peri Bush . . . . .		18
E. B. Von King William's Town nach East= London . . . . .		30
D. S. Von East-London nach Durban . . . . .	257	
E. B. Von Durban nach Pieter-Maritzburg W. Ausflug nach Swartkop Valley . . . . .		70 20
E. B. Von Pieter-Maritzburg nach Durban . . . . .		70
D. S. Von Durban nach Capetown . . . . .	804	
D. S. Von Capetown nach Melbourne . . . . .	5923	
D. S. Von Melbourne nach den Bluffs (Neu= seeland) . . . . .	1200	
E. B. Von den Bluffs nach Invercargill und Kingstown . . . . .		106
D. S. Von Kingstown nach Queenstown (Wa= katipusee) und Kinslough . . . . .	56	
D. S. Von Kinslough nach Kingstown . . . . .	56	
E. B. Von Kingstown nach Dunedin . . . . .		174
Zus . . . . .	14727	669

\* D. S., Dampfschiff; E. B., Eisenbahn; W., Wagen.

	Geographische Meilen.	Englische Meilen.
Transport . . .	14727	669
E. B. Von Dunedin nach Christchurch . . .		230
E. B. u. W. Ausflug in das Innere . . .		114
E. B. Von Christchurch nach Littleton . . .		7
D. S. Von Littleton nach Wellington . . .	178	
D. S. Von Wellington nach Picton . . .	54	
D. S. Von Picton nach Nelson . . .	81	
D. S. Von Nelson nach New-Plymouth . . .	146	
D. S. Von New-Plymouth nach Kawhia-Harbour . . . . .	66	
D. S. Von Kawhia-Harbour nach Manikau	80	
E. B. Von Manikau nach Auckland . . .		7
D. S. Von Auckland nach Tauranga . . .	145	
W. u. <sup>zu</sup> Pferd. { Von Tauranga nach Ohinemutu, zu den Geisern, Wairoa, Roto-Manahasee, den Terrassen, Cambridge und Hamilton . . . . .		172
E. B. Von Hamilton nach Auckland . . .		87
D. S. Ausflug auf die Insel Kawau . . .		52
D. S. Von Auckland nach Sydney . . .	1334	
E. B. u. W. Ausflug nach Richmond . . .		76
E. B. Ausflug nach den Blue Mountains . . .		192
D. S. u. { Ausflug nach Hawkesbury-River . . .		147
E. B. {		
D. S. Von Sydney nach Brisbane . . .	500	
E. B. u. W. { Darling-Downs, Westbrook, Harlepton und zurück . . . . .		275
D. S. { Von Brisbane nach Batavia 3686 } Ausflüge . . . . . 98 }	3784	
E. B. u. <sup>zu</sup> Pferd. { Von Batavia nach Buitenzorg, Tjandjoer, Bandoeng, zum Vulkan Tangfoe-ban-praoc und zurück . . .		325
Zusammen . . .		
Zusammen . . .	21095	2353



	Transport . .	Geographische Meilen.	Englische Meilen.
W. u. E. B.	Ausflug in den Raibarpaß . .	24333	6107
E. B.	Bon Peshawar nach Lahore, Amrit- sir, Agra, Allahabad, Benares, Kal- kutta . . . . .		30
E. B.	Bon Kalkutta nach Darjee- u. ling . . . . .	364	1609
Dan- dy.	Ausflug nach Siffim . . . . .	22	
	Zurück nach Kalkutta . . . . .	364	750
D. S.	Bon Kalkutta nach Colombo (Ceylon)	1412	
D. S.	Bon Colombo nach Albany (King-George-Sound) . . . . .	3379	
	Bon Albany nach Glenelg (Adelaide). . . . .	1818	5682
	Bon Glenelg nach Melbourne	485	
E. B.	Bon Melbourne nach Sydney . . .		580
	Bon Sydney nach San-Francisco:		
	Bon Sydney nach Newcastle	55	
	Bon Newcastle nach Norfolk- Island . . . . .	900	
	Bon Norfolk-Island nach Suva (Fiji-Island). . . . .	909	
	Ausflug nach Mbao, hin und zurück . . . . .	70	
	Bon Suva nach Levuka . . . . .	60	
	Bon Levuka nach Mango-Is- land . . . . .	115	2739
	Bon Mango nach Loma Loma	36	
	Bon Loma Loma nach Nina- Tobutava (Keppel-Island)	285	
	Bon Nina-Tobutava nach Apia, Upolu (Samoa). . . . .	189	
	Bon Apia nach Pango Pango (Tutuila-Island) . . . . .	120	
	Latus . . . . .	34166	9076

		Geographische Meilen.	Englische Meilen.	
	Transport . .	34166	9076	
Dampf und Segel.	Von Pango Pango nach dem Westcap (Tutuila) . . . . 18 (2757 auf dem Spiëgle.) Von Tutuila nach Honolulu 2280 Von Honolulu nach San-Fran- cisco . . . . . 2100	4398		
			D. S. Von San-Francisco nach Portland .	680
			E. B. Von Portland nach St.-Paul (North- Pacific-River) . . . . .	1911
E. B.	Von St.-Paul nach Chicago . . . .	410		
E. B.	Von Chicago nach Niagara-Falls über Détroit . . . . .	512		
E. B.	Von Niagara-Falls nach Lewston, u. Toronto, Kingston und Prescott nach Montreal. . . . .	114	353	
D. S.				
E. B.	Von Montreal nach Quebec . . . .	172		
E. B.	Von Quebec nach Boston . . . . .	420		
E. B.	Von Boston nach Newyork . . . . .	230		
D. S.	Von Newyork nach Newport und zurück	300		
D. S.	Von Newyork nach Queenstown (Cu- nard Southern-Track). . . . .	2960		
	Summa	42618	13084	
	13084 engl. Meilen =	11351		
	Summe in geogr. Meilen 60 auf den Grad:	53969		
	Summe in deutschen Meilen 15 auf den Grad:	13492,25		
	oder:	99942 Kilometer.		



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







